Memoiren meines Lebens.

I.



Was ich gefunden und was ich empfunden
Jn meinen heitern und trüben Stunden,
Geb' ich Dir Leser wahr und getreu
Als mein geschriebenes Conterfei.

Dr. J. F. Castelli

Memoiren meines Lebens.

Gefundenes und Empfundenes,

Erlebtes und Erstrebtes

von

Dr. J. F. Castelli.

Erster Band.

(Vom Jahre 1781 bis zum Jahre 1813.)

Wien und Prag.
Kober & Markgraf
1861.

Druck bei Kath. Gerzabek in Prag 1861.

Vorwort.

Ein langes und ereignißreiches Leben
  Hat mir gegönnt das gnädige Geschick,
Ich sah den größten Mann sich hoch erheben,
  Und wieder fallen in sein Nichts zurück.
Ich sah mein Oestreich nach der Freiheit streben
  Und sie erringen einen Augenblick,
Doch bei des nächsten Morgenrothes Schimmern
  Sah ich das Volk, wie toll, sein Werk zertrümmern.

Ich sah des Geistes Wunder sich entfalten,
  Die Sonn' als Maler Bilder conterfei'n;
Ich sah des Dampfes schreckliche Gewalten
  Bezähmen zu der Handelschaft Gedeih'n;
Ich sah den Draht zum Sprecher sich gestalten,
  Der Kunden schnellster Ueberbringer sein;
Ich sah den Geist zum Himmel auf sich schwingen
  Und wieder in der Erde Tiefen dringen.

Und Alles, was ich gesehen und gehört, gefunden und empfunden, erlebt und erstrebt, habe ich nach meiner individuellen Anschauung wahr und einfach in meinen Memoiren niedergeschrieben.

Was dieser erste Band enthält, war bereits in dem Journale „Wanderer" in Wien stückweise gedruckt, und ich genoß das Vergnügen zu sehen, daß sich die Leser sowohl durch meine Erlebnisse, als auch durch meine Darstellungsweise derselben angeregt fühlten und meine Memoiren mit Vergnügen lasen. Viele forderten mich auch auf, diese einzelnen Bruchstücke zusammen in einem Buche erscheinen zu lassen, weil es ihnen mehr Vergnügen machen würde, dieselben ununterbrochen lesen zu können. Auch die Kritik sprach sich über diese Aufzeichnungen beifällig aus.

Und so erscheint hiermit der erste Band, und nach dem Materiale zu schließen, welches fertig in meinem

Pulte liegt, werden noch zwei oder drei Bände nachfolgen.

Ich bin überzeugt, daß diese folgenden Bände noch größeres Interesse für die Leser haben werden; denn während Kinder- und Knabenbegebenheiten (welche ich doch nicht ganz übergehen konnte) einen großen Theil dieses ersten Bandes füllen, boten meine folgenden Reisen durch ganz Deutschland, Frankreich und Italien mir bedeutenderen Stoff, interessantere Ereignisse und merkwürdige Männer vorzuführen. Die genaue und ausführliche Beschreibung der Ludlamshöhle, Charakterskizzen berühmter in- und ausländischer verstorbener Schriftsteller werden die Leser mehr anziehen, und wenn das ganze Werk vollendet sein wird, so hoffe ich, daß es mir nicht zur Unehre gereichen und einen Beitrag zur Geschichte von Alt-Wien liefern werde.

So geht denn hin in die Welt, ihr meine Lebens-Blätter! Ich habe das Bewußtsein, daß ich mich selbst ohne Eigenliebe, aber auch ohne Schonung, ganz wie ich bin,

geschildert, und auch Andern gleiche Gerechtigkeit habe wider=fahren lassen; und wenn ich einst ruhe, so gebt Zeugniß von meinem Wirken und Streben.

Wien im December 1860.

Dr. J. F. Castelli.

Inhalt.

I.

Aus meinen Kinderjahren.

II.

Meine Jugendjahre.

III.

Das Jahr 1794.

Das Jahr 1795.

Das Jahr 1796.

VIII.

IX.

X.

XI.

XII.

Gefundenes und Empfundenes.

I. Band.

I.

Aus meinen Kinderjahren.

Meine Geburt.

Ich wurde am 6. März 1781 um 1½ Uhr Nachmittags in Wien in dem Hause, welches an das alte Universitätsgebäude angebaut ist, und einen Vorsprung gegen den Dominikanerplatz bildet, geboren. Man hieß es das Hornmacherhaus, weil lange Jahre ein Blechinstrumentenmacher darin wohnte.

Ich war der Erstgeborene meiner Eltern, und daher große Freude im Hause derselben über meine Geburt.

In der Dominikanerkirche erhielt ich die Taufe durch einen Priester Namens Cyrillus Paula, welcher ein intimer Freund meiner Eltern war, und auch der meinige bis zum Ende seines Lebens blieb. Er war ein wahrer frommer Diener Gottes, mit einem verehrungswürdigen Aeußeren, dessen angenehme, einnehmende und Zutrauen einflößende Züge sich so sehr in mein Gedächtniß geprägt haben, daß ich ihn jetzt noch vor mir stehen sehe.

Mein Taufpathe war der reiche Kaufmann Reich, welcher sein Spezereigewölbe auf dem hohen Markt hatte

und dem mein Vater viele Freundschaftsdienste erwiesen hatte, unter andern auch diesen, daß er durch dessen Vermittlung den sogenannten Seitzerhof um einen sehr annehmbaren Preis zu kaufen bekam.

Reich gab mir zum Angebinde eine große goldene Medaille, wobei ein Zettel von seiner Handschrift lag, mit den Worten: „Gott segne und erhalte Dich lieber Göd."

Nach dem Tode meines Vaters habe ich den Zettel gefunden, aber die goldene Medaille hatte mein guter Vater, als er in seinem Alter in Pensionsstand versetzt wurde, und daher nur ein spärliches Einkommen hatte, in gangbare Münze umgewechselt. O, wären es doch tausend goldene Medaillen gewesen!

Bei diesem Zettel von meinem Pathen fand ich auch ein geweihtes Band, worauf vielfarbige Blumen, Vögel, und mitten darin der heilige Vincentius gemalt waren und welches mir der Pater Cyrillus bei der Taufe umhing. Ich besitze dieses Band noch, und es ist noch so rein und hellfarbig, als ob es eben gemalt worden wäre.

Ich erhielt bei der Taufe die Namen Ignaz Vincenz, den Namen Ignaz, weil mein Vater ebenso hieß, den Namen Vincenz als Beigabe von meinem Pathen.

Den Namen Franz erhielt ich später bei der Firmelung und habe mich daher immer J. F. Castelli geschrieben.

Meine Eltern.

Mein Vater Ignaz Castelli war früher Laienbruder bei den Jesuiten und trug daher auch das Ordenskleid. Als solcher hatte er, da er im Rechnungswesen sehr bewandert war, die Kanzleigeschäfte der Wiener Ordenscongregation zu besorgen.

Aus dieser Verbindung mit den Jüngern des h. Loyola schrieb es sich her, daß mein Vater, der außerdem ein sehr frommer Mann war, eine fast abgöttische Verehrung für den Jesuitenorden hegte und bis an seines Lebens Ende bei seinem sonst ruhigen, ja phlegmatischen Temperamente, nur dann in Zorn gerathen konnte, wenn man etwas Ehrenrühriges gegen diese, in seinen Augen heiligen Väter sich zu sagen erlaubte.

Ich habe nur einmal in meinem Leben ihn zornig gegen mich gesehen, und sogar eine tüchtige Ohrfeige von ihm erhalten, und das geschah, da ich als Student die Vacanzen bei ihm zubrachte, und bei einer Gelegenheit mich äußerte, Kaiser Joseph habe ganz recht daran gethan, diesen Orden aufzuheben.

Ich konnte ihn nur dadurch wieder besänftigen, daß ich ihm, als er mich fragte, warum ich das gesagt habe, lächelnd antwortete: Nun, wenn die Jesuiten nicht aufgehoben worden wären, so hätten Sie, lieber Vater, auch nicht geheirathet, und ich wäre nicht auf der Welt!

Ich habe später nie mehr diese empfindliche Seite meines Vaters berührt.

Als die Jesuiten aufgehoben wurden, erhielt mein Vater, mit dem Titel: der n. ö. Exjesuiten Güter k. k. Revident und Grundbuchshändler, den Auftrag, die Rech-

nungen abzuschließen, die liegenden Gründe und das übrige unbewegliche Eigenthum des Ordens theils an den Staat zu übergeben, theils zu veräußern, kurz tabula rasa zu machen, und er entledigte sich dieses Auftrages mit solcher Genauigkeit, Ordnungsliebe und Rechtlichkeit, daß er nach vollendetem Geschäfte eine Rechnungsrathsstelle bei einer Staatsbuchhaltung (wenn ich nicht irre, so war es die Staatsgüterbuchhaltung) und ein Absolutorium erhielt, in welchem man ihm die gebührende Belobung über das von ihm mit so großer Einsicht und Rechtlichkeit vollführte Geschäft ertheilte, ihn von aller ferneren Haftung lossprach, und ihm das ehrenvolle Zeugniß gab, daß durch seine Gebahrung dem Staate ein Gewinn von mehr als einer Million (die genaue Summe ist mir nicht mehr bekannt) zugeflossen sei.

Dieses Absolutorium, kalligraphisch geschrieben, prangte in einem goldenen Rahmen über meines Vaters Schreibtisch bis zu seinem Ende. Auch stand das Geschenk, welches er von Maria Theresia erhalten hatte, in seinem Schlafgemache.

Dieses Geschenk, noch von den Jesuiten herrührend, will ich etwas näher beschreiben, da ich und Alle, die es gesehen haben, mit mir, es für eines der größten Kunststücke halten.

Es ist ein Christus am Kreuze, beiläufig vier Schuh hoch, von Speckstein so kunstvoll gearbeitet, daß die rötheren Stellen des Steines anatomisch richtig die Wunden des Erlösers, und das blaue Aederwerk des Steines die Adern des Gottmenschen zeigen. Zudem ist die Figur selbst, vor Allem das Antlitz, so ehrfurchtgebietend, so milde und wehmüthig, daß man unwiderstehlich angeregt

wird, die Knie vor demjenigen zu beugen, dessen Abbild der Künstler so vollendet dargestellt hat.

Mein Vater sagte mir, daß ihm für dieses Crucifix von einem Fremden 2000 fl. geboten worden sind, daß er sich aber nie davon habe trennen können, so nothwendig er das Geld auch gebraucht hätte. Wirklich kniete er auch täglich Morgens und Abends auf dem Betschemel vor diesem Gekreuzigten und verrichtete seine Andacht.

Meine Schwester besitzt dieses Crucifix noch.

Mein Vater war schon nahe bei sechzig, als er meine Mutter, welche einige zwanzig Jahre zählte, heirathete, und seltsam genug, mein Vater wurde 94, meine Mutter nur 46 Jahre alt.

Mein Vater muß in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen sein; denn er war in der Zeit seiner Heirath noch hübsch und rüstig, wie sein Porträt, welches zu jener Zeit gemalt wurde und welches meine Schwester noch besitzt, beweist. Er war von mittlerer Größe, etwas corpulent, sein Gesicht rund, aus welchem zwei blaue Augen mild hervorblickten; vor Allem war der Schnitt seines Mundes anmuthig, und wenn sein Bart rasirt war, so zog sich ein blauer Schatten über sein rundes Kinn. Er kleidete sich nach der damaligen Art der Beamten, an Festtagen sah man ihn mit gestickter Weste, einen Degen an der Seite, mit Perrücke und Haarbeutel und chapeau-bas.

Das Temperament meines Vaters neigte sich mehr zum Phlegmatischen; ich habe ihn nur sehr wenige Male in Hitze gesehen; er hatte eine sehr gute Körperconstitution, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß er je bedenklich krank gewesen wäre. Er aß und trank gerne gut, aber stets mäßig. Er war überhaupt ein Vorbild der

Ordnung, und dies mag auch meistens dazu beigetragen haben, daß er ein so hohes Alter erreichte. Seine Augen waren so vortrefflich, daß er in seinen Siebziger Jahren noch ein dickes Gebetbuch in zwei Bänden für meine Schwester schrieb.

Um ein Beispiel von seiner stets gleichförmigen Lebensart zu geben, führe ich an, daß er sich täglich des Morgens seine Portion Schnupftabak abwog, und wenn er gegen Abend diesen schon verbraucht hatte, weil Besuche bei ihm waren, denen er Tabak anbot, so hätte er sich doch bei aller Lust darnach nie mehr einige Prisen aus seinem großen Tabaktiegel geholt.

Mein Name hat zwar italienischen Klang, und es wäre wohl zu vermuthen, daß meine Voreltern Italiener gewesen seien, aber ich habe darüber nie etwas Gewisses erfahren können, denn mein Vater selbst wußte über seine Ahnleiter nichts weiter, als daß sein Vater ein ehrsamer Schneidermeister in der Leopoldstadt gewesen sei. Auch ist mir nie ein einziger Verwandter von ihm bekannt geworden, welches sehr begreiflich ist, da mein Vater noch ein Kind war, als sein Vater starb, und er selbst nach dessen Tode in das Wiener Waisenhaus kam.

Meine Mutter, Dominika Mayr, war die Tochter eines Hauseigenthümers zu Mariahilf. Mein Großvater von mütterlicher Seite war schon todt, als ich zur Welt kam, aber meine Großmutter, eine geborne Bollon, habe ich recht gut gekannt, und wurde von ihr wie ihr eigenes Kind geliebt. Ich werde von ihr zu jener Zeit sprechen, wo ich bei ihr durch mehrere Jahre wohnte.

Meine Großmutter besaß zwei Häuser zu Mariahilf, das eine hatte sie von ihrem Bruder Bollon (welcher

Rauchfangkehrermeister war) geerbt; es ist in der Josephgasse, und heißt noch immer das Rauchfangkehrerhaus, weil von jener Zeit an der jeweilige Rauchfangkehrermeister dieser Vorstadt immer darin gewohnt hatte; das andere Haus war in der Siebensterngasse, welche Gasse von dem Schild des Hauses den Namen hat, weil es damals den größten Raum in dieser Gasse einnahm, obschon es gegen die Gasse zu nur einen ebenerdigen Tract hatte.

Meine Mutter hatte noch drei Schwestern, eine verheirathete und zwei ledige, und zwei Brüder. Von meinen beiden ledigen Tanten, denen ich meine Erziehung und meine spätere Wohlhabenheit danke, werde ich in der Folge vielfach zu sprechen Gelegenheit haben.

Meine Mutter war eine gemüthliche, herzensgute Frau, eine zärtliche Mutter, an welcher ich mit ganzer Seele hing; leider hatte ich mich nur bis in mein neuntes Jahr ihrer zärtlichen Sorgfalt zu erfreuen, dann folgte sie meinem Vater, welcher in Ruhestand versetzt wurde, auf das Land, und ein paar Jahre nachher starb sie an einer Brustkrankheit.

Deine himmlisch milden Züge, geliebte Mutter, schweben mir noch immer vor den Augen.

Die ersten drei Jahre meines Lebens.

Es wird wenige Menschen geben, welche sich an Einzelheiten ihrer ersten Kinderjahre erinnern können. Ich weiß davon gar nichts und kann daher nur das anführen, was mir meine Eltern in spätern Jahren davon erzählt haben.

Ich soll, sagte mir meine Mutter, nie eingeschlafen sein, außer wenn sie selbst mich entweder auf ihren Armen

oder in der Wiege einschaukelte, dabei mußte aber auch immer gesungen werden, und zwar nur ein einziges Lied war es, welches stets gewiß auf mich die Wirkung hervorbrachte, daß ich entschlummerte.

Wie eine süße Mutterstimme auch das Entsetzlichste wohlthuend machen kann, davon gibt der unsinnige Text dieses Liedes einen Beweis; er hieß:

Mäus' auf der Häfenstell'n,
Schau obs' nit owa wöll'n,
Und wanns' nit owa wöll'n,
Lass'n wir's auf der Häfenstell'n.

Einmal wollte mein Vater versuchen, mich in den Schlaf zu singen, er nahm mich auf den Arm und fing jenes Lied zu singen an, welches er bei lustigen Gelagen immer zum Besten gab, es lautete:

Dreimal Leberknödl
Und's viertemal a Wurst
Und wer an Wein in Keller hat,
Der leidet keinen Durst.

Ich aber fing darüber ein so fürchterliches gellendes Geschrei an, daß er mich schnell meiner Mutter übergab und aus dem Zimmer rannte, und zwar mit den Worten: „Der Bub wird in seinem Leben nicht musikalisch.“

Meine gute Mutter stillte mich selbst und zwar so lange, daß sie, welche ohnedies von sehr schwächlicher Leibesbeschaffenheit war, sich vermuthlich dadurch selbst schadete, und sich eine Brustkrankheit zuzog, welche ihrem Leben so früh ein Ende machte. Ihre mütterliche Zärtlichkeit ging so weit, und sie stillte mich so lange, daß ich schon im Stande war, einen kleinen Schemel zu ihr zu tragen und von diesem auf ihren Schooß zu klettern, um mir die Brust zu suchen.

Als sodann der Schnuller bei mir die Stelle der Brust einnahm, habe ich mir, wie meine Mutter mich versichert, Zwieback und Zucker dazu selbst gestoßen.

Ich wurde überhaupt in meiner zarten Jugend ungemein gehätschelt und glaube, daß darin auch der Grund meiner spätern Kränklichkeit zu finden war. Wenn nur ein Wölkchen sich am Himmel zeigte, so durfte ich ja nicht aus dem Zimmer getragen werden und wurde stets, wenn ich in die Luft kam, in Tücher und Pelze eingehüllt.

Ein sehr guter Freund meiner Eltern war ein Abbé Namens Leopold Föderl, damals Professor der Poesie an der Wiener Universität. Dieser Mann war es, welchem ich den ersten Unterricht verdankte. Er liebte mich wie ein zweiter Vater, er lehrte mich das Kreuz machen, das „Vaterunser" beten und die Buchstaben kennen. Das letztere bewirkte er in sehr kurzer Zeit dadurch, daß er mir gemalte Bilderchen zeigte, unter denen die Buchstaben, wie sie in der Druckschrift gebräuchlich sind, gedruckt waren, so z. B. stand unter einem gemalten Apfel das **A**, unter einem gemalten Bauern das **B**, unter einem Soldaten das **S** u. s. w. durch das ganze Alphabet, so daß immer der erste Laut beim Aussprechen des Namens zugleich der Buchstabe war. Mein Vater sagte mir, daß ich auch öfters die Sache nur mit den Buchstaben benannte. Wenn z. B. ein Soldat vorüber ging, so rief ich: Da geht ein S.!

Als ich auch die zehn Gebote Gottes schon auswendig wußte, stellte der Abbé Föderl eine Prüfung vor einer Gesellschaft von guten Freunden mit mir an Er bildete sich sehr viel auf seine Unterrichtsmethode ein, und wollte zeigen, wie weit er es mit mir vierjährigem Knaben ge-

bracht habe; allein er selbst hat mich nach vielen Jahren noch lächelnd versichert, daß ich ihm bei dieser Prüfung viel Aerger verursachte, weil ich entsetzlich dumm antwortete und seinen pädagogischen Künsten wenig Ehre machte.

So fragte er mich:

Wo ist denn der liebe Gott?

Ich antwortete: Dort hängt er, und zeigte auf ein Christusbild in einem Rahmen an der Wand.

Wo ist er denn noch? fragte er weiter.

Bei meinem Papa im Zimmer ist auch ein anderer lieber Gott, antwortete ich.

Ganz recht, das sind nur Bilder vom lieben Gott, aber wo wohnt er selbst?

I ch. Das weiß ich nicht.

E r. Sage das Vater unser.

I ch. Vater unser, der du bist im Himmel. . . . .

E r. Also im Himmel ist er.

I ch. Im Himmel kann er ja nicht sein, wenn er da ist.

E r. Schweige jetzt Dummkopf uud sage die zehn Gebote.

Ich sagte sie geläufig bis zum siebenten her, das Stehlen wollte mir aber nicht beifallen. Da machte mein Lehrer eine Bewegung mit den gekrümmten Fingern und ich platzte heraus: Siebentes, du sollst nicht g r e i f e n!

Meine liebste Spielerei bestand im Messelesen. Mein frommer Vater hatte mich mit fünf Jahren einige Male in die Kirche mitgenommen, und die Ceremonien bei der Messe hatten einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich sie zu Hause immer nachahmte. Als meine Mutter das sah, machte sie mir ein Meßkleid aus Papier, richtete mir einen kleinen Altar zusammen, mein Vater kaufte mir Kelch, Monstranze, Kännchen, Leuchter u. s. w. von Zinn

und ich las so alle Tage meine fünf — sechs Messen. Die Freude, welche mein Vater darüber empfand, war grenzenlos; denn er hoffte schon in seinem Sohne einen frommen Pfarrer zu sehen.

Ich war aber dennoch auch manchmal ein, wie man bei uns sagt, hautschlimmer Junge, ich beschmierte alle Wände mit Bleistift oder Kohle, ich verschleppte meiner Mutter alle Scheren und Nadeln, schnitt mit der ersteren Löcher in die Vorhänge und nähte sie mit den letzteren wieder zusammen, ich malte mir mit dem Schnupftaback meines Vaters einen Schnautzbart u. s. w.

Auch gegen Thiere war ich in diesen Jahren nichts weniger als mitleidig. Ich hatte meine große Freude daran, wenn ich unser Hündchen bei den Vorderfüßen im Zimmer herumziehen konnte, bis das arme Thier heulte, oder wenn ich mit einer Nadel oder einem Stock in den Vogelkäfig stechen konnte, daß die Vögel flatterten. Und — sonderbar! — jetzt in meinem Alter bin ich für alle Gegenstände der Natur sogar etwas hyper-empfindsam, am meisten aber für Thiere. Es ist mir unmöglich ein Thier zu tödten, und müßte ich ihm selbst das Messer in die Kehle stechen, ich würde gewiß nie ein Huhn essen. Ja selbst jene Thiere, welche den Menschen plagen, ich verscheuche sie, aber ich tödte sie nicht. Ich hasse die Jagd, ich habe ein Grauen vor einem Fleischhauer, ich kann es nicht sehen, wenn Pferde schwer ziehen müssen. Wie viele Zeisige habe ich schon gekauft, welche sich ihr Futter in einem kleinen Wägelchen und ihr Wasser in einem Fingerhut empor zu ziehen gezwungen sind, um sie von ihrer Last zu befreien, und wenn ich unwillkürlich, — denn mit Willen thue ich dieses nie — auf eine Raupe trete,

thut es mir wehe. Das ist etwas übertrieben, sagen mir viele Leute, allein ich kann nicht anders, dies Gefühl ist stärker als ich.

Ich habe sogar jetzt in meinem hohen Alter in Niederösterreich einen Verein gegen Mißhandlung der Thiere gegründet, und dies eine erfreut mich mehr als Alles, was ich in meinem ganzen Leben zu Stande gebracht habe.

Ich glaube, daß diese Umwandlung in meinen Gefühlen ein Jugendeindruck hervorgebracht habe, den ich meiner guten Mutter danke, und ich muß diese Begebenheit hier mittheilen, weil sie eben sich in jenen Jahren meines Knabenalters ereignete.

Wir hatten in meiner Eltern Hause ein Paar Canarienvögel, einen gelben, und einen grünen. Meine Eltern liebten diese Vögel sehr, denn sie waren sehr zahm, hüpften beim Essen immer auf dem Tische herum und pickten Zucker aus der Hand. Ich sechsjähriger Knabe aber meinte, solch ein Vöglein sei nur zu meiner Unterhaltung da, und ich schoß daher mit meinem Blaserohr zum öftern Erbsen auf die armen Thierchen in den Käfig hinein. Dies wurde mir öfters untersagt, aber ich kehrte mich nicht daran und einmal fiel es mir sogar ein, es wäre sehr schön, wenn ich den gelben spitzen Hut meines Hanswurstes mit grünen Federn schmückte. Ich nahm den grünen Canarienvogel aus dem Käfig und fing an, ihn zu rupfen. Mein Vater kam dazu und wurde so zornig, daß er einen Stock ergriff, um mich derb durchzuprügeln. Ich erhob ein fürchterliches Zetergeschrei und meine Mutter lief herbei. Laß den Jungen! sagte sie, wenn er mir verspricht, das nicht mehr zu thun, so werde ich ihm des Abends eine schöne

Geschichte erzählen, die ihn gewiß mitleidiger gegen die Thiere machen wird.

Mein Vater ließ sich besänftigen und ich, der ich kein größeres Vergnügen kannte, als mir Geschichten erzählen zu lassen, versprach Alles und freute mich schon auf den Abend.

Gegen acht Uhr nun — mein Vater war Zeitungen lesen gegangen — saß ich bei meiner Mutter, welche Wäsche flickte, unsere Magd spann daneben und jene erzählte mir Folgendes:

Es war einmal ein sehr schlimmer Junge, der seinen Eltern nicht folgte, im Lernen nicht vorwärts kam und tausend Spitzbübereien anstellte, aber alle Thiere hatte er außerordentlich lieb und that nie einem etwas zu Leide. Mit dem Hunde im Hause theilte er oft sein Jausenbrot, die Canarienvögel fütterte er immer selbst, die Katze ließ er bei sich im Zimmer schlafen, und als er einmal von der Köchin hörte, daß sie am nächsten Tage die abscheulichen Küchenkäfer, die man Schwaben nennt, ausbrennen wolle, hatte er sogar Mitleid mit diesen Thieren, kroch des Abends, wo diese Käfer herauskommen, unter dem Heerd, sammelte sie alle in einen Topf zusammen und trug sie hinaus auf das Glacis, wo er sie ausleerte. Der Knabe wurde immer größer und ward ein wüster abscheulicher Mensch. Er kam in schlechte Gesellschaften, wurde ein Spieler und Säufer; da er sich nichts verdienen konnte, weil er nichts gelernt hatte, so machte er Schulden, und beging endlich sogar einen Diebstahl. Er wurde eingezogen, und da er seine Gesundheit durch übermäßiges Trinken ganz zu Grunde gerichtet hatte, so starb er im Gefängnisse; aber ungeachtet seines ruchlosen Lebenswandels hatte er doch nie einem Thiere etwas zu Leide ge-

than, und noch im Gefängnisse eine Maus, welche alle Nacht auf sein Lager kam, mit seinem schwarzen Brote gefüttert. Als nun die Seele dieses Menschen vor den lieben Gott kam, und dieser schon ein strenges Urtheil über sie aussprechen wollte, da kamen alle Thiere, alle, alle und baten den lieben Gott, er möchte ihm verzeihen. Der liebe Gott hat ihm in seiner Barmherzigkeit auch verziehen.

Meine Mutter schwieg, ließ die Nadel sinken und sah mich an. Mich hatte diese Erzählung so ergriffen, daß ich weinen mußte, da stand sie auf und sagte: Komm! jetzt wollen wir den armen Canarienvogel, den Du so unbarmherzig gerupft hast, mit Oel einschmieren. Ich ging mit ihr, bedauerte den armen Vogel recht sehr, nahm die Federn wieder von dem Hute meines Hanswursts und bat meine Mutter, sie möchte sie dem Vogel wieder einsetzen.

Ich bin jetzt 79 Jahre alt, und diese schlichte Erzählung habe ich behalten und erinnere mich oft daran.

Ein öffentliches Kirchenfest, welchem ich damals beiwohnte, ist mir noch immer im Gedächtniß geblieben, denn es war das erstemal, daß ich unter viele Menschen kam, daß ich die Pracht der Kirchenornate, viel Militär, reichgekleidete Cavaliere und den Kaiser selbst sammt seinem ganzen Hofstaat sah. Mein Vater hatte mich nämlich mit sich genommen, um die Frohnleichnams-Procession zu sehen. Die Stephanskirche war dazumal noch mit einer Menge nur ein Stockwerk hohen Häuserchen umgeben. In einem dieser Häuserchen hatte mein Vater einen Bekannten und bei diesem saß ich am Fenster. Ich hatte nicht Augen genug, um zu schauen, es ergriff mich fast ein

Schwindel, und als nun der Bischof unter dem Himmel kam, da sagte mein Vater zu mir: Gib Acht, jetzt kommt der Kaiser. Der Kaiser kam auch wirklich gleich nach dem Himmel, ich aber hielt den Bischof für den Kaiser, weil er einen von Gold strotzenden Vespermantel trug, und ich mir einen Kaiser nicht anders, als mit Gold besäet und die Krone auf dem Haupt denken konnte.

Ich fing schon sehr früh an verliebt, und sogar eifersüchtig zu werden. Meine Mutter hatte eine sehr gute Freundin, eine Witwe, Frau Pitsch. Diese besuchte uns öfter mit ihrem Sohne, einem Knaben in meinem Alter, und mit ihrer Tochter, welche schon um ein paar Jahre älter war. Auch wir erwiderten diese Besuche. Wenn wir nun hin kamen, so versammelten sich daselbst noch mehrere andere Knaben aus dem Hause. Wir spielten gewöhnlich Soldaten, hatten im Vorzimmer eine eigene Wachstube und stellten überall Posten aus. Frau Pitsch war unsere Kaiserin und ihr Töchterchen Nanni die Prinzessin. Wenn eine von diesen erschien, so wurde so fürchterlich „Gewehr auf!" geschrien, daß die nebenwohnenden Leute sich über den Höllenlärm beklagten.

Die kleine Nanni gefiel mir ganz außerordentlich. Wenn ich zu Hause Zuckerwerk bekam, so bewahrte ich stets ein Stückchen davon für sie auf und brachte es ihr. Wenn wir spazieren gingen, uns kleine Kinder begegneten und meine Mutter meinen Vater auf ein kleines Mädchen aufmerksam machte, indem sie sagte: Sieh nur einmal das bildschöne Kind an! da fiel ich gleich ein: Pitsch-Nanni ist doch schöner!

Dem Bruder der Kleinen schlug ich einst ein blaues Auge, weil er seiner Schwester Wasser in's Gesicht spritzte,

und als wir einst bei Pitsch zu Mittag aßen, fing ich jämmerlich zu weinen an und wollte um alle Welt nicht bei Tische bleiben, weil — man höre und staune! — weil ein anderer Knabe mit Nanni ein ganz gleich geformtes Eßbesteck hatte, und ich ein verschiedenes.

Was eine Nessel werden will, brennt früh. Die Eifersucht hat mir in spätern Jahren viele Qualen verursacht, aber sie war auch eine der Ursachen, warum sich alle meine Liebschaften zerschlugen, ohne zum Ziele der Ehe zu führen.

II.

Meine Jugendjahre.

Mein erster Schulbesuch.

Mein Lehrer, der Abbé Föderl, hatte die Professur an der Universität und auch Wien verlassen, da er zum Pfarrer in der Stadt Weitra im V. O. M. B. promovirt wurde. Ich werde von diesem vertrauten Freunde meiner Familie öfters zu sprechen Gelegenheit haben.

Da nun mein Unterricht fortgesetzt werden mußte, sandten mich meine Eltern in die Schule im sogenannten heiligen Kreuzerhofe, welche als gute Unterrichtsanstalt bekannt und dem Hause, wo wir wohnten, die nächste war. Es ist eine eigene Fügung des Schicksals, daß ich jetzt als Greis in demselben Hause wohne, wo ich als Knabe in die Schule ging, und wenn ich so die Kleinen aus der Schule gehen und im Hofe sich mit Schneeballen bewer-

fen und hundert andere muthwillige Streiche begehen sehe, so verjünge ich mich mit ihnen selbst.

Auf mich machte es einen außerordentlichen Eindruck, daß ich nun in der Schule mit meinem Geschlechtsnamen gerufen wurde, während ich zu Hause nur immer mit meinem Taufnamen genannt wurde. Ich war nun mit einemmale ein Castelli, da ich früher nur immer ein Nazi (Ignaz) war; ich bildete mir nicht wenig darauf ein.

Ueberhaupt ist mir von meinem sechsten Jahre an volle Erinnerung der Begebenheiten geblieben, und ich könnte die Personen, mit welchen ich damals in Berührung kam, malen, wenn ich ein Maler wäre. So weiß ich z. B. noch recht gut, daß unser Lehrer, den wir Herr Ignaz nannten, ein dicker Mann war, mit einer gelbbraunen Gesichtsfarbe, die Haare an den Schläfen in feste Locken gewunden, welche man damals Wuckeln nannte, ein Mann, der sich leicht erzürnte, dann unbändig schrie und Tabak schnupfte und Patzen (Schläge mit einer Art von hölzernem Löffel auf die Hand) und Pollaken (Schläge mit einem Stäbchen auf die Hinterbacken, wobei die Hosen straff angespannt wurden) austheilte. Auch im Schopfbeuteln war der Mann sehr geübt. Ich wurde von ihm einmal so arg gebeutelt, daß ich aus der Schule weglief und einige Tage zu Hause krank lag.

Wir waren aber auch böse Buben und thaten ihm allen möglichen Schabernak; wenn er uns beim Schreiben die Hand lenken wollte, um uns Haar- und Schattenstriche zu lehren, so hielten wir die Feder so, daß sie ihn mit Tinte anspritzte, wenn er bei solcher Gelegenheit seine Tabaksdose auf die Bank legte, so stieß sie der Nebenschüler hinab, daß sie aufsprang und der Tabak auf

die Erde fiel. Am meisten aber freute es uns, wenn wir ihm aus Federkielen, welche einer unserer Mitschüler eigens zuzubereiten verstand, Erbsen oder Papierkügelchen in die Haarwuckeln schießen konnten, wobei er nie erfuhr, wer es gethan hatte.

In diese Zeit fällt auch mein erster Rausch. Es war mein erster, aber auch mein letzter. Ich kann mir keinen mehr trinken, denn wenn ich genug habe, widersteht mir jedes Getränk, auch das beste, und zwar so, daß, wenn auch nur hundert Tropfen in meinem Glase wären, ich diese nicht mehr zu trinken im Stande bin. Das Sprichwort sagt: „Nur das letzte Seidel schadet," nun eben dieses letzte Seidel bin ich nie zu trinken im Stande.

Ich muß meinen ersten Rausch etwas ausführlicher beschreiben, da ich ihn mir wirklich nur aus Artigkeit getrunken habe.

Ich kam eines Tages gegen Mittag aus der Schule nach Hause und meinte, ich sei ein König, da ich auf meinem papageigrünen Frack, der große Knöpfe von Papiermaché, mit Landschaften bemalt, hatte, die hellglänzende bleierne Medaille für Fleiß und gute Sitten trug. Im Hause fand ich aber Alles in der größten Unordnung, denn es war eben großes Zimmerputzen eingetreten. Meine Mutter versprach mir zum Lohne meines Fleißes am nächstfolgenden Tage meine Lieblingsspeise, einen Mandelstrudel, zu backen, da es heute schmale Bissen setzen werde. Da geschah es, daß uns Pater Cyrillus, der Dominikaner, welcher mich getauft hatte, besuchte. Als er die Unordnung in unserm Hause bemerkte, empfahl er sich gleich wieder und sagte zu meiner Mutter: Da der Kleine so brav war, so soll er auch ein wenig Aufheiterung

haben. Ich nehme ihn, wenn Sie erlauben, mit mir, er soll bei uns zu Mittag essen.

Meine Mutter gab gerne ihre Einwilligung und ich hatte eine ungeheuere Freude, denn es war das erstemal, daß ich allein außer dem Hause speisen sollte. Als ich nun erst das große Refectorium sah und den Tisch, worauf vor jedem Speisenden eine zinnerne Kanne voll Wein stand, da war für mich eine neue Welt aufgethan. Ich nahm mir vor, recht artig zu sein und genau Acht zu haben, wie es die Großen machen, um keinen Fehler zu begehen.

Ich saß ganz unten am Tisch bei den Novizen. Was mein Nebenmann aß, das aß ich auch, und wenn er sich einschenkte und austrank, schenkte ich auch ein und trank auch aus. Mein Nebenmann trank seine ganze zinnerne Kanne aus, ich, ein sehr artiger Knabe, folgte seinem Beispiele. Am Ende, als noch einige Wohlergehen getrunken wurden, fing es mir an, übel zu gehen, und als das Mahl zu Ende war, und ich an das oberste Ende des Refectoriums gehen sollte, um dem Pater Quardian die Hand zu küssen, da fiel ich mitten zur Erde. Von diesem Augenblicke war meine Besinnung verloren, ich wußte nicht, wie ich nach Hause und in mein Bett kam.

Als ich erwachte, — Himmel! was erblickte ich? Meine Kleider, alle beschmutzt, lagen auf Stühlen ausgebreitet um das Bett herum, die Ehrenmedaille war von dem papageigrünen Frack herabgenommen und statt derselben lag ein Zettel darauf, worauf von meines Vaters Schrift die Worte standen: „Ein rauschiger Bube verdient keine Auszeichnung.“ Was mich aber am meisten beunruhigte, war vor mir auf dem Tische eine frischge-

bundene ungeheuere Ruthe, welche in einem Topfe voll Wasser steckte. Ich erwartete mit großer Bangigkeit die Dinge, welche kommen würden. Endlich trat meine gute Mutter ein, ich dankte Gott, daß es nicht mein Vater war; sie schlug die Hände schon bei der Thür über den Kopf zusammen und rief: Junge, wie hast Du Dich aufgeführt?

Ich? Gut hab' ich mich aufgeführt.

Du hast ja einen Rausch gehabt?

Kann sein, aber nur weil ich artig war.

Ich erzählte, wie das zugegangen war, und meine Mutter mußte vermuthlich insgeheim über meinen Rausch aus Artigkeit lachen, darum bekam die eingeweichte Ruthe diesmal keinen Dienst, aber Thee mußte ich trinken, der mir fürchterlich zuwider war, um meinen Magen wieder in Ordnung zu bringen; und als ich am andern Tage in die Schule kam, mußte ich auf Befehl des Lehrers (mit welchem mein Vater, als er ihm die Medaille zurück trug, vermuthlich die Strafe abgemacht hatte) mich in die Mitte des Schulzimmers stellen, und der Herr Ignaz hielt einen ellenlangen Sermon über das Laster der Trunkenheit und stellte mich als warnendes Beispiel meinen Kameraden vor, welche mich oder eigentlich den Lehrer, derb auslachten. Besonders aber, meinte Herr Ignaz, wäre es unbegreiflich, wie man ein solches herabwürdigendes Laster begehen könne, wenn man eine Auszeichnung im Knopfloche trage.

Ich habe mir das gemerkt, aber nicht auf Alle hat der erste Rausch und seine Folgen einen so tiefen Eindruck gemacht, denn ich habe seitdem Viele gesehen, welche, obschon sie eine Auszeichnung im Knopfloche trugen, doch recht possirlich daher taumelten.

Der Abbé Föderl, der, wie ich mittheilte, die einträgliche Pfarre in Weitra erhalten hatte und dahin abgegangen war, konnte auch dort seine Gewohnheit zu lehren nicht ablegen, welches seinen Pfarrkindern zum großen Nutzen wurde. Wenn er nämlich in der dortigen Schule Knaben fand, welche besondere Fähigkeiten zeigten, so ließ er sie zu sich in den Pfarrhof kommen, unterrichtete sie in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, ließ sie in Krems prüfen, und wenn sie dann, was bei den meisten der Fall war, Lust und Beruf zum geistlichen Stand zeigten, so sandte er sie nach Wien und ließ sie hier auf seine Kosten Philosophie und Theologie studiren. So danken viele Bauernsöhne der Umgegend von Weitra dem braven menschenfreundlichen Pfarrer Föderl, daß sie in eine höhere gesellschaftliche Stellung kamen und sich jetzt, ebenfalls als Pfarrer, recht wohl befinden.

Auch zu meinen Eltern hatte Föderl ein Paar solche Studenten auf seine Kosten in Verpflegung gegeben, und diese waren meine ersten Kameraden. Ach! wie freuten wir uns, wenn ihnen ihre Eltern Magenknödel (Mohnklöße) herabschickten und wir diese altgebackenen Zelten (die so hart waren, daß ein Wagen über sie hätte fahren können, ohne sie zu zerbrechen) mit einander verspeisten. Ich muß gestehen, ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf das Essen gehalten, und ich schätze es auch gegenwärtig sehr hoch.

Als ich sieben Jahre alt war, trat ich ins Gymnasium zu Sanct Anna in die Normalschule ein, wurde aber daselbst sogleich in die höhere zweite Abtheilung aufgenommen, da ich schon recht gut lesen und auch ziemlich gut schreiben konnte.

Ich bildete mir nun schon ein, ein Student zu sein. Meine Schulabtheilung zählte über 200 Knaben, und ich lernte so, mich unter mehreren Menschen bewegen.

Seine Kinder durch einen Privatlehrer im Hause unterrichten zu lassen, hat wohl große Vorzüge vor den öffentlichen gemeinsamen Lehranstalten. Der Lehrer kann sich mehr nach der Fassungsgabe seines Schülers richten, der Lehrer von vielen Schülern streut seinen Samen unter die Menge, und nur die Körner, die auf gutes Erdreich fallen, keimen, die übrigen sind verworfen. Die Eltern selbst können bei dem Unterricht im Hause denselben überwachen, die Unarten fremder Kinder und ihren Eindruck auf das weiche Gemüth des eigenen sind nicht zu fürchten. Aber ungeachtet aller dieser Vorzüge des Privatunterrichts hat der öffentliche doch Eines für sich, was dem Knaben, wenn er anders schon in der zartesten Jugend gute Grundsätze eingesogen hat und auch fortan von den Eltern belehrt und überwacht wird, für sein ganzes Leben von großem und unberechnenbarem Nutzen ist. Er lernt nämlich schon frühzeitig Menschen kennen und mit ihnen umgehen. Alle Charaktere zeigen sich in ihrer Genesis schon in einer solchen größeren Schülerversammlung, gute und schlimme Eigenschaften, einnehmendes Betragen und Unarten, Freundlichkeit und Unfreundlichkeit machen sich bemerkbar und ziehen an oder stoßen ab, kurz alle angenehmen und unangenehmen Seiten der menschlichen Gesellschaft dringen sich dem Knaben schon auf; er muß lernen zu dulden und sich in das Unvermeidliche zu schmiegen, und er hat Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß er durch Güte und zuvorkommendes Benehmen eher seine Wünsche erreicht als durch störrisches Wesen. Was mich

betrifft, so war ich ein sehr verträglicher Junge. Ich fand schon damals die Schwächen meiner Mitschüler leicht heraus und schonte diese so viel als möglich. Keck und barsch war ich niemals, ja ich muß bekennen, ich war sogar schüchtern und fürchtete nichts mehr als Schläge. Wenn meine Schulkameraden sich oft derb abprügelten, lief ich so weit ich konnte und war von keiner Partei. Ein Grundsatz, welchen ich noch jetzt zwar nicht für sehr heroisch, aber für sehr praktisch halte, hielt mich von allen tumultuarischen Auftritten zurück. Es war folgender, welchen ich schon damals aussprach.

Ein viel kleinerer und jüngerer Knabe als ich selbst war, hatte mich mit Koth beworfen. Ich sah mich um, wer mir das gethan habe, und ein anderer meiner Mitschüler zeigte mir den Thäter. Ich wurde böse und drohte ihm, es dem Herrn Lehrer zu sagen, putzte aber dann meinen Rock ab und ließ ihn laufen. Der Andere sagte zu mir: Geh, laufe ihm doch nach und schlage ihn. Ich antwortete: Wenn ich auf ihn schlage, so schlagt er wieder. Ei, versetzte der Andere, was kann er dir denn thun? Er ist ja viel kleiner und schwächer als du, und du gibst ihm zehn Hiebe, bis er dir einen gibt. Du hast recht, erwiderte ich, aber ich mag nicht schlagen, wenn ich auch nur e i n e n Hieb von ihm bekomme, so thut mir dieser auch wehe, und wenn ich ihm zehn Hiebe dafür gebe, so thut mir die Hand auch noch davon wehe.

Man sieht, zum Störenfried und Schläger war ich nie geschaffen.

Vom 10. Jahre (1791) bis zum Jahre 1794.

Im Jahre 1790, da ich 9 Jahre alt war, wurde mein Vater in den Pensionsstand versetzt und zwar nur mit dem Drittel seiner Besoldung von 800 fl., also mit 266 fl. 40 kr. jährlich. Dieser Schlag traf den braven Mann doppelt hart. Einmal weil er ganz vermögenslos war und doch eine Frau und zwei Kinder zu ernähren hatte (es war ihm nämlich auch noch eine Tochter geboren), und dann weil es ihn tief kränkte, daß man ihn, der als Jesuitengüter-Grundbuchhändler so viel für den Staat gethan hatte, dem man auch in seinen Geschäften als Rechnungsrath keinen Vorwurf machen konnte, im Alter, wo er noch rüstig seinen Geschäften vorstehen konnte, so plötzlich von diesen entfernte, und ihn mit einer so kleinen Pension, wovon er unmöglich zu leben im Stande war, abfertigte.

Er machte wiederholte Vorstellungen gegen diese unwürdige und unbillige Behandlung, allein diese fruchteten nichts, denn er hatte einen mächtigen Gegner, welcher eigentlich weniger meines Vaters Feind, als der Freund eines andern Mannes war, welchen er an meines Vaters Stelle bringen wollte. Er ist bereits lange todt, darum will ich seinen Namen nicht nennen.

Mein Vater mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Er beschloß daher, Wien zu verlassen und sich auf das Land zu begeben, wo er auf jeden Fall weniger kostspielig leben konnte.

Als der Pfarrer Föderl in Weitra vernahm, was vorgefallen war, zeigte sich seine Freundschaft für meine Eltern in ihrer ganzen Größe. Er bot meinem Vater an,

sich zu ihm nach Weitra zu ziehen, ihm dort seine Pfarr-Kanzleigeschäfte (Weitra war eine sehr bedeutende Wirthschaftspfarre) zu führen, wofür er ihm eine jährliche Besoldung aussetzte. Ja er that noch mehr. Er kaufte auch einen Platz zunächst seines Pfarrhofes und baute da meinen Eltern ein zwei Stockwerke hohes Haus, damals das schönste in der Stadt Weitra. Es heißt jetzt noch immer das Castellihaus. Ich kann zwar nicht behaupten, ob Föderl dieses Haus ganz allein aus seinen eigenen Mitteln für meine Eltern baute, allein wenn mein Vater etwas dazu beigetragen hat, so war es gewiß sehr wenig, da er kein Vermögen besaß.

Mein Vater begab sich also bald nach seiner Pensionirung nach Weitra und wohnte, während das Haus gebaut wurde, im Pfarrhofe, meine Mutter aber blieb mit mir und meiner kleinen Schwester (sie war um sieben Jahre jünger als ich) noch bis zur Vollendung des Hauses in Wien.

Ich trat zu dieser Zeit mit guten Zeugnissen aus der Normalschule in die lateinischen Schulen.

Diese umfaßten drei Jahrgänge: Parva, Grammatik und Syntax genannt. Derselbe Professor lehrte immer alle drei Jahrgänge. Mein Professor hieß Wedl, war ein Exjesuit und der Freund meines Vaters, weßwegen er mich auch in die sogenannte Nachschule, welche er bei sich im Hause hielt und wofür die Andern besonders bezahlen mußten, unentgeltlich aufnahm.

Der Pater Wedl war ein herzensguter Mann, der sich viel Mühe mit mir gab, aber ich brachte es dennoch in der lateinischen Sprache nicht sehr weit. Ich besitze überhaupt kein Talent für Sprachen und nur meine Mutter-

sprache sammt ihrem österreichischen Dialecte habe ich tüchtig durchgearbeitet und darin stelle ich meinen Mann.

Es hatte damals fast den Anschein, als hätte ich einen Beruf zu einem Spekulanten, denn ich kaufte und verkaufte viel unter meinen Mitschülern, und wußte durch meine kleinen Spekulationen so viel zu gewinnen, daß ich mir entweder ein Mohnkipfel — meine Leibspeise, oder einiges Spielwerk kaufen konnte. Ich kaufte nämlich für zwei Groschen Eibischteig, schnitt daraus 10 kleine Stückchen und verkaufte jedes um 1 kr., so hatte ich bei 6 kr. schon 4 gewonnen. Noch größern Profit fand ich bei dem sogenannten Zuckerpapier. Es ist dies jenes Papier, auf welchem die Zuckerbäcker ihr Bisquit backen. Auf dem Papier bleibt immer eine Menge Süßes hängen und davon bekam ich sechs Bogen für einen Kreuzer. Ich schnitt nun die einzelnen Bisquit-Rudera heraus, legte sie in ein Buch und ließ meine Schulkameraden mit einer Nadel für 1 kr. zehnmal in das Buch stechen, so oft sie ein Bisquitpapier trafen, erhielten sie dasselbe, die Nieten kamen mir zu Gute. Auf diese Art gewann ich sehr viel.

Mein größtes Vergnügen bestand zu jener Zeit in einem Paar plattirten Sporen, welche ich mir mit meinem Handelsgelde gekauft hatte und welche ich zu Hause immer angeschnallt hatte und damit auf dem Gange unserer Wohnung, welcher im Hofe in das Freie ging, herumstolzirte; je mehr diese Sporen klirrten, desto mehr bildete ich mir darauf ein. Ganz außerordentlich aber schmeichelte es mir, daß Knaben meines Alters, welche im ersten Stocke wohnten und Söhne eines vornehmen Ritters waren, stets voll Neid auf mich sahen, welcher Sporen trug, ohne wie sie ein Ritter zu sein.

Sie suchten meine Bekanntschaft bloß wegen meiner Sporen, und ich kam dann oft zu ihnen hinab, ohne daß sie zu mir, dem Plebejer, herauf kommen durften. Ich fühlte mich sogar sehr geehrt, als ich ihnen auf ihre Bitten meine Sporen einige Male leihen durfte. Es waren die jungen Ritter von Kronenfels.

Da ich in spätern Jahren mit zwei Brüdern von Kronenfels in nähere freundschaftliche Verhältnisse trat und beide ganz außergewöhnliche Charaktere und in gewisser Hinsicht Sonderlinge waren, so will ich hier nur ein kleines Bild ihrer Kindheit entwerfen, damit sich später jenes, was ich von ihnen mittheilen werde, aus diesem erkläre.

Schon als Knaben besaßen Beide eine ziemliche Portion Adelstolz, waren sehr vorlaut und keck, wohl auch dabei etwas boshaft; dennoch lag die Ursache nicht in einem bösen Herzen, sondern in einer durchaus verfehlten Erziehung.

Sie waren Beide verhätschelte Kinder, denen ihre Eltern schon von Kindheit auf eingeprägt hatten, daß ein Adeliger aus einem besseren Teig geformt sei als andere Menschen. Die Dienerschaft mußte die kleinen hoffährtigen Knaben immer mit der größten Submission behandeln und selbst ihr Hofmeister durfte sich nicht unterfangen, ihnen den gehörigen Respect zu versagen. Er durfte sie nie mit ihren Taufnamen anreden, sondern immer „junger Herr" sagen. Ein kleines Beispiel mag beweisen, was dieser Hofmeister für ein erbärmlicher Wohldiener war.

Der ältere der Brüder erlustirte sich eines Abends damit, zwischen den eisernen Sproßen der Gangeinzäunung von außen herum zu spazieren, so daß man

alle Augenblicke fürchten mußte, er falle hinabin den Hof und breche sich auf dem Pflaster desselben das Genick. Der Hofmeister erschrak nicht wenig, als er dieses sah, und befahl dem Knaben, auf der Stelle auf den Gang herein zu treten; als dieser aber nicht gehorchte, drohte er ihm, den Papa herbeizurufen. Da antwortete das junge Herrchen: Wenn Sie den Papa rufen, so fall' ich expresse gleich hinab.

Mehr von den Rittern in der Folge meiner Memoiren.

Ich bekam in den lateinischen Schulen durchaus vortreffliche Zeugnisse; zu Ende jedes Schuljahres hatte ich primam cum eminentia aufzuweisen, dennoch muß ich gestehen, daß ich diese guten Zeugnisse mehr der Freundschaft, welche mein Professor für meinen Vater hatte, als meinem eigenen Talente und Fleiße zu verdanken hatte. Was die lateinische Sprache anbelangt, so habe ich in den spätern Jahren, als ich die Nützlichkeit der Kenntniß derselben einsah, selbst nachgeholt, was ich in den untern Schulen versäumte, aber andere Lehrgegenstände, besonders solche, welche nur Gedächtniß fordern, sind mir von jeher zuwider gewesen. So bin ich in der Geographie all mein Lebtag ein wahrer Idiot geblieben, und selbst in der Geschichte, in welcher mich die Facta außerordentlich interessirten, habe ich doch Jahreszahlen, Orte und Namen nie recht im Gedächtniß behalten. Ueberhaupt habe ich immer ein besonders schlechtes Namensgedächtniß gehabt, und es geschieht mir wohl öfters, daß ich nach längerer Zeit einem sehr guten Freund, ja einem Dutzbruder begegne, mich herzlich freue, ihn wieder zu sehen, und ihn hierauf fragen muß: „Wie nennst Du Dich denn?“

Das Jahr 1794

Meines Vaters Haus in Weitra war gebaut. Meine Mutter folgte ihm mit meiner Schwester dahin nach, und ich kam zu meiner Großmutter.

Da ich meine fernere Erziehung in dem Hause meiner Großmutter genoß, wobei die alte Frau weniger als meine beiden ledigen Tanten einwirkte, da ich ferner unter dieser weiblichen Aufsicht viele Jahre blieb und mich hier als Jüngling zu fühlen begann, so glaube ich Oertlichkeiten und Personen meiner damaligen Umgebung genauer beschreiben zu müssen.

Das Haus, in welchem wir wohnten, war ein Eigenthum meiner Großmutter und stand zu Mariahilf an der Ecke der Stiftgasse. Es führte den Schild „zu den sieben Sternen", und die Gasse, welche auf der zweiten Seite des Hauses entlang hinläuft, hieß und heißt noch jetzt die „Siebensternengasse". Gegen die Straße zu hatte dieses Haus nur einen ebenerdigen Tract und glich einem großen Bauernhause. Im Hofe befand sich ein Grasgarten, welchen der Bierwirth, welcher im Hause wohnte, gemiethet hatte, und ganz hinten im Hofe war ein Stockwerk, zu welchem von außen eine hölzerne Treppe führte und das meine Großmutter bewohnte. Dieses Stockwerk hatte nur zwei große Zimmer, zwischen beiden eine kleine Kammer, dann eine Küche und daneben ein — ich kann es nur Loch nennen — für die Magd. Das erste Zimmer und die Kammer waren ziemlich finster, da von außen ein dickbelaubter Maulbeerbaum seine Zweige über die Fenster breitete. Meine Großmutter und die eine meiner Tanten schliefen in dem ersten Zimmer, und für mich

wurde eine Art großer hölzerner Lade verfertigt, welche bei Tage unter das Bett meiner zweiten Tante in der Kammer geschoben, Abends aber wieder hervorgezogen wurde, und worin ich schlief.

Meine Großmutter war schon nahe an die Siebzig, klein, unansehnlich, aber herzensgut. Sie liebte mich ganz außerordentlich. Sie war sehr fromm, wohl auch etwas knauserig und geschwätzig, aber eine vortreffliche Hauswirthin. Sie trug sich einfach wie eine Bürgersfrau, war aber doch etwas stolz darauf, Eigenthümerin von zwei Häusern zu sein. Sie besaß nämlich noch ein zweites, schönes, zwei Stockwerke hohes Haus ebenfalls zu Mariahilf in der Josephigasse.

Meine beiden Tanten, Therese und Katharine, waren beide noch unverehlicht und schon nahe an den Dreißigen. Sie sollen Beide in ihrer Jugend sehr schön und besonders in ihrer stets gleichen bürgerlichen Tracht mit Goldhauben sehr reizend anzusehen gewesen sein, auch mancher Bewerber soll sich um ihre Hand gemeldet haben. Sie sprachen noch immer gerne davon und mögen in der Anzahl der Bewerber, welche sie umgaben, wohl auch etwas über die Schnur gehauen haben.

Ich danke diesen meinen beiden Tanten Alles, was ich besitze und ich ehre ihr Andenken noch jetzt, wo sie schon lange hinüber gegangen sind, aber doch muß ich der Wahrheit zur Steuer gestehen, sie waren beide ein Paar alte Jungfern mit allen Schwächen, die diesem stets verspotteten Stande ankleben. Sie waren reizbar, geschwätzig, medisant, sie machten sich immer um einige Jahre jünger als sie waren, suchten an ihrem Körper der Natur nachzuhelfen, wo sie stiefmütterlich für sie be-

dacht war, und vor Allem fanden sie nie ein Ende, wenn sie über etwas zu zanken anfingen.

Auf der andern Seite waren sie aber auch wieder herzlich gut, eben so schnell böse als besänftigt, wenn man ihnen nur ein wenig schmeichelte. Ich habe mich von meiner Kindheit an in die Schwächen Anderer fügen können, und diese Schwächen hatte ich auch bei meinen Tanten schnell entdeckt und wußte sie zu meinem Vortheil zu benutzen.

In das Haus meiner Großmutter kamen besonders viele Geistliche. Sie fanden da immer gute Aufnahme und wohl auch Unterhaltung; denn meine Tanten konnten auch sehr lustig sein.

Einer davon war ein ganz ausgezeichneter junger Mann, und wurde auch von meiner Großmutter und meinen Tanten vor Allen ausgezeichnet.

Er hieß A. W. und mochte damals noch in den Zwanzigen stehen. Er war einer der schönsten und blühendsten jungen Männer, dabei in seinem Benehmen anziehend, gegen Frauen besonders galant. Der Mann hätte ein Abbé in Frankreich sein können. Man nannte ihn in unserm Hause: „Herr Vetter" und seine Mutter Frau Muhme. Woher sich diese Verwandtschaft leitet, habe ich niemals erfahren können.

Dieser Pater hatte ein ganz besonderes Schicksal. Er war ein vortrefflicher Redner und schon als Cooperator außerordentlich berühmt. So oft er predigte, war die Kirche zum Erdrücken voll, und eine Reihe eigener Equipagen stand vor derselben. Ich selbst mußte mit meiner Tante oft dahin gehen. So viel ich damals verstand, so gefiel mir vor allem sein wohlklingender Ton

und seine würdige ruhige Haltung. Er muß aber auch sehr zum Herzen gesprochen haben, denn meine Tante weinte immer in seiner Predigt.

Mit einem Male gingen wir aber nicht mehr in des Paters A. Predigten und er kam auch nicht mehr zu uns. Ich hörte, daß er bei den Karmelitern in der Leopoldstadt eingesperrt sei und Buße thun mußte, weil er zu frei gepredigt habe. Mit ihm wurden noch zwei andere Geistliche, aber jeder in ein anderes Kloster eingesperrt, desselben Vergehens wegen. Man sagte auch, die Herren hätten miteinander conspirirt und das Volk aufklären wollen. Die Aufklärung war aber damals noch den geistlichen Oberhirten ein Gräuel.

Ich wurde nun von meinen Tanten dazu gebraucht, den armen Gefangenen öfters zu besuchen (denn Frauenzimmer durften nicht in das Kloster), mich um sein Befinden zu erkundigen, ihm frische Wäsche, wohl auch Backwerk hinzutragen und dann zu Hause haarklein zu erzählen, wie ich den Armen aussehen gefunden, womit er sich beschäftige, welche Hoffnung er habe, aus seinem Gefängnisse wieder befreit zu werden u. s. w., wobei meine Tanten immer ein Erkleckliches weinten, und ich zum Lohne — besonders wenn ich es recht kläglich machte — ein Silberstück geschenkt bekam.

Ich weiß nicht mehr, wie lange der gute Pater in seiner Haft schwitzen mußte, aber das weiß ich, daß er ungeachtet dieses Vergehens, oder vielleicht eben deswegen später, als der Ordensvorstand starb, von seinen Brüdern dazu gewählt wurde und diese Würde bis in seine siebziger Jahre bekleidete. Allein auch bei ihm fand das Sprichwort: honores mutant mores seine An-

wendung; er hütete sich wohlweislich, wieder aufklären zu wollen, fand es besser, ein ruhiges und bequemes Leben zu führen, erhielt auch Aemter und Würden vom Staate und wurde endlich sogar gegen das Ende seines Lebens ein strenger Oberherr seiner Mitbrüder.

Im Jahre 1794 studirte ich die Rhetorik im Universitäts-Gymnasium. Die Rhetorik wurde damals noch vor der Poesie gelehrt, und ich finde das ganz in der Ordnung; denn man muß doch früher in ungebundener Rede sprechen können, bevor man es in gebundener Rede versucht. Mein Professor war ein Piarist, Namens Müller, ein tüchtiger Mann, der seine orationes Ciceronis vortrefflich zu commentiren verstand. Ich war nicht sehr wohl bei ihm gelitten, und zwar hauptsächlich darum, weil ich in der lateinischen Sprache vielleicht einer der Schwächsten meiner Mitschüler war. Aber bald hatte mich ein Versuch hoch in seine Gunst gebracht. Wer kennt nicht die herrliche Rede, welche Cicero gegen Catilina hielt? Es fiel mir nun ein, eine Gegenrede Catilina contra Ciceronem zu machen, und da er uns einmal als Pensum aufgab, irgend eine Rede zu machen, über einen Gegenstand, den wir uns selbst wählen sollten, legte ich ihm diese auf das Katheder. Er las dieselbe, rief mich vor und ertheilte mir vor allen meinen Mitschülern ein Lob und einen Schimpf. — Er sprach nämlich folgende Worte zu mir, welche ich mir gut gemerkt habe: Sie haben da etwas geschrieben, was fast eben so viel lateinische Sprachfehler als Zeilen hat, aber die Gedanken sind gut und Sie haben ein Talent für Epigramme. Ich glaube, er hatte nicht ganz Unrecht, denn noch jetzt hat fast jedes meiner Gedichte eine epigrammatische Spitze.

Meine Lebensweise zu jener Zeit war die gewöhnliche eines Knaben von meinem Alter. Des Morgens wurde ich um sieben Uhr geweckt und bekam meinen schlechten Kaffee, mit Eicheln und Cichorien gemischt, dann nahm ich meine Bücher und ging den langen Weg von Mariahilf bis auf die Universität, dort saß ich zwei Stunden im Collegium, um zehn Uhr wieder nach Hause, wo wir Punkt zwölf Uhr aßen, Nachmittag wieder ins Collegium und nach Hause. Auf diese Art verbrachte ich zwei Stunden des Tages mit Gehen und vier Stunden mit Lernen.

Wie ich die übrige Zeit verbrachte, will ich versuchen zu beschreiben.

In einer Tischlade hatten meine Tanten eine Menge Lieder, welche damals allgemein gesungen wurden. Ich muß gestehen, daß zu jener Zeit schmutzige und frivole Lieder noch nicht Mode waren. Man sang Lieder von den besseren deutschen Dichtern. Hölty, Uz, Gleim, Gellert waren die Lieblingspoeten des Volkes, und nur sehr selten hörte man einen komischen Sang aus einem Singspiel. Das Empfindsame behauptete die Oberhand. Es gab damals eigene Liederverkäufer, welche die gedruckten Lieder zu Hunderten theils an Mauerecken, an Schnüren aufgehängt, zum Verkaufe ausstellten, theils auch in die Häuser trugen und in den Höfen derselben ausschrieen. Sie bezeichneten die Lieder immer nur durch Benennung des ersten Verses. So schrie z. B. eine Liederverkäuferin mit gellender Stimme: Das neue schöne Lied vom „Freut euch des Lebens“ um einen Kreuzer.

Die an den Straßenecken ausgehängten Lieder waren auf einem Papier gedruckt, welches nicht viel weniger schwarz war als die abscheulichen Lettern, welche darauf

standen. Gewöhnlich waren drei Lieder auf einem halben Bogen, und es war zum Beispiel auf dem Titel zu lesen:

„Drei neue schöne weltliche Lieder."

Das erste: „Blühe liebes Veilchen ꝛc."

Das zweite: „Ach Schwester, die du sicher ꝛc."

Das dritte: eine lustige Arie vom Madel und Radel.

Die Lieder meiner Tanten waren von der besten Art, und es machte mir immer ein großes Vergnügen, sie zu lesen. Endlich fing ich auch an, mir einige abzuschreiben, nicht etwa um sie zu singen, denn ich habe nie eine Stimme zum Singen gehabt, sondern weil ich schon damals großes Vergnügen an Gedichten fand. Als ich dann mehrere abgeschrieben hatte, wollte ich sie alle haben, und so besitze ich noch jetzt eine Sammlung von mehr als 200 Liedern, welche zu jener Zeit überall gesungen wurden.

Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß ich von meiner Kindheit an einen unwiderstehlichen Hang zum Sammeln besaß. Damals sammelte ich Lieder, später sammelte ich Visitkarten; als Jüngling besaß ich einen Storchenschnabel, mittelst dessen ich Porträte, welche ich an der Wand auf Papier, auf welches ich den Schatten des Originals fallen ließ, zeichnete, dann verkleinerte und auf diese Art sammelte. Ich besitze jetzt noch eine Menge dieser Porträte, und es macht mir viel Vergnügen, mir die Züge meiner ältesten, lange verstorbenen Jugendfreunde zu vergegenwärtigen.

Später, als ich zu liebeln anfing, sammelte ich Haare von Mädchen, band sie zierlich in kleine Garben, klebte sie auf Papier und schrieb die Namen der holden Geberinnen darunter. Als ich Tabak zu schnupfen anfing, fing ich auch an Tabakdosen zu sammeln, und diese Sammlung

habe ich bis jetzt fortgesetzt, so daß sie zur bedeutenden Anzahl von 1300 Stücken angewachsen ist. Als ich Lust zum Theater bekam, fing ich an Theaterstücke, Theaterzettel, Theaterschriften, Porträts von Schauspieldichtern und Schauspielern sammt ihren Autographen zu sammeln, und habe diese große Sammlung (mehr als 20,000 an der Zahl) erst vor mehreren Jahren an die k. k. Hofbibliothek verkauft. Später sammelte ich nebst meinen Dosen getrocknete Pflanzen, und besaß auch hiervon schon mehr als 8000 Species, welche ich, als ich meinen Landsitz zu Lilienfeld verkaufte, dem botanischen Verein zum Geschenk machte.

Ich bin überhaupt hierin ein ganz eigener Mensch, ich kann nun einmal nichts, gar nichts wegwerfen. Wenn ich ein Streifchen Papier abschneide, so lege ich es in die Tischlade, weil ich denke: Du kannst es doch zu irgend etwas brauchen und wäre es auch nur zu einem Fidibus. Ich weiß recht wohl, daß alle meine Kisten und Kasten voll unnöthigen Zeugs aller Art sind, allein eben jetzt bei der Verfassung meiner Memoiren dient mir manches kleine Zettelchen, mich an etwas zu erinnern, was ich sonst vergessen würde.

Um nach dieser kurzen Ablenkung zu meiner damaligen Lebensbeschäftigung zurückzukehren, so bemerke ich Folgendes:

Unter uns wohnte in einem ärmlichen Erdgeschoßzimmer eine arme Spitzenklepplerin; sie hieß Frau L e n o r l. Bei dieser guten Frau brachte ich viele Stunden zu. Sie kleppelte, ich saß neben ihr, und sie erzählte mir Geschichten von Rittern und Zauberern und Geistern, welche mich ganz außerordentlich interessirten. Diese Er-

zählungen waren manchmal so schauerlich, daß ich, wenn es schon dunkel wurde, stets mit einem heimlichen Grauen von ihr weg und über die Stiege hinauf ging.

Die gute Frau Lenorl hatte auch einen Verwandten, welcher sie mit seiner Frau öfters besuchte, und wenn diese kamen, so brachten sie auch immer etwas zu essen mit und wir spielten Karten.

Zu dem Spiele hatte ich immer eine große Neigung und auch eine bedeutende Geschicklichkeit darin. Es ist wirklich etwas Sonderbares, aber ich habe immer gefunden, daß der S p i e l g e i s t (wenn ich mich so ausdrücken darf) ganz ein aparter Geist ist. Ich habe sehr verständige, ja gelehrte Leute gekannt, welche, obschon sie Lust dazu hatten, doch niemals ein Kartenspiel erlernen konnten, und wieder Andere, welche mit Recht als Dummköpfe galten, aber ausgezeichnete Spieler waren.

Alle Abende kam zu meiner Großmutter die Mutter des Pater A., welche wir Frau Mahm (Muhme) nannten. Die beiden alten Frauen spielten mit einander ein Bretspiel, genannt l a n g e n P u f f. Ich kann es nicht beschreiben, mit welcher Begierde zu gewinnen die beiden Frauen dieses Spiel spielten, und was war der Einsatz? — Eine Prise Tabak. Sie gaben einander sogar Schimpfnamen; wenn sie recht in die Hitze kamen, nannten sie sich Betrügerinnen, und ich weiß nicht, ob es bei diesem l a n g e n P u f f - Spiel nicht zu wirklichen Püffen gekommen wäre, wenn sich meine Tanten nicht in das Mittel gelegt hätten. Diese merkten aber gleich, wenn das Gefecht hitzig werden wollte; denn das gewisse Anzeichen davon war immer, wenn die Haube meiner Großmutter nach der Seite gerückt stand. Die beiden Frauen zer-

zankten sich oft so, daß die Frau Mahm oft mit der Versicherung fort ging, sie wolle nie mehr in unser Haus kommen, dessen ungeachtet aber war sie am zweiten Tag schon wieder da, und die Bataille fing von Neuem an.

Die Frau Mahm hatte zu ihrer Bedienung ein junges Mädchen, welches sie immer zu uns mitbrachte. Das Mädchen war eine Ungarin, sechzehn Jahre alt, üppig gebaut, und hatte Augenbrauen und Wimper rabenschwarz und so dicht, daß man sie bezeichnender Augenwald hätte nennen können. Ich habe nie mehr in meinem Leben ähnliche gesehen. Und ihre Augen blitzten durch diese Nacht gleich Sternen.

Wenn nun die beiden Frauen zu spielen begannen und der Abend schön war, so sagten meine Tanten gewöhnlich: „Geh und setze dich mit der Eva (so hieß das Mädchen) hinaus auf die Stiege.“

O hölzerne Stiege! dich werde ich nie vergessen. Auf deinen Stufen fing ich an, mich an der Seite dieser Eva als Adam zu fühlen. Du warst eine Stiege, auf welcher ich zu vielen süßen Stunden empor stieg. Frage nicht, lieber Leser, was wir da thaten. Ich kann dir's nicht sagen, ich weiß es selbst nicht mehr. Wir thaten gar nichts, wir fühlten nur Beide, daß es noch etwas gäbe, was wir nicht thaten. Wir saßen Hand in Hand, wir küßten einander nach Genügen, und gaben nur Acht, ob sich nicht das Fenster über uns öffne und man uns bemerke. Ja wir waren sogar so pfiffig, manchma einen kleinen Zwist anzufangen und uns anzustellen, als ob wir einander nicht leiden könnten, so daß meine Tanten oft zu mir sagten: „Du mußt gegen die Eva nicht so unhöflich sein, sie ist ja ein liebes, gutes, armes

Mädchen.“ — O meine guten Tanten! Ihr waret was man sagt, auf dem Hohlweg; denn ihr wußtet nicht, wie es auf der Holzstiege zuging. Ich gäbe viel darum, wenn ich wüßte, ob diese Eva, welche mir den Apfel vom Baume der Erkenntniß gebrochen, noch lebt und was aus ihr geworden ist.

Viel Vergnügen genoß ich auch in dem Garten, welcher sich bei dem zweiten Hause meiner Großmutter befand. Da kamen immer mehrere Knaben mit mir zusammen und wir spielten: Ritter. Wir hatten uns einen ordentlichen Turnplatz mit Schranken gemacht, hatten Harnische und Helme von Pappendeckel, Schwerter und Lanzen von Holz und turnirten da. Drei kleine Mädchen, von denen ich mich nur der einen erinnere, welche die Hausmeisterstochter war, mußten zusehen und die Preise austheilen, welche gewöhnlich in irgend einem Backwerk bestanden, welches mir meine Tanten mitgaben. Am liebsten waren uns dazu runde Scheiben von Lebkuchen, welche wir dann an ein Bändchen und wie eine Medaille um den Hals hingen. Wir nannten einander auch nur mit Namen, wie wir sie damals aus Ritterromanen und Schauspielen kannten, und ich erinnere mich nur noch, daß ich der Ritter Wendelin von Höllenstein war.

Diese Knabenbelustigung wäre mir aber bald sehr schlecht bekommen. Bei einem Kampf stieß mich mein Gegner mit seiner Lanze so heftig an das Augenlid, daß ich fürchterlich zu schreien anfing. Auf mein Zetergeschrei liefen die Rauchfangkehrergesellen, welche im Hause wohnten, in den Garten, alle Ritter nahmen sogleich das Fersengeld, und ich bekam eine fürchterliche Geschwulst am

Auge und mußte noch froh sein, daß das Auge selbst unbeschädigt blieb.

Hiermit wurden auch alle Ritterspiele für die Zukunft verboten.

Das Jahr 1795.

In diesem Jahre trat ich von der Rhetorik in die Poesie. Ich hatte bisher im Gymnasium der Universität studirt. Da aber der Professor, welcher da die Poetik lehrte, als ein sehr strenger Mann bekannt war, so trat ich in die Poesie in das Gymnasium bei St. Anna über.

Der dortige Professor hieß Regelsberger und war ein Exjesuit.

Ich muß diesem Manne einen größern Raum in diesen Aufzeichnungen widmen; denn er verdient ihn einerseits eben so sehr wegen seiner Kenntnisse, gepaart mit einer unendlichen Herzensgüte, als andererseits wegen seiner Eigenthümlichkeiten.

Was seine Kenntnisse betrifft, so war er ein tüchtiger Lateiner und kannte fast alle classischen lateinischen Dichter auswendig. Alles was sich in der Poesie lehren läßt, das wußte er genau, aber die Poesie selbst war ihm durchaus fremd. Wenn er seinen Schülern Beispiele gab, so waren es fast immer lateinische, sehr selten deutsche. Man hat mir Regelsberger als den Verfasser der beiden Lehrgedichte: Quae maribus solum etc. und Simplicium leges etc. genannt. Ich kann nicht begreifen, warum man die Schüler der Poesie diese beiden vortrefflichen, so fest im Gedächtniß haftenden Lehrgedichte nicht jetzt noch auswendig lernen läßt. Ich habe sie jetzt noch nicht vergessen.

Lächerliche Eigenthümlichkeiten hatte der gute Mann viele. Alles was er sprach, sprach er immer halb latein, halb deutsch. So z. B. vor Anfang der Schule gingen die Professoren der verschiedenen Klassen im Gange vor den Schulzimmern mit einander sich besprechend auf und nieder. Wenn wir nun einen tüchtigen Lärmen im Schulzimmer schlugen, so ging plötzlich die Thüre auf, Regelsberger sah herein und schrie: Clamant sicut pueri, bis auf'n Gang hört man's hinaus. Familias! schreib er sie auf pro libro nigro! Wenn er mit uns zur Kirche ging und einige lebhaft über die Treppe sprangen, so hielt er ihnen folgenden Sermon: Nu, nu, quid facitis pueri? Was treibt's denn schon wieder Buben, curritis et saltatis, da lauft's und springt's, cadet aliquis. nacher gletscht Aner her, et franget sibi pedem, bricht sich a Haxen et ego habeo responsionem? und ich hätt nacher d'Verantwortung, gratias ago, da bedank ich mich schön.

Regelsberger wohnte in einem Zimmer neben dem Schulzimmer. Er hatte einen Hund, welchen er Nevcopos benannt hatte und einen Familias, welcher Sandweger hieß. Den Letzteren traf ich später als Cisterzienser in Lilienfeld. Eines Tages mag nun Herr Nevcopos zu viel gefressen haben, denn er führte sich sehr ungebührlich auf und legte gerade auf das Katheder etwas aus seinem überfüllten Magen. Als Regelsberger nun das Katheder bestieg und die saubere Bescherung gewahr wurde, rief er: He! Sandweger audiat! Was hat er denn dem Nevcopos zu fressen gegeben? Ich? antwortete Sandweger, nichts hab' ich ihm gegeben. So? erwiderte der Professor, aspiciat was er da hergelegt hat.

Regelsberger schnupfte auf eine sehr komische Art Tabak

Er nahm eine Prise zwischen zwei Finger, stopfte davon immer fort nur ein wenig in die Nase, dann öffnete er die beiden Finger und schnupfte erst den Tabak, der am Daumen, dann jenen, der am Zeigefinger noch kleben geblieben war, bis zum letzten Stäubchen. Auf diese Art brauchte er zu jeder Prise eine Viertelstunde, und wenn die eine geschnupft war, nahm er sogleich wieder eine andere. Man hätte von diesem Manne füglich anstatt, er hat 60 Jahre gelebt, sagen können, er hat 60 Jahre geschnupft.

Er sagte zu allen seinen Schülern „Er". — Er recitirte sehr gerne komische, mitunter auch sogar lascive Verse, und kannte kein größeres Vergnügen als wenn die ganze Schule laut darüber lachte, was wir ihm zu Gefallen auch recht oft thaten. Er gab uns auch immer das Signal dazu; denn er lachte stets zuerst selbst.

Wer aus eigenem Fleiße 300 Verse brachte, die er selbst gemacht hatte, der wurde in das Ehrenbuch eingeschrieben, die Verse mochten gut oder schlecht sein. Wer aber durch Unruhe, Schwatzhaftigkeit oder auf andere Art eine Strafe verdient hatte, der mußte 300 Verse aus einem lateinischen Dichter abschreiben. Allmonatlich durfte die ganze Schule einen Mitschüler zur Einzeichnung in das Ehrenbuch wählen. Da machten wir uns gewöhnlich den Spaß, daß wir den Allerschlimmsten wählten.

Wenn Regelsberger recht gut gelaunt war, so sang er in der Schule mit uns lateinische Lieder, wie z. B. das:

Integer vitae
Scelerisque purus
Non eget Mauri
Jaculis nec arcu etc.

Da schrien wir zusammen, daß die Professoren in

den anstoßenden Schulzimmern ihr eigenes Wort nicht mehr hörten, es dem Präfecten meldeten, der endlich das Singen untersagte.

Zu gewissen Zeiten durften die Schüler mit einander kein deutsches Wort reden. Zu diesem Ende coursirte eine große, schwere, bleierne Münze. Wer diese besaß, suchte einen Andern dazu zu verleiten deutsch zu reden, und geschah dieses, so gab er ihm die Münze, welche dieser so lange behalten mußte, bis er wieder Gelegenheit fand, sie an einen Andern abzutreten.

Der gute Professor Regelsberg hat mir ein Zeugniß mit Eminenz ausgestellt, ich weiß aber wahrhaftig nicht, ob ich den Vorzug verdient habe, es möchte vielleicht nur darum geschehen sein, weil ich ihm einst, als er mich aufrief und fragte: Castelli! quomodo pingitur Venus? antwortete: Nullus pictor potest pingere Venus.

Wir hatten noch einen zweiten Professor, welcher uns Griechisch lehrte. Er hieß A l t e r, war auch ein Exjesuit und in dieser Sprache sehr gelehrt, aber zum Professor taugte er durchaus nicht. Er war für alle Stunden ein wahres subjectum foppabile und das einzige Gefühl, welches er einzuflößen im Stande war, war Mitleiden. Er war ein furchtsamer kleiner alter Mann, den ein jeder Knabe einschüchtern konnte.

Ein paar Beispiele werden das zur Genüge beweisen: Wenn er auf dem Katheder einen griechischen Satz analysirte, so fing er mit seiner kläglichen Stimme an: ὁ est nominativus, singularis ab ὁ ἡ το der, die, das. — Da schrie ein Student: Herr Professor, ich bitte noch einmal, ich habe nichts verstanden und A l t e r wiederholte im nämlichen Tone: ὁ est nominativus u. s. w.

Hierauf bat wieder ein Anderer um Wiederholung und so wohl zehn Male, und Alter wiederholte dasselbe zehn Male mit unsäglicher Geduld.

Bei der Jahresprüfung hatten mehrere Studenten nach einander dieselbe so schlecht bestanden, daß sie sahen, wie ihnen Alter eine 2 (zweite Klasse) in den Katalog einschrieb. Der, welcher zunächst zur Prüfung kam, versprach ihnen, er wolle ihnen zur ersten Klasse verhelfen. Während er nun geprüft wurde, stieß er das Tintenfaß um, so daß die Tinte über den Katalog floß, und der herzensgute alte Mann, der nicht mehr wußte, was er eingeschrieben, gab Allen auf ihr Betheuern, daß sie die Prüfung gut gemacht hätten, die erste Classe.

Ich kann mit gutem Gewissen versichern, daß wir alle unter diesem Professor nichts gelernt haben.

Auch mit der Poesie ging es mir nicht viel besser als mit der griechischen Sprache. Das Poetische der Poesie (wenn ich mich so ausdrücken darf) hätte mich wohl angezogen, aber davon war unter Regelsberger keine Rede, und die abstracten Regeln ekelten mich an. Die Lieder zu Hause in der Lade meiner Tante waren mir viel lieber, als alle die lateinischen Beispiele aus Virgil und Horaz, welche in den Schulen angeführt wurden.

Es geschah zu jener Zeit, daß ich zum ersten Male in das Theater kam. Meine Tanten nahmen mich mit in das Schauspielhaus, welches damals auf der Wieden im Starhembergischen Freihause bestand.

Man gab ein Lustspiel, von dem ich aber jetzt nicht viel mehr als den Titel weiß. Es hieß: „Der Krug geht so lange zum Wasser bis er bricht." Dessen erinnere ich mich aber noch recht gut, daß mir

Alles dabei viel zu natürlich zuging und daß ich glaubte, in der Komödie müßten die Leute ganz anders reden, und was weiß ich Alles thun und treiben.

Als ich aber bald hierauf die „Zauberflöte" sah, da ging mir ein neuer Himmel auf, und das Theater fing an für mich die größte Anziehungskraft zu haben, wie fast für alle jungen Leute.

Ich finde es hier am Orte meiner ersten Schritte auf der theatralischen Laufbahn, etwas über die Zeit, von welcher ich jetzt eben spreche, bis zum Jahre 1801 hinaus zu dehnen, um einen klaren Begriff zu geben, wie meine — ich darf sagen Wuth für das Theater entstanden ist.

Das höchste Vergnügen, welches ich damals genoß, war, das Theater besuchen zu können. Ich weinte süße Thränen in Schikaneders erbärmlicher „Philippine Welserin", und konnte mich wälzen vor Lachen in seinen „Lumpen und Fetzen".

Wenn ich mich nach dem Wunsche meiner Tanten betrug, so erhielt ich bald von dieser, bald von jener einen Silbergroschen, und sagte ich gar meiner Großmutter an einem Sonntage das Evangelium auswendig auf, so wurde ich sogar mit einem Siebner belohnt. Ich kaufte mir dafür kein Naschwerk, ich sparte mir jeden Kreuzer auf, um in das Theater gehen zu können. Da ich aber nie allein gehen durfte, sondern immer einen älteren Studenten mit mir nehmen und für ihn den Eintritt bezahlen mußte, welcher damals im Paradiese auf 7 Kreuzer festgesetzt war, so bedurfte ich die für mich sehr bedeutende Summe von 14 Kreuzern, um wieder einmal einen glücklichen Abend genießen zu können. Was ich

Alles that, um mir dieses Vergnügen so oft als möglich zu verschaffen, ich kann es nicht beschreiben. Ich lernte alle Evangelien auswendig, ich schrieb einer Köchin in der Nachbarschaft Briefe an ihren Liebsten, ich aß meine Jausenäpfel nicht und verkaufte sie in der Schule, ich lernte sogar das Brettspiel, weil meine Großmutter es gerne spielte, und betrog die gute alte Frau so viel ich konnte, die sich dann freilich nicht wenig wunderte, daß sie mich immer bezahlen mußte und mir nie etwas abgewinnen konnte.

Und Alles, Alles erhielt die Theatercasse. Da ich meistens nur an einem Sonntage die Erlaubniß erhielt, ins Theater zu gehen, so war dadurch mein Vergnügen durch die Mühe, womit ich es errang, verdoppelt. Da es an diesem Tage immer sehr voll war, so mußte ich mich schon um drei Uhr Nachmittags vor dem Theaterthore anstellen, um einer der Ersten beim Aufsperren hinein zu kommen, und auf der letzten Gallerie einen guten Platz zu erhalten. Ich wurde furchtbar gedrückt, ich litt es mit Freuden, ich mußte drei Glockenstunden sitzen mitten in Qualm und Hitze, durch Knoblauchdünste von den verkauften Selchwürsten geschwängert, allein das war eben meine Lieblingsatmosphäre, denn ich schwelgte schon im Vorhinein in dem Vergnügen, das mich erwartete, und ich sah schon den Vorhang, der das non plus ultra meiner Wünsche verbarg. Die paar Stunden gingen meist in Gesprächen mit meinen Nachbarn dahin, welche immer Theatralisches zum Gegenstande hatten. Der Eine wußte was nächstens für ein neues Stück gegeben werde, ein Anderer kannte diesen oder jenen Schauspieler persönlich und erzählte von ihm. Ein Schustergeselle, mit dem

ich am öftesten zusammen kam, und den ich auch am meisten beneidete, war so glücklich für die erste tragische Schauspielerin (sie hieß Dlle. Wimmer und war später die Gattin der Schauspieldirectoren Liebich und Stöger in Prag) die Schuhe zu verfertigen.

Endlich wurden die Lampen heraufgeschoben, meine Sonne ging auf Die Musiker kamen einer nach dem andern in das Orchester, die Glücklichen, die Täglich da sitzen konnten und mein Himmel that sich auf.

Meine Liebe zum Theater wurde, statt gesättigt zu werden, nur immer heißer, und bald wollte ich nicht nur das Theater auf der Wieden allein, sondern alle Theater und alle Stücke sehen.

Mein Vater hatte mir um diese Zeit erlaubt, Musik lernen zu dürfen. Lange konnte ich mich nicht bestimmen, welches Instrument ich lernen wollte; da geschah es, daß ich Bekanntschaft mit einem Manne machte, der bei der zweiten Violine im Orchester des Wiedner Theaters angestellt war und nebenbei auch im Violinspiele Unterricht gab. Er hieß Prügel. Er stellte mir die herrliche Aussicht, daß ich einst im Stande sein würde, ihn im Orchester zu substituiren, ja er nahm mich einige Male selbst unentgeldlich mit ins Orchester; und nun hatte ich mich schnell entschlossen, von ihm Violinspielen zu lernen.

Ich war sehr fleißig; denn immer schwebte mir das hohe Glück, im Orchester die zweite Violine mitkratzen zu können, vor Augen, und ich brachte es wirklich nach vierzehn Monaten schon dahin, daß ich bei Schauspielen, wo nur Symphonien aufgeführt wurden, mitspielen konnte. Ich befreundete mich mit allen Geigern im Orchester, und so wurde ich bald der Substitut des Einen, bald des

Andern, so daß ich oft mehrere Tage nach einander im Orchester saß. Ich kann sagen, daß ich manche Stücke besser auswendig wußte, als die Schauspieler.

Es herrschte damals die Gewohnheit, daß sich die Musiker, bevor sie in das Orchester gingen, auf der Bühne versammelten. O lieber Himmel! welche Feder beschreibt mein Entzücken, als ich nun auch auf den Bretern stand, welche für mich nicht nur die Welt bedeuteten, sondern auch meine Welt waren, als ich meine Halbgötter, die Schauspieler, nun ganz in der Nähe betrachten konnte.

Ich hatte an einem Abende Zahnschmerzen, und als ich auf der Bühne stand, und Mademoiselle Constantini den Inspicienten, auf mich deutend, fragte: „Wer ist der junge Mensch?“ da hatte ich mit einem Male vor Entzücken meinen Schmerz verloren.

In der Zauberflöte hab' ich einmal einen Affen dargestellt, und in einem Stücke, (ich glaube es war der zweite Theil der „Modesitten“) habe ich mir das Glück nicht nehmen lassen, hinter der Couliße den allgemeinen Volksschrei mit zu schreien: „Ein Ochs ist ausgekommen!“

Nach und nach wurde ich im Orchester auch als Substitut bei Opern verwendet. Es gelang mir, den Schauspielern kleine Dienste zu erweisen, dem Einen seine zerrissene Rolle abzuschreiben, dem Andern etwas in seiner Wohnung zu holen was er vergessen hatte, dieser Schauspielerin ihren Mantel zu halten, während sie auf die Scene trat, jener sogar das aufgegangene Schuhbändchen zu binden; und so wurde ich mit ihnen immer bekannter und auf der Bühne wohl gelitten. O me ter quaterque beatum!!

Im Starhembergischen Freihause, in dessen Hofe das Theater stand, befand sich auch ein Gasthaus mit einem kleinen Gärtchen, welches die Schauspieler besuchten und wohin auch ich mein bischen Taschengeld — da ich das Theater jetzt unentgeltlich besuchen durfte — trug. Da wurde vor und nach der Vorstellung Karten gespielt, gezecht und Spaß getrieben. Ich war von Jugend auf ein leidenschaftlicher Anecdotenkrämer, und war bei solchen Gelegenheiten meistens derjenige, welcher das meiste Spaßige vorzubringen wußte, auch besaß ich immer die Gabe meinen Scherz kurz zu erzählen, wodurch sich seine Wirkung erhöhte. Spaßmacher sind überall wohl gelitten, und ich wurde so ein wahrer Appendix der Wiedner Schauspielergesellschaft.

Man forderte mich auf, da ich ein so lustiger Vogel sei, zu versuchen, ob ich nicht auch ein komisches Stück schreiben könne. Damals hatte eben Giesecke's travestirter „Aeneas" außerordentliches Glück gemacht, und ich schrieb einen travestirten „König Lear".

Als ich ihn den Schauspielern in der Bierkneipe vorlas, wurde viel darüber gelacht, und Stegmayer selbst, den ich damals für einen vorzüglichen dramatischen Dichter hielt, übernahm es, die Aufführung des Stückes bei dem Director Schikaneder zu bewirken. Wahrhaftig, ich gäbe viel darum, wenn ich dieses erste Machwerk meiner Feder noch besäße. Ich knetete darin Alles zusammen, was an Sprüchwörtern, Witzfunken und Anecdoten damals von Mund zu Munde ging. Ich möchte solch ein erstes Kindlein eines Jünglings die geistigen Vierziger nennen; denn wie bei den Kindern durch die körperlichen Vierziger sich alle Unreinigkeit,

die von der Geburt aus in ihrem Leibe ist, auf die Haut herauszieht, so muß bei den geistigen Vierzigern alles, was der Jüngling gedacht, gelernt und erfahren hat, auf das Papier. Ich weiß noch, daß Monologe in dem Stücke waren, welche drei bis vier Seiten einnahmen; denn ich fand nirgend ein Ende. Wie gemein die Parodie gehalten gewesen sei, schließe ich aus dem, weil ich mich nur noch zu erinnern weiß, daß mein Lear darum seinen fürchterlichsten Fluch über seine Töchter ausstieß, — weil — o hört es ihr Musen! — weil sie ihm schon öfters den Stiefelknecht versteckt hatten. — Du, o großer Shakespeare, wirst dem verblendeten Jünglinge diese Blasphemie verzeihen, welche er durch nachherige Verehrung deiner Werke wieder gut zu machen suchte.

Ich bin jetzt überzeugt, daß die Parodie gewißlich durchgefallen sein würde, allein damals fühlte ich mich hoch beglückt, als ich vernahm, daß das Stück angenommen und bereits der Censur übergeben sei. Noch höher aber trug ich das Haupt, als man mir sagte, Schikaneder selbst wolle den Lear spielen. Ich sah mich schon im Geiste herausgerufen und studirte sogar schon auf eine Dankrede. Mit einem Male riß man mir den geträumten Lorbeer vom Haupte, man schnitt mir mitten durch das Herz. Die Censur hatte meinen travestirten Lear nicht zugelassen. Ich glaube jetzt, daß die Censur recht hatte, allein wäre ich damals Sultan gewesen, ich hätte allen Censoren die Köpfe abschneiden und auf dem Theater auf Stangen aufstellen lassen. Vielleicht schreibt sich auch meine Antipathie gegen die Censur von jener Zeit her.

Obwohl ich nun meine Studien nicht versäumte und bei den Prüfungen immer gute Classen davon trug, so waren

doch alle meine Nebenstunden dem Theater gewidmet; ich las begierig alle Stücke, die ich bekommen konnte, ich sah alle neuen Vorstellungen und fing nun auch an, selbst auf Haustheatern zu spielen. Es glückte mir gleich anfangs, Beifall zu erringen, und ich darf es kühn behaupten, wenn ich zu irgend etwas ein außerordentliches Talent hatte, so war es zum Schauspieler. Ich spielte ernste und komische Alte, und viele noch jetzt lebende Personen werden mir das Zeugniß geben, daß ich sie in ernsten Rollen eben so gut zu erschüttern verstand, als ich sie in komischen zu unwiderstehlichem Lachen hinriß. Ich habe nie unbescheiden über mich selbst geurtheilt, daher ich mir diese Wahrheit auch ungescheut angedeihen lassen darf. Ich war Mitglied der besten Dilettantengesellschaften, aus welchen die nachher berühmten Schauspieler und Sänger Korn, Moreau, Beyer, Preisinger, Frau Forti, Unger=Sabathier u. s. w. hervorgegangen sind. Noch jetzt glaube ich es in der Declamation und besonderes im richtigen, verständigen und verständlichen Vorlesen mir noch ganz unbekannter Schriften mit Jedem aufnehmen zu können.

Aber sonderbar! Je mehr ich in das eigentliche Wesen der Schauspielerei (ich sage mit Vorsatz nicht Schauspielkunst, weil ich sie mit Hebenstreit für keine Kunst halte) eindrang, desto gleichgiltiger wurde ich nach und nach dagegen. Ich sah ein, daß der Schauspieler, der nur vom Beifalle lebt, auch nur nach diesem geize, und ihm alles Uebrige opfere; daß er nie genug davon habe, allen Beifall allein für sich haben wolle, und jeden seiner Kameraden darum beneide. Zudem stellt der Schauspieler ein Bild auf, welches mit seinem Abtreten wieder

verschwunden ist. Ich bemerkte die kleinen Ränke, die auch in diesem Stande häufiger sind als in jedem andern. Ich sah ein, und lernte dies besonders aus dem blühenden und witzigen Dialoge Kotzebue's, daß in dem Schauspieler so oft der Dichter applaudirt wird, und daß Jener diesem bei Weitem mehr zu danken habe, als dieser jenem; kurz, je mehr ich die glänzende Außenseite der Schauspielerei kennen lernte, desto weniger gefiel mir die innere Wesenheit derselben, und so geschah es nach und nach, daß ich wohl immer noch Belustigung am Theater fand, aber der eigentliche Schauspielerstand seinen Nimbus in meinen Augen ganz verlor, und ich selbst auf einen Antrag, den mir der große Schauspieler Koch machte, sich, wenn ich wollte, für mich um ein Engagement bei dem Hoftheater zu verwenden zurückweisend beantwortete.

Je mehr sich aber meine Liebe für das Schauspielen selbst verminderte, desto mehr wuchs meine Verehrung für die dramatische Dichtkunst und desto sehnsuchtsvoller drängte es mich, auch etwas für die Bühne zu schreiben.

Zu jener Zeit war es, wo eben Uebersetzungen und Bearbeitungen aus dem Französischen besonders gang und gäbe waren. Ein inniger Freund von mir, Joseph Ritter von Seyfried, war bei der Wiedner Bühne als Theaterdichter sein Bruder Ignaz als Cappelmeister angestellt. Manchmal wenn der Erstere schnell die Bearbeitung eines französischen Originals leisten mußte, bat er mich, ihm einzelne Scenen und Arien hinzu zu machen. So war die lateinische Arie des Dorfbaders in der Operette: „Pächter Robert" von mir, und endlich machte ich mich selbst daran, ein von ihm erhaltenes französisches

Original zu bearbeiten. Es war dies das Melodrama „Cöline“ von Pixerecourt und dieses Stück erschien im Jahre 1801 unter dem Titel: „Die Mühle am Arpennerfelsen“ auf der Bühne und wurde sehr beifällig aufgenommen.

Dies war meine erste dramatische Arbeit, mit allen Ingredienzen gefüllt, welche bei dem Volke Wirkung machen. Eine verfolgte Unschuld, ein gräulicher Tyrann, Donner und Blitz, eine Brücke, welche einbricht, ein Stummer u. s. w.

Ich hatte eine große Freude über den glücklichen Ausgang und bedauerte nur, daß ich dem sublimen Werke den Namen des großen Bearbeiters nicht beigesetzt hatte. Ich erhielt dafür das ungeheure Honorar von 30 fl. in Bankozetteln und gab in der Freude meines Herzens den Schauspielern, welche in dem Stücke zu spielen hatten, ein glänzendes Souper, wofür ich dem Gastgeber auf mein Honorar noch 10 fl. darauf zahlen mußte.

Dies ist die wahre Darstellung meiner ersten Schritte auf der theatralischen Laufbahn. Möge sie die Jugend als eine getreue Schilderung eines alten Mannes hinnehmen, welcher seitdem 199 dramatische Werke: Opern, Sing-, Schau- und Lustspiele geschrieben hat, von denen über 100 wirklich aufgeführt worden sind. Zehn hievon sind mein literärisches Eigenthum im vollsten Sinne des Wortes, die übrigen sind Bearbeitungen und Uebersetzungen.

Ausgezischt wurde mir von allen meinen Stücken keines, aber eines, und vielleicht eines der besseren unter dem Titel: „Die Unsterblichkeit auf der Probe“ ausgelacht.

Ich habe den Zeiger meiner Memoirenuhr um mehre

Jahre vorgerückt, um eine Totalübersicht meiner theatralischen Laufbahn aufzustellen, ich rücke ihn nun wieder zum Jahre 1796 zurück. Meine gute, von mir innig geliebte Mutter war gestorben. Ich fühlte ihren Verlust tief, aber meine Tanten verdoppelten ihre Liebe gegen mich, und ließen mich so den großen Verlust leichter verschmerzen.

Das Jahr 1796.

Ich trat in diesem Jahre in die philosophischen Studien ein. Ein Philosoph im 15. Jahre des Alters, o du mein Himmel! wie soll da die Weltweisheit Eingang finden, wenn man von der Welt selbst noch gar keinen Begriff hat. Ich begreife überhaupt jetzt noch nicht, wie Philosophie gelehrt und gelernt werden kann, besonders wenn man dazu einen Professor anstellt, wie jener Herr Carpe war, welcher mich sie lehren sollte. Ich ging denn auch in das Collegium wie die Andern, hörte die fremden Worte, womit der Herr Professor herumwarf, an, ließ sie bei einem Ohr hinein- und bei dem andern hinausgehen, und suchte nur so viel zu behalten, als ich zur Noth brauchte, um bei der Prüfung eine gute Klasse zu erhalten. Nicht wenig bildete ich mir aber darauf ein, daß ich in keine Schule mehr, sondern in ein Collegium ging, und daß die Professoren selbst mich immer mit Herr anredeten.

Ich hatte mit mehreren meiner Mitschüler Bekanntschaft gemacht; der Sohn eines Arztes in Weitra, (er nannte sich Joseph Friedrich, und ist, glaube ich, jetzt Auditor bei einem Grenzregiment), war von meinen Eltern meinen Tanten in Kost und Wohnung gegeben worden,

und wir erhielten dasselbe Zimmerchen zu ebener Erde, gerade unter der Wohnung meiner Großmutter, welches früher die Frau Lenorl (von welcher ich schon gesprochen habe) bewohnte, und so war ich etwas freier geworden Mehrere Collegen gesellten sich zu uns, und wir trieben denn auch, was Jünglinge in diesem Alter zu treiben pflegen. Wir kamen zusammen und spielten Karten, wir hatten jeder unsere kleine Liebschaft, wir hingen wohl manchmal auch ein Collegium an den Nagel, aber wenn die Zeit zur Prüfung kam, so blieben wir immer 8 Tag und Nächte beisammen, repetirten mit einander alle Gegenstände, und erhielten daher auch alle gute Studienzeugnisse

Wir fingen schon an, etwas zu schriftstellern, ja wir bildeten sogar einen literärischen Verein. Ich besitze noch die Eröffnungsrede, welche ich selbst verfaßt, und bei der ersten Sitzung gehalten habe. Ich kann mich eines lauten Gelächters nicht erwehren, wenn ich sie jetzt lese. Mit welchem lächerlichen Stolze sprach ich in hochtrabenden Worten über die segenreichen Folgen, welche dieser herrliche Verein von M ä n n e r n (zwischen 15 und 18 Jahren) für die Wissenschaft, für den Staat, ja für die ganze Menschheit einst haben werde. Das Einst ist gekommen, und die M ä n n e r sind der eine Verwalter, der Andere Auditor und alle Uebrigen in der Dunkelheit gestorben.

In diesem Jahre habe ich auch aus Privatfleiß die Pädagogik gehört, weil ich hoffte, dadurch als geprüfter Lehrer mir durch Unterricht etwas verdienen zu können. Ich machte darin auch solche Fortschritte, daß mir der Director der Normalschule, B a u e r, welcher zugleich Professor der Pädagogik war, zwei Lectionen zubrachte,

deren eine mir monatlich 5 fl., die andern 4 fl. Bankozetteln trug. Täglich eine Stunde unartige Rangen für monatliche 5 fl. lehren ist etwas Entsetzliches, da kommt auf die Stunde 10 kr. Bankozetteln oder 2 kr. W. W. oder nicht ganz 1 kr. C. Mze. Ich freute mich darüber doch außerordentlich, denn ich verdiente mir nun doch schon täglich 18 kr. Bankozetteln, und konnte dafür mit meinen Kameraden Abends in ein Gasthaus gehen, eine Halbe Bier trinken, Brot und Wurst essen.

Es war damals etwas ganz Eigenthümliches um ein Wiener Bierhaus. Da die jetzigen Bierschänken den damaligen Kneipen gar nicht mehr ähnlich sehen, so habe ich eine solche bei Gelegenheit, als ich von dem Komödienbierhaus sprach, in meinen Memoiren geschildert. Sie glichen sich alle, allein je kleiner und schmutziger sie waren, desto heimlicher wurden sie uns. Ich weiß Zeiten wo ich ohne eine solche Kneipe gar nicht leben konnte, und selbst bei den Reisen, welche ich später in das Ausland machte, vermißte ich sie ungern.

Eine der Lectionen, welche ich zu geben hatte, war bei einem sogenannten Zagelschneider auf dem Spittelberg Zagelschneider heißt in Wien der Krämer, welcher Alles, was ein Schuster braucht, im Kleinen zu verkaufen hat, Leder, Ahlen, Zwirn u. s. w Bei diesem Zagelschneider nun wurde ich fast alle Sonntage zu Tische geladen, und das war für mich schon ein sehr guter Tag. Da kam ein tüchtiger Indian oder Hase auf den Tisch und guter Wein, und ich haute gewaltig drein.

Auf dem Spittelberg war auch ein Kaffeehaus, in welchem ich und meine Kameraden viele Stunden zubrachten, welche wir im Collegio hätten zubringen sollen, und

wohin wir viele Groschen trugen, welche wir besser hätten verwenden sollen. Ich weiß mich zu erinnern, daß ich eine ungeheure Freude hatte, wenn ich eine Stunde Billardspielen konnte, und weil ich mehr Partien gewonnen hatte, als meine Gegner, dafür kein Billardgeld bezahlen durfte; daß ich aber auch ein paar Tage in Verzweiflung herumging, weil ich dem Caffetier einen Gulden schuldig war und nicht wußte, wie ich ihn bezahlen sollte. Da kam zum Glücke der Weihnachtsabend, und ich gewann meiner guten Großmutter und meinen beiden Tanten — freilich durch nicht ganz ehrliches Spiel — so viele Nüsse ab, welche ich ihnen dann wieder verkaufte, daß ich meine große Schuld tilgen konnte.

Die Schulferien brachte ich alljährlich zu Weitra bei meinen Eltern zu. Das war immer ein wahres Seelengaudium. Nichts lernen, bei den Herren Pfarrern der Umgegend schmausen, im Freien herumspectakeln. So lange meine gute Mutter noch lebte, kochte sie mir auch immer meine Lieblingsspeisen. Man kann wohl denken, daß es mir immer Thränen kostete, wenn die Ferien zu Ende waren und ich wieder in mein Schuljoch nach Wien herab mußte.

Weitra beherbergte in der Ferienzeit immer mehre Studenten, und da gab es denn immer Kameraden genug.

Ich muß bei dieser Gelegenheit wieder des alten Freundes meiner Familie und meines ersten Lehrers Leopold Föderl erwähnen, welcher jetzt Pfarrer in Weitra war.

Es wird wenige Geistliche geben, welche mit so vielen Kenntnissen so ein feines Benehmen verbinden, als dieser Mann, es wird auch wenige Seelsorger geben, welche in ihrem Pfarrbezirke so viel Gutes üben, als er.

Seine Pfarre war sehr einträglich, er verwendete aber Alles für dieselbe. Er baute den Pfarrhof ganz neu auf, er erbaute eine Schießstätte und gründete eine Schützengesellschaft und eine Musikcapelle; er selbst war ein vortrefflicher Violinspieler und ließ bei sich öfters Quartetten aufführen. Er gab den Landleuten Anleitungen und Rath in Wirthschaftsangelegenheiten, vor Allem aber danken ihm noch jetzt viele Männer, welche in Ansehen und Würden stehen, ihre ganze bessere Existenz. Und wie dankte ihm seine Pfarrgemeinde diese vielen Wohlthaten? Da der gute Mann neben dem, daß er Pfarrer war, sich auch erkühnte, Mensch sein zu wollen, und eine Frau im Städtchen öfters besuchte, so führten sie Klage über ihn bei dem Bischofe, er wurde auf eine weniger einträgliche Pfarre versetzt; und nachdem er sich da aus Gram dem Trunke ergeben hatte, starb er im Elende.

Die Erde sei dir leicht, braver Mann, und mein Dank für das viele Gute, was du mir erwiesen, wird nur mit meinem Leben enden.

Die Vacanzen, welche ich in Weitra zubrachte, waren die herrlichsten Tage meines ganzen Lebens. Während meine gute Mutter noch lebte, kochte sie mir täglich meine Lieblingsspeisen, ich durfte auf einem kleinen Pferdchen reiten, im Garten meines Vaters und in jenem des Pfarrers mich herumtummeln und Obst nach Belieben essen. Ich besaß ein Schattenspiel, welches ich öfters aufführte und dazu die Kinder der Bürger einlud. Ich bildete mir schon damals nicht wenig auf den Unsinn ein, den ich meine Figuren sprechen ließ, und als sich einmal selbst die Kinder des Gutsbesitzers, die jungen Landgrafen von Fürstenberg, würdigten, mein Schattenspiel anzusehen, da

hätte ich mit dem berühmtesten Schauspieler nicht getauscht. Ein alter Gärtner im Dienste des Pfarrers lehret mich damals die ersten Griffe auf der Violine, und die Melodie des Liedes: „O du liebes Mauserl" waren die ersten Töne, welche ich den Saiten entlocken konnte.

Später, als meine Mutter gestorben war, veränderten sich mit meinen Jahren auch meine Ferienvergnügungen. Es befand sich damals ein Schullehrer in Weitra, Namens W i n t e r , ein vortrefflicher Musiker und ein sehr freundlicher, lebenslustiger Mann, ein wahrer Mäcenas der Studenten. Bei diesem kamen wir täglich zusammen, es wurde musicirt, getanzt, Lieder gesungen, Spiele gespielt, mitunter Pfänderspiele, da auch Mädchen hinkamen, und so vergingen die Ferienwochen in einem fortwährenden Taumel.

Damals war es, wo ich mein erstes Liebesgedicht machte, welches ich von der Frau Schullehrerin in ein Mohnknödel einbacken und meiner Geliebten überreichen ließ. Es war daher auch ungeheuer süß und verfehlte seine Wirkung nicht. Ich unterschied mich damals von meinen Kameraden dadurch, daß ich kein Liebhaber vom Jagen, Reiten, Vögelfangen und Fischen war, was mir während der Vacanzen zu thun erlaubt gewesen wäre. Vor dem Jagen schauderte mir, weil ich schon damals die Thiere liebte und diese Liebe das Vergnügen, loszuschießen und zu treffen, weit überwog. Der Fischfang war mir zu langweilig; denn ich sah meine Kameraden oft stundenlang sitzen und dann einen Grindling heraus ziehen. Zum Vögelfangen war ich zu bequem; denn im Herbste um 4 Uhr Morgens aufstehen und im kalten Nebel hinausgehen ins Feld, mit armen grausam geblendeten

Finken die Vögel locken und ihnen die Köpfchen umdrehen, das konnte ich nicht einmal sehen, viel weniger mitmachen.

Ich unterhielt mich zu jener Zeit am liebsten mit Porträtiren. Ein anderer Student lehrte mich nämlich das Gesicht von Personen auf einen Bogen Papier, worauf das Licht den Schatten werfen mußte, abzuzeichnen und dann mittelst eines Storchenschnabels zu verkleinern. Auf diese Art porträtirte ich Alle, die wollten, sowohl für sie, als für mich und besitze jetzt noch einige hundert solcher Porträts, welche ich mit Vergnügen ansehe und die mich an Bekannte jener Zeit erinnern, von denen nur mehr sehr wenige noch leben.

Auch fing ich schon an, etwas zu schriftstellern. Bei jeder Hochzeit, Taufe, bei jedem Namens- und Geburtsfeste war ich schon ein firfingeriger Poet, und die Knittelreime standen mir jederzeit zu Gebote. Auch war ich darin sehr glücklich, in einer lustigen Gesellschaft trotz Lärmen und Schreien ein Gedicht aus dem Stegreife, ja auch sogar auf gegebene Endreime niederzuschreiben.

Ich kann mir es nicht versagen, hier die Anfangsstrophen eines von mir zur Vermälung des Professors Veith mit der Tochter meines Freundes Seyfried während der Hochzeitstafel improvisirten Liedes mit allen seinen gebrochenen Füßen und seinen eben nicht sehr decenten Gedanken, einzuschalten, weil es doch schon die Gattung anzeigt, in welcher ich in der Folge Einiges leistete. Sie lauten:

Die Welt muß sich vermehren,
Sonst gehts auf Erden schwer,
Drum liebe Frau'n und Herren
Geht zu den Traualtären,
Es thut's sonst nimmermehr.

Ein Fest wird heut begangen
Recht wichtig meiner Ehr',
Wer einmal aufgefangen,
Der muß zum End' gelangen,
Es thut's sonst nimmermehr.

Die Zwei, die vor uns sitzen
Die Sie, und dann der Er
Wußt' Amor mit den Spitzen
Von seinem Pfeil zu ritzen,
Drum thut's es jetzt nicht mehr.

Ich habe früher von der angenehmen Zeit gesprochen, welche ich während der Vacanzzeit alljährlich bei meinen lieben Eltern zubrachte. Ich erinnere mich dabei eines gespenstischen Abenteuers, welches mir — ich weiß nicht mehr in welchem Jahre, begegnete und welches mir damals großen Schrecken einjagte.

Da mehre junge Leute aus Weitra in Wien studirten, so fuhren wir gewöhnlich zur Ferienzeit alle miteinander, mit einem Fuhrmann nach Hause, bei dem wir auf Kisten und Ballen saßen und vier Tage zu einem Wege brauchten, den man mit einem leichten Wagen leicht in anderthalb Tagen macht.

Einmal im Herbste nun war ich mit meinen Prüfungen früher fertig geworden als meine Kameraden, hatte gute Zeugnisse erhalten und mir von meinem kleinen Verdienste 2 fl. (sage zwei Gulden), erspart. Da kam es mir nun zu Sinne, ich wolle diesmal nicht warten, bis mir mein Vater Geld zur Reise schickt, sondern zu Fuße nach Weitra wandern und ihn überraschen. Ich dachte, mehr als die große Summe von 2 fl. würde ich nicht brauchen, nahm etwas Wäsche in einen Bündel, den ich an einem Stock über der Achsel trug und machte mich muthig auf den Weg.

Bewegung macht Appetit. Am ersten Tage hatte ich schon die Hälfte meiner Barschaft, am zweiten die andere Hälfte verzehrt, so daß ich am dritten nur mehr vier Kreuzer in der Tasche hatte, als ich Nachmittags aus einem Dörfchen auswanderte, von welchem ich noch wenigstens 15 Stunden bis nach Hause zu gehen hatte.

Ich trillerte zwar die Arie: „Welche Lust gewährt das Reisen,“ allein im Magen war mir alles flau und der Gedanke: welche mitleidige Seele mir wohl heute ein Nachtlager umsonst geben würde, ängstigte mich, als ich nicht ferne von mir an einem Bache eine einsame Mühle stehen sah, deren Räder lustig klapperten. Das Wohnhaus hatte etwas Unheimliches. Die Wände sahen schwarz und düster aus, die unteren Fenster waren mit starken Eisengittern verwahrt und zwei Fenster im ersten Stock mit Bretern vernagelt. Rund um Haus und Mühle hoben sich schwarze Fichten in die Höhe, und beiläufig 200 Schritte hinter der Mühle blinkte im Mondenstrahle auf einem Hügel ein halb verfallener Galgen.

Der Weg führte mich hart an der Mühle vorüber, und ich sah eine alte Frau vor derselben sitzen, welche eben beschäftigt war, Erbsenschoten auszulösen. Ich bot ihr einen guten Abend, und sie erwiderte ihn freundlich. Da trat ich näher, setzte mich zu ihr und es entspann sich ein Gespräch zwischen uns, worin ich ihr meine Noth klagte, daß ich ein Student sei, der nicht wisse, wohin er heute Nacht sein müdes Haupt legen werde. Ich nahm meinen ganzen sentimentalen Ton zu Hilfe und erweichte die gute Alte so sehr, daß sie mir freiwillig eine Lagerstelle bei sich anbot.

Wer war froher als ich? Wir gingen ins Haus. Der

Sohn der Alten, der Müller, war eben ins nächste Städchen gefahren und wurde erst morgen zurückerwartet. Die Alte machte Feuer, kochte eine warme Suppe und Kartoffeln, und wir setzten uns dann zusammen und verzehrten das freundlich Gegebene mit großem Appetit. Ein Krug vortrefflichen Bieres schmeckte mir herrlich. Während des Essens sprachen wir von Diesem und Jenem, und die Alte sagte mir, ich müßte in der hinteren Stube schlafen; es ginge freilich die Rede, es sei darin nicht recht geheuer, weil den vorigen Müller, der ein reicher Geizhals gewesen sei, in dieser Stube der Schlag getroffen habe, aber das sei nicht wahr, sie sei zu allen Stunden des Tages und der Nacht in der Stube gewesen und habe nie etwas Verdächtiges gesehen oder gehört.

Bei diesen Worten stellte ich den Bierkrug, den ich eben zum Munde bringen wollte, nieder, und ich glaube fast mein Gesicht habe sich etwas verlängert, aber ich nahm mich recht zusammen, und als die Alte hinzusetzte, es stehe ein vortreffliches Bett oben, und wer reinen Herzens sei, habe nirgend etwas zu fürchten, überredete ich mich, daß ich wirklich reinen Herzens sei und fügte mich in die Nothwendigkeit.

Um 9 Uhr nahm meine freundliche Wirthin das Licht und leuchtete mir in meine Schlafkammer. Wir gingen auf schmalen Bretern durch die Mühle, dann über einen langen Gang, an dessen Ende sich das Gemach befand. Es war klein, hatte weiße Wände und ein Fenster. Die alte wünschte mir gute Nacht und ging.

Da stand ich nun, und die Worte der Wirthin beim Abendmal fielen mir wieder bei. Ich durchsuchte mein Zimmerchen, sah zuerst unter das Bett, dann öffnete ich das

Fenster, welches ich mit einem starken Eisengitter versehen fand, aber gleich wieder sammt dem Fensterladen schloß, da mir der vorerwähnte Galgen im hellen Mondenlicht entgegenleuchtete, riegelte dann die Thüre sorgfältig zu, legte meinen Stock neben das Bett auf einen Stuhl, entkleidete mich, stieg vermittelst des Stuhles in das außerordentlich hohe Bett, in welches ich wie in frischen Schnee tief hinein fiel, löschte das Licht aus, zog die Tuchet (so nennt man bei uns das mit Federn gefüllte Ueberbett) mit großer Mühe hinauf, denn sie war entsetzlich schwer, und drückte die Augen zu.

Schon hatte der Schlummer angefangen seine milden Flügel über mich zu breiten, als mich plötzlich ein Gerassel, jenem ähnlich, welches entstehen würde, wenn die Kette einer Thurmuhr abliefe, und hierauf ein starker Schlag wieder erweckte; zu gleicher Zeit wurde mir die Tuchet vom Leibe hinabgezogen.

Ich riß die Augen auf und starrte in die Nacht, ich horchte und Alles war stille. Da griff ich an das untere Ende des Bettes, um zu fühlen, wo denn meine Tuchet sei, ich erfaßte einen Zipfel davon und zog sie mit noch größerer Anstrengung als das erste Mal hinauf, es war gerade so, als ob sie unten Jemand hielte. Kaum war ich einige Minuten so gelegen und ließ die Tuchet aus, um die Arme darunter zu stecken, als sich dasselbe Gerassel, derselbe Schlag und das Wegziehen der Tuchet wiederholte, und gleich darauf war wieder Alles still.

Nun fing mir an bange zu werden, große Schweißtropfen standen mir auf der Stirne, ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Noch einmal zog ich in der größten Angst die Tuchet zu mir herauf und hielt sie fest, erwar-

tend, ob man mir sie noch einmal entziehen würde; ich fühlte wohl, daß am untern Ende eine Gegengewalt sie ebenfalls festhielt. Da zog ich die Füße, so viel ich konnte, herauf und blieb in dieser unbequemen Stellung liegen, bis der Schlummer aufs Neue mich überwältigte, ich die Tuchet etwas los ließ und sich das vorige gräßliche Spiel zum dritten Male erneuerte.

Nun — ich kann es nicht leugnen — fingen sich einige Härchen auf meinem Kopfe an empor zu sträuben, ich faßte meinen Stock, sprang mit beiden Füßen aus dem Bette, riegelte die Thür auf, stürzte über den Gang, durch die Mühle, wo mich ein Engel geleitete, daß ich in der Finsterniß auf den schmalen Bretern keinen Fehltritt that, von da in den Hof und schrie nun aus Leibeskräften um Licht.

Da öffnete die Alte das Fenster, fragte was mir geschehen sei, und als ich ihr mein Abenteuer erzählte, weckte sie zwei Mühlknechte und mit einer Laterne kehrten wir in meine Schlafstube zurück.

Was sahen wir?

Zu den Füßen meines Bettes stand eine große eiserne Cassetruhe, welche noch dem vorigen Müller gehört und worin er seinen Mammon verschlossen hatte. Meine Tuchet hatte sich mit einem Zipfel in den Ring, bei welchem man den Deckel anfaßte, um ihn aufzuheben, verwickelt; so oft ich sie nun zu mir emporzog, öffnete ich zugleich den schweren Deckel der Truhe, der dann seines Räderwerkes wegen mit Gerassel und einem Schlage zufiel und mir natürlicher Weise das Federbett wieder entzog.

Ich wurde von der Alten und den Mühlknechten ausgelacht, konnte aber nicht selber mitlachen, da mir der

Schrecken noch alle Glieder lähmte, doch verschlief ich ihn wieder bis zum nächsten Morgen.

Ich hatte damals Violinspielen gelernt und war darin so fleißig, daß ich schon nach einem Jahre es dahin brachte, daß ich meinen Lehrer, welcher bei der zweiten Violine im Theater auf der Wieden angestellt war, bei Schauspielen, wobei nur Symphonien aufgeführt wurden, substituiren konnte. Das Vergnügen, unentgeltlich das Theater besuchen zu können, war auch eigentlich der größte Sporn meines Fleißes. Später wurde ich auch schon bei Opern zugelassen, und wenn ich auch nicht selbst mitmusicirte, so war ich doch schon im Orchester so bekannt, daß ich kommen konnte, wann ich wollte, und immer ein bescheidenes Stehplätzchen hinter dem Pauker einnehmen durfte. O! wie viele Stunden bin ich da gestanden und doch nie müde geworden. Dieser Pauker (Rabl hieß er) hatte das grimmigste Gesicht, welches mir in meinem Leben vorgekommen ist, und war dabei auch ein Erkleckliches grob. Wir Substituten fürchteten uns gewaltig vor ihm, und wenn mehre von uns, ohne selbst mitzuspielen, kamen und hinter ihm Platz nehmen wollten, um ein Stück oder eine Oper mit anzusehen, so wurden viele nicht eben auf die höflichste Art hinausgewiesen. Mir geschah dieses nur ein einziges Mal, und selbst da verließ ich das Theater nicht ganz, sondern blieb die ganze Oper hindurch unter dem Podium, wo man vom Orchester aus durchgehen mußte, stehen, um nur da einige Töne zu hören oder vielleicht gar eine Sängerin, die in einem Zauberspiele versinken mußte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihr mein Compliment zu machen.

Das nenn' ich doch Liebe zum Theater!

Wie gesagt wurde ich nur ein einziges Mal aus dem Orchester gewiesen; denn ich wußte mir bald den grimmigen Pauker zum dicken Freunde zu machen. Ich bat nämlich meine Großmutter so lange, bis sie mir erlaubte, den Mann ein paar Male an Sonntagen zu uns zu Mittag einladen zu dürfen, und von der Zeit an hatte ich nicht nur einen Stehplatz, sondern sogar einen Sitz hinter dem Pauker und zwar gewöhnlich auf der größten Trommel, wenn sie nicht gebraucht wurde.

Das Aufgebot im Jahre 1797.

Das Jahr 1797 war für Oesterreich ein unheilbringendes Jahr.

Schon am 5. April erschien ein Manifest, worin gesagt wurde, daß der Kaiser den Frieden wünsche, und ihn zu gewinnen unabläßig bemüht sei, daß aber, wenn der Feind durch sein Kriegsglück getäuscht, jede Aussöhnung ablehnte oder auf unmäßigen Forderungen beharrte, jeder Unterthan die Anstalten, welche die Vorsicht auf den äußersten Fall selbst für die Residenzstadt nothwendig macht, mit Eifer unterstützen werde, und daß die biedern Einwohner Wiens nicht weniger Muth und Treue beweisen werden, als ihre Vorfahren.

Wirklich waren die Franzosen nicht mehr weit von der Residenzstadt entfernt.

Am 7. wurde der Landsturm aufgeboten, und alle Unterthanen aufgefordert, sich ohne Verzug der Vertheidigung des Vaterlandes zu widmen, in angewiesenen Stationen sich einzufinden, sich mit Flinten, Pulver, Blei, allenfalls

auch mit Hacken, Sensen u. dgl. zu versehen, und auf wenige Tage Brod mit sich zu nehmen.

Das Vaterland rief, und Alles eilte herbei. Ich bin nicht im Stande, den Enthusiasmus zu schildern, mit dem sich Alt und Jung, Reich und Arm, Hoch und Niedrig anbot, das Vaterland zu vertheidigen.

Auf dem Lande war der Zudrang zu den Sammelplätzen so groß, daß an manchen Orten auch nicht ein einziger Mann zu Hause blieb, und in den meisten Stationen hat man mehr Mühe und Beredsamkeit aufbieten müssen, einen Theil dieser wackern Leute zur Rückkehr zu bewegen, als erforderlich war, sie aufzubieten.

Die Bürgerschaft Wiens machte sich anheischig, die Stadt gemeinschaftlich mit dem Militär auf das Aeußerste zu vertheidigen. Die Studenten bildeten, nachdem die Vorlesungen an der Universität geschlossen waren, eine eigene Brigade, auch die Kaufmannschaft trat in ein eigenes Corps zusammen, und späterhin bildeten auch die Landstände ein solches.

Dies im Allgemeinen über jene verhängnißvolle Zeit. Wenn man jetzt von ihr spricht, wenn sich jetzt noch Einer von den wenig übrig Gebliebenen mit dem Ehrenzeichen zeigt, welches der Kaiser nach geschlossenem Frieden an alle, welche sich den Vaterlandsvertheidigern anschlossen, austheilen ließ, so lächelt man und spottet wohl gar über sie. Allein diejenigen, welche diese Tage wirklicher Gefahr nur aus Ueberlieferungen kennen, haben gewiß nur eine matte Vorstellung davon. Sie sehen ein altes Gemälde, woran die Farben verblichen sind, und der Firniß seinen Glanz verloren hat. Ja, nachdem sie wissen: Hunderttausende sind aufgestanden, und haben die Waffen ergriffen

für ihr Vaterland, aber von ihren Gewehren ist kein Schuß gefallen, und ihre Säbel sind in kein Blut getaucht worden, so sehen sie mit Lächeln auf einen solchen Mann, dessen Thaten hinter seinem Willen zurückbleiben mußten, eben so wie man einen Baum nicht lobt, der voll herrlicher Blüten stand, aber seiner bereits angesetzten Früchte durch Elementarereignisse vor ihrer Reife beraubt wurde.

Ich werde hier nur von der Universitätsbrigade sprechen, bei welcher ich mich befand.

Als der Kaiser zu den Waffen rief, als die Jünglinge sich in den Universitätssaal drängten, um sich einschreiben zu lassen und die Waffen mit ihren Büchern zu vertauschen, da war von keinem Scherz die Rede, es war bitterer Ernst, der auch blutiger hätte werden können. Manche zärtliche Eltern suchten ihren geliebten Söhnen die Gefahr vorzustellen, welcher sie entgegengingen, aber der vaterländische Eifer der Jünglinge wirkte mächtiger, und sie ließen sie ziehen mit ihrem Segen.

Ich habe manche meiner damaligen Schulkameraden weinen gesehen, weil man sie, da sie zu klein und zu schwach waren, zurückwies. Sie studirten Philosophie, waren also doch gewiß Philosophen, und sie haben geweint.

Es wurde die Uniform für die Universitätsbrigade bestimmt, welche sich die Vermöglicheren gleich anschafften, den Aermeren wurde sie später von den Brigadegeldern angeschafft. Diese bestand aus hechtgrauen Beinkleidern, grünen Westen, grauen Fracks mit grünen Um- und Aufschlägen, und einem dreieckigen Hut, in dessen Cocarde ein fingerlanges grünes Band mit der Aufschrift „Universitätsbrigade" befestigt war. Die Gewehre mit ellen-

langen Bajonnetten erhielten wir aus dem kaiserlichen Zeughause.

Wir zogen fort aus den Mauern Wiens. Am 17. April Morgens 5 Uhr rückten wir schon ganz in militärischer Haltung auf das Glacis. Dort erschienen der Kaiser und die Kaiserin. Die Letztere vertheilte Fahnenbänder, welche sie selbst gestickt hatte. Diese wurden an die Fahnen gebunden und dann zur Weihe gebracht. Nach der Fahnenweihe leisteten wir den Militäreid (wobei wohl Manchem das Herz etwas stärker pochte), wohnten dann einer Feldmesse bei, und zogen mit klingendem Spiele fort nach unserem ernsten Stationsplatze Klosterneuburg.

Wer Zeuge dieses Auszuges gewesen wäre, der müßte bekennen, es war nicht ein Gang zu einem Freudenfeste. Hier nahm ein Freund rührenden Abschied von seinem Freunde, dort begleitete eine Mutter ihren Sohn bis zur Barriere und weinte bittere Thränen, weil sie fürchtete, der Theure könnte ihr nicht wiederkehren. Manches Liebchen winkte noch dem Herzgeliebten mit nassen Aeuglein zu und drückte ihm ein Andenken in die Hand. Damals verging sowohl uns als den Zuschauern alles Lachen, und Niemand hätte gedacht, daß dieser kummervollen Zeit einst mit höhnischem Lächeln gedacht werden könne.

Jung und leichtsinnig, wie wir waren, war auch bei uns die Betrübniß des Scheidens bald vorüber; als wir die Mauern Wiens hinter uns hatten, ermunterte Einer den Andern, wir bildeten uns ein, jetzt schon recht tüchtige Soldaten zu sein, fingen an Kriegslieder zu singen und marschirten lustig weiter, die biedern Hauptleute Fratz und Ostrowitsch an der Spitze der beiden Compagnien, welche unsere Brigade bildeten, und mitten unter

uns den unvergeßlichen Professor Watteroth, den Freund, den Vater unser Aller, der durch sein Beispiel uns zum Vorbilde diente, uns Muth einflößte, durch Lehren unsere jugendliche Unvorsichtigkeit im Zaume hielt, und durch Güte unser Aller Liebe gewann.

Ich werde jetzt Gelegenheit haben, manchmal komische Scenen in die Beschreibung unseres militärischen Feldzuges einzustreuen. Ich will sie schonungslos mittheilen, da ich der Wahrheit getreu bleiben will. Es ist doch ganz natürlich, daß feurige Jünglinge, welche nie aus dem väterlichen Hause gekommen sind, sich nicht plötzlich in das militärische Leben und die bei demselben so nöthige Subordination fügen können.

Als wir nach Nußdorf kamen, wurde uns kurze Ruhe gestattet. Wir waren seit 5 Uhr Morgens auf den Beinen, der Tag war sehr warm, wir marschirten im Staube, Gesang und Jubelgeschrei hatten uns die Kehlen trocken gemacht, was Wunder, daß wir jungen Bursche jetzt Flüssigkeiten suchten, wo welche zu bekommen waren. Mehre stellten ihre Gewehre zusammen, um in die Schänken zu springen, Andere eilten, um Wasser herbeizuschleppen, Einige wollten sogar Wasser aus der Donau trinken, als mit einmal die Stentorstimme unseres Führers erscholl: „Habt acht! Richt Euch! Man wird Quarré schließen! Wer noch einen Schritt weiter thut, wird krumm geschlossen!" Wir wußten nicht, warum dieser Befehl gegeben wurde, wir hielten ihn in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo wir unsern Durst stillen wollten, für grausam, aber wir gehorchten und schlossen das Quarré. Da trat Professor Watteroth in die Mitte, und hielt uns eine halb ernste, halb komische Anrede über das Trinken in der Hitze, und wie

es uns dann noch viel besser schmecken werde, wenn wir im Nachtquartiere sein werden, und dabei haranguirte er uns so geschickt, wir sollten bedenken, daß wir keine Kinder, sondern Soldaten seien, daß wir es uns gefallen ließen, dem Redner ein Hurrah brachten, und — freilich etwas stiller — weiter marschirten.

Als wir die Thürme des Stiftes Klosterneuburg vor uns sahen, war das Vergnügen, nun zum Essen, Trinken und zur Ruhe zu kommen, in allen Gesichtern zu lesen.

Wir machten auf dem Platze der Stadt Halt, und unsere Führer begaben sich zu den Autoritäten der Stadt, um unsere Einquartirung zu bewerkstelligen. Sie blieben lange aus und es wurde schon ein kleines Murren unter unserer Truppe laut. Als sie zurückkamen, stellten sie sich mit Herrn Professor Watteroth zusammen und schienen zu deliberiren; und endlich hieß es wieder: Habt Acht! Man wird ein Quarré schließen! Watteroth trat wieder in die Mitte und theilte uns mit, wir müßten noch eine halbe Stunde weiter nach dem Dorfe Kritzendorf marschiren, da hier in Klosterneuburg keine Nachtquartiere zu finden seien. In der obern Stadt war uns nämlich das Corps der Kaufmannschaft zuvorgekommen, und in der untern war das allgemeine Aufgebot der umliegenden Gegend einquartirt, welches aber am folgenden Tage weiter marschiren mußte, wo wir dann von Kritzendorf sogleich wieder hieher zurückkehren würden.

Da wurde nun das allgemeine Murren lauter, wir vergaßen, daß wir Soldaten waren und blind gehorchen müßten. Man will uns arme schwache Jünglinge gleich am ersten Tage zu Grunde richten, meinten Einige, Andere waren gar so kühn, ihre Gewehre wegzuwerfen und zu

sagen: „Wir gehen nicht weiter!“ Aber schnell stellten sich unsere Führer an die Spitze, die Trommeln wirbelten, unser guter Watteroth schrie mit seiner hellen Stimme: „Wer ein braver Kerl ist, der folge mir!“ Wir stimmten das alte Burschenlied: „Gaudeamus igitur“ — freilich viele mit trübseliger Miene — an, und nach einer halben Stunde marschirten wir in Kritzendorf ein, wo wir Nachtquartier fanden.

Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich auf einem Bunde Stroh schlief, aber es weckte mich doch erst um sieben Uhr die Trommel, die uns zur Musterung rief. Wir wurden vollzählig befunden bis auf einige wenige kleine, schwache Jungen, welche mit Bewilligung der beiden Brigadecommandanten in Klosterneuburg zurückblieben, weil sie schon marode waren.

Wer nach der Musterung so im Dorfe herumgegangen wäre und uns beobachtet hätte, der würde Folgendes gesehen haben:

Hier lagen Einige auf dem grünen Abhang vor einem Hause und erzählten sich, wie schlecht ihr Nachtlager war, und wie sie des Morgens den Kaffee sehr vermißt hätten, wie sie überhaupt schon jetzt bemerkten, daß die Sache ganz ernsthaft genommen, und daß das Soldatenleben denn doch nicht so lustig sei, als sie geglaubt hätten.

Dort waren Andere beschäftigt, ihre Stiefel und Kleider zu putzen, was sie früher nie selbst gethan hatten und jetzt mit untermischten Seufzern vollführten.

In allen Gesichtern las man die Besorgniß, wie es denn ferner gehen werde, der Enthusiasmus war etwas abgekühlt, und wenn dort und da Einer sein Gewehr mit dem langen Bajonnette betrachtete, so konnte man es ihm

wohl ansehen, daß er sich dachte: wenn es dazu kommen sollte, daß ich mit einem solchen Dinge hin schießen muß, so wird man auch auf mich her schießen.

Bei der Jugend dauert aber weder Freude noch Betrübniß lange. Als wir zu Mittag gegessen hatten (wir hatten jetzt noch keine Soldaten-Menage, und da wir noch Mutterpfennige besaßen, so aß Jeder für sein Geld, was er eben bekommen konnte), liefen Einige von uns zum Schullehrer, borgten ein paar Violinen aus, spielten Tänze auf, und wir tanzten unter freiem Himmel mit den Bauernfrauen und Töchtern, daß es eine Lust war. Das gefiel diesen auch so wohl, daß sie Milch, Butter und Brod herbeischafften und uns bewirtheten. Ich glaube auch, die Einquartirung wäre ihnen nicht unlieb gewesen, allein wir mußten schon am folgenden Tag nach unserer bestimmten Station: Klosterneuburg wieder zurückmarschiren, da das allgemeine Aufgebot abgezogen war und uns Platz gemacht hatte.

In Klosterneuburg fing nun ein geregeltes, militärisches, aber auch ein lustiges Leben an. Des Morgens mußten wir täglich exerciren. Dies geschah auf den beiden großen Wiesen vor dem Stifte; auf der einen Wiese, war unser Exercirplatz, auf der andern jener der Kaufmannschaft. Wir akademischen Soldaten waren mit den kaufmannschaftlichen Soldaten immer etwas gespannt, wir hielten nämlich diese für lauter Gemeine, bei unserer Brigade aber jeden Gemeinen für einen Cadeten. Ich weiß mich zu erinnern, daß einmal, als eben unsere beiden Corps exercirten, Ochsen vorbeigetrieben wurden und daß mehre Stimmen aus dem Kaufmannscorps laut schrieen: „Da kommen Studenten aus der Fremde!“ Derlei kleine Necke-

reien gab es immer, sie arteten aber doch nie in einen bedeutenden Exceß aus.

Außer dem Exerciren hatten wir die Wachposten in unserem Stadttheile zu versehen: den höchsten Posten bei dem Obercommandanten des ganzen Aufgebotes, dem Prinzen von Würtemberg, die Posten bei den beiden Hauptleuten unserer beiden Compagnien, dann die Hauptwache, die Thorwache, die Cassewache u. s. w.

Wir hatten nun auch schon eine Musikbande, welche Abends bei dem Zapfenstreiche schöne Musikstücke producirte und unsern Marsch spielte, welchen Süßmeyer bebesonders für uns componirt hatte. Da blieb denn nicht Einer von uns zu Hause und Alles zog der Musik nach.

Die Wiener schickten uns vielerlei gute Sachen, Wein und weißes Brod und verschiedene andere Dinge, zu deren Fassung wir immer commandirt wurden.

Unsere Verwandten legten in unserer Casse, deren Verwalter und Rechnungsführer Professor Watteroth war, Geld für uns nieder und bestimmten, wie viel wir davon täglich erhalten sollen.

Wir bekamen viele Besuche aus Wien und durften auch selbst welche in Wien machen, nur war es bei uns mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Wir mußten nämlich stets einen vom Commandanten unterschriebenen Passierschein bei der Linie vorzeigen, sonst wurden wir nicht hinein gelassen und durften nie oder nur in ganz außerordentlichen Fällen über die Nacht wegbleiben.

Wie dann so ein Student diesen Tag in Wien herumstolzirte, sein Gesicht in martialische Falten legte, den Säbel besser hinabschnallte, damit er auf dem Pflaster rechten Lärm machte, sich bei allen seinen Bekannten zeigte

und schon jetzt von sich kleine Heldenthaten, und waren es auch nur negative, nämlich Entbehrungen aller Art, erzählte, auch sogar wenn er ein Mitglied des landständischen Corps begegnete, dasselbe nur über die Achsel ansah, weil es noch nicht aus Wien gekommen war, davon wird man sich selbst ein kleines Genrebild entwerfen können.

Es bildeten sich auch Vereinigungen in Gast- und Kaffeehäusern in Klosterneuburg, es gab Tänzchen in öffentlichen und Privathäusern, Jagden in den nahen Auen, kurz wir führten ein flottes Leben.

Das Schießen wurde uns Helden aber bald verboten. Es ereigneten sich nämlich durch Unvorsichtigkeit ein paar Unglücksfälle, welche dieses Verbot hervorriefen.

Ich glaube hier einige komische Vorfälle mittheilen zu sollen, welche mir selbst begegnet sind:

Die Commandanten unserer beiden Compagnien waren zwei würdige Hauptleute von zwei Infanterieregimentern. Unsere erste Compagnie befehligte Hauptmann Fratz, die zweite Hauptmann Ostrowitsch. Der Erstere war artig und zuvorkommend, obschon ein tüchtiger Soldat, der zweite aber ein alter, derber Haudegen, der seine Worte nicht wählte, sehr stark schrie, und mitunter wohl auch etwas fluchte. Ich habe ihn einmal beim Exerciren rufen gehört: „Himmeltausend Granaten! Wollt ihr ordentlich marschiren? Die Hände in die Flanke geworfen, nicht immer auf den Nabel gehalten!“ Ostrowitsch sprach uns auch immer mit „Ihr“ an, während Fratz nie unterließ, „meine Herren“ zu sagen.

Natürlich war uns Fratz lieber.

Diese beiden Herren Commandanten nun hatten unsere Brigade nach aller militärischen Vorschrift organisirt

und die stärksten, wohlgebautesten und tüchtigsten Jünglinge aus unserer Mitte zu Ober- und Unterlieutenants, zu Feldwebels und Korporalen erhoben. Diese frisch gebackenen Chargen waren sehr stolz auf ihr Avancement und wir übrigen waren ihnen darum neidig.

Es entstanden daraus manche lächerliche Scenen.

Eine davon war folgende: Ich und ein Schulkamerad Namens Pieringer (derselbe, welcher später als ein tüchtiger Musiker geachtet wurde und Einer der Gründer der Concerts spirituels war), waren intime Freunde. Allein honores mutant mores. Er, schon ein großer, rüstiger Jüngling, wurde Korporal und ich noch ein kleiner schmächtiger Knirps, war in seinem Zuge, und zwar im zweiten Gliede als Gemeiner eingetheilt. Als wir eines Vormittags Brod faßten, fragte ich ihn, da ich irgendwo hinzukommen versprochen hatte, ob er nach Hause gehe. Er bejahte es. Da wir nun nebeneinander, er im Hause Nr. 1 und ich Nr. 2 vor dem Thore einquartirt waren, so bat ich ihn, mir mein Brod mit nach Hause zu nehmen. Da warf er sich in die Brust und sagte: „Glaubt Er Gemeiner denn, der Korporal wird ihm seinen Bedienten machen?" Ich aber antwortete: „Gestrenger Herr Korporal, verzeihen Sie mir meine Keckheit und geben Sie mir Ihr Brod, so werde ich es Ihnen nach Hause tragen," und ich that es auch, was er in Ordnung fand.

Eine sehr komische Scene war folgende:

Ich stand auf der Cassewacht. Es war Morgens und noch sehr dunkel, ein dichter Nebel hatte sich niedergesenkt, und man konnte kaum die Hand vor dem Auge sehen. Da sah ich eine Gestalt auf mich daher schweben und hörte dabei etwas rollen. Ich schrie „Halt! wer da?"

Keine Antwort.

Ich wiederholte meinen Ruf: „Halt! wer da?"

Wieder keine Antwort.

Endlich rief ich: „Gebt Antwort, oder ich schieße."

Da ließ sich eine Stimme in echt bäurischer Mundart vernehmen: „Non, Batzenlippl! schau etwan, daß's da nit recht is!"

Das war zu viel. Ich schrie, was ich aus Leibeskräften konnte: „Korporal heraus!" Der Wachcommandant sammt einigen Mann erschien, und statt eines Schattens zeigte sich ein recht dickes Bauernmädchen, welches auf ihrem Schubkarren ihre Milch in die Stadt führen wollte.

Als sie sah, daß es Ernst wurde, bat sie um Verzeihung, allein es half nichts, Strafe mußte sein; wir tranken ihr ein Gefäß voll Milch aus und ließen sie dann, da sie jung und hübsch war, ihres Weges ziehen.

Der spassigen Fälle ereigneten sich viele, allein sie sind mir entfallen. Viele von uns wurden aber auch ganz ernsthaft zum Profosen geschickt, weil sie tolle Streiche machten oder gegen die Subordination sich gröblich vergingen.

Es war uns immer ein Dorn im Auge, daß unsere Regimentsfahne so neu und glänzend aussah, wir hätten wohl gewünscht in einer Attaque gewesen zu sein, in welcher sie zerfetzt worden wäre. Da geschah es einmal beim Exerciren, als wir eben im Sturmschritte marschirten, daß der Fahnenträger mit der Fahne an einem Baumaste hängen blieb und ein großer Riß darin entstand. Wir waren wirklich so kindisch, eine Deputation an den Commandanten zu schicken und ihn bitten zu lassen, die Fahne nicht repariren zu lassen. Es unterblieb, und wir bildeten uns nicht wenig darauf ein.

Endlich, nachdem wir ganze 12 Tage Soldaten gewesen waren, erschien am 28. April folgende Kundmachung:

„Die Präliminar-Friedensartikel mit Frankreich sind bereits unterzeichnet, die Feindseligkeiten einstweilen eingestellt und dadurch die Hoffnung zur Herstellung eines baldigen Friedens der Erfüllung näher gebracht. Da nunmehr durch den Rückzug der französischen Truppen jede Gefahr für das Land Niederösterreich verschwunden ist, so wollen Se. Majestät jene Tapfern und Getreuen, welche zur Vertheidigung für Fürst und Vaterland so zahlreich sich versammelt haben, nicht länger die Bürde der Bewaffnung tragen lassen, und befehlen daher, daß das allgemeine Aufgebot sogleich aufgelöst werde. Se. Majestät werden durch eine auf diese Begebenheit eigens zu prägende Münze Ihren und des gemeinschaftlichen Vaterlandes Dank verewigen und gestatten, daß Jeder, der bei dem gegenwärtigen Aufgebote freiwillig in Waffen auszog, dies ehrenvolle Denkmal seiner Tapferkeit und Fürstentreue Zeitlebens an der Brust trage."

Als auch uns diese Kundmachung mitgetheilt wurde, wußten wir wahrlich nicht recht, sollten wir uns freuen oder ärgern. Es war uns wohl angenehm, wieder nach Wien zurück zu kehren, unsere Lieben wieder zu sehen, aber wir vertauschten auch das kurze freie Leben nicht gerne wieder mit einem gebundenen und unsere Gewehre nicht gerne mit den Büchern. Uebrigens was war zu thun? Die Hoffnung auf die Auszeichnung mit der Medaille gewann das Uebergewicht.

Wir ließen uns die paar Tage, die wir noch in Klosterneuburg versammelt blieben, gut geschehen, putzten uns zusammen so gut wir konnten, ja die Aelteren ließen sich

sogar einen Flaum unter der Nase stehen; wir schossen Geld zusammen, daß auch der Letzte unserer Kameraden, welcher mitten unter uns Uniformirten noch mit einem rothen Rock heraus leuchtete, auch uniformirt wurde (er hieß Retzer), und hielten sodann am 31. Mai unsern feierlichen Einzug in Wien.

Das gesammte Aufgebot marschirte in 17 Bataillonen Infanterie, einem Bataillon Jäger und der Freiwilligen-Cavallerie unter dem Commando des FZM. Prinzen von Württemberg in Zügen en colonne durch die Nußdorfer Linie auf das Glacis zwischen dem Schotten- und Burgthor, und formirte dort drei Treffen.

Der Kaiser hielt Nachmittags um 3 Uhr Revue, wo sodann reihenweise mit Zügen abmarschirt und vor den beiden Majestäten defilirt wurde.

Unsere Brigade führte der Regierungsrath Graf Dietrichstein auf die Universität zurück, wo er eine Rede an uns hielt, worin uns besonders folgende Stelle unendlich schmeichelte:

„Wenn gleich," sagte der Graf, „Ihre Entschlossenheit und ihr Muth sich gegen den Feind selbst zu zeigen, keine Gelegenheit fand, so muß doch der Gedanke, daß eben durch den sich auf so ehrenvolle Weise entwickelten Charakter unserer Nation, der Rückzug der französischen Truppen bewirkt worden, Ihnen eben so großes Vergnügen machen, als wenn Sie in dem Falle gewesen wären, Ihre Entschlossenheit durch Thaten zu beweisen."

Dann gingen wir aus einander, stolzirten aber noch einige Zeit in Uniform herum.

Nach einiger Zeit erhielten wir die Medaille. Sie hatte die Größe eines Guldenstückes, war von Silber, hatte auf

dem Avers das Bild des Kaisers und auf dem Revers in einem Lorbeerkranze die Worte: „Den biedern Söhnen Oesterreichs des Landesvaters Dank“ Sie wird am gelb und schwarz gestreiften Bande getragen.

Ich besitze diese Medaille noch, und trotz allem höhnischen Lächeln schäme ich mich nicht, sie bei feierlichen Gelegenheiten neben meinen Orden zu tragen, denn ich habe sie doch mit mehr Besorgniß erworben als diese.

In den Jahren 1798 bis 1801.

Ich schrieb im Jahre 1799 ein großes Werk, auf welches ich mir sehr viel einbildete. Es war ganz in Knittelversen verfaßt und führte den hochtrabenden lateinischen Titel: Institutionum juris amatorii libri VI.

Was das für ein keckalbernes Geschmiere war, davon möge nur eine Abtheilung der Liebe beweisen, es heißt darin:

Die Liebe wird eingetheilt in die platonische Amour
Und in jene des Epikur.
Erstere ist das, was für Einen, den der Hunger begrüßt,
Der Geruch und das Anschauen der Speisen ist.
Sie ist blos geistig, lebt blos von Blicken,
Höchstens noch von Seufzern und Händedrücken.
Die epikuräische Liebe aber,
Die ist das Wahre für einen Liebhaber,
Die schaut nicht auf den Kern der Marille,
Sondern nur, ob das Fleisch süß ist, auf die Hülle.

Man sieht wohl, ich war damals schon für die zweite Gattung.

Als Einer, der eben erst in die juridischen Studien hineingerochen hatte, durchspickte ich die ganzen Institutio-

nen mit lateinischen juridischen Ausdrücken, und ist auch von Cautellen, von Actionen, von einem Liebesgerichte &c. darin die Rede.

Man wird das dickleibige Manuscript nach meinem Tode vorfinden, aber ich ersuche, es zu vernichten, erlaube aber, über den Verfasser zu lachen.

Im Jahre 1799 trat ich in die Jura. Die Wiener Universität, so wie das ganze Studienfach war damals nicht so bestellt, wie jetzt, wo die meisten Professuren, vorzugsweise jene der untern Schulen, von Geistlichen besetzt sind.

Im ganzen Jus hatten wir nur einen einzigen Pedanten zum Professor, und dieser war Hupka. Er versuchte, wenn er auf das Katheder stieg, immer durch einige Minuten den Ton, bis er seinen gewöhnlichen Nasenton traf, und dann ging es in diesem einen Tone die ganze Stunde fort. Er lehrte aber auch die allertrockenste Wissenschaft, nämlich die Pandecten. Der gelehrte Zeiller lehrte das Natur- und peinliche Recht, Fölsch das Völkerrecht und die Reichsgeschichte, Scheidlein die politischen Wissenschaften, und im canonischen Rechte hatten wir gar einen Professor, welcher von einer unbeliebten Universität hieher kam, von welcher man jetzt gewiß keinen Professor mehr annehmen würde, nämlich Peteck von Freiburg.

Ich war nicht unfleißig und habe im ganzen Jus nebst einigen Eminenzen lauter erste Classen, keine einzige zweite in meinen Attesten aufzuweisen.

Ich war mit mir nicht ganz einig, sollte ich mich nach vollendeten Studien zur Advocatie oder zum Auditoriat wenden, jedenfalls aber freute ich mich, daß ich die Jura

vollendete, weil mir dies in der Folge zur Erlangung einer sehr guten Bedienstung zu Statten kam.

Als ich während der Ferien meinen Vater in Weitra besuchte und ihn um Rath fragte, was ich denn eigentlich nach vollendeten Studien als Broderwerb ergreifen sollte, sagte er mir, er habe einen alten Freund, der bei dem Hofkriegsrathe angestellt sei; an diesen wolle er mir ein Schreiben mitgeben und ihn bitten, mir eine Practikantenstelle bei diesem Amte zu verschaffen.

Ich willigte um so lieber ein, als eben die Vorschrift erschienen war, daß Jeder, der die Jura absolvirte und sich der Advocatie widmen wolle, erst drei Jahre bei einem Advocaten practiciren müsse. Das war mir etwas zu weit aussehend.

Auf Empfehlung des Freundes meines Vaters ward mir gestattet, mich bei dem Hofkriegscommissariate, und zwar im Bureau des Kriegscommissärs Meyer, zu verwenden. Das heißt, ich durfte da abschreiben, was man mir gab, durfte meinen Vorgesetzten durch die Nase reden und fulminiren hören, hatte aber keinen Anspruch auf Vorrückung, doch erhielt ich dabei die Erlaubniß, meine Studien vollenden zu dürfen. Ich besuchte daher das Amt nur, wenn ich eben konnte und wollte.

Nach einem Jahre suchte ich neuerdings um eine beeidete Practikantenstelle an und wurde mit dem Bescheide abgespeist: „Wenn Bittsteller seine Studien vollendet haben wird, so wird dann auf ihn Bedacht genommen werden.“

Als ich nun meine Studien wirklich vollendet hatte, schritt ich neuerdings ein und erhielt zur Antwort: „Seiner guten Studienzeugnisse wegen wird Bittsteller zu einer unentgeltlichen Practikantenstelle vorgemerkt.“

Vorgemerkt, erst vorgemerkt und noch ein paar Jahre warten, bis man endlich ein unentgeltliches Nichts wird, das war mir zu arg, ich ließ mich im Kriegsamtshause nicht mehr sehen.

Ich langte hierauf um eine Practikantenstelle beim Münz- und Bergamte an und erhielt den Bescheid, ich würde angenommen mit der Bedingung, daß ich mich vorerst als Bergschüler bei den Werken in Schemnitz und Kremnitz unentgeltlich und auf meine eigene Kosten verwende.

O vortreffliche Aussicht! So viele Jahre war ich auf den Schulbänken herumgesessen, hatte viele Hosen zerrissen, und sollte mir jetzt noch selbst keine neue kaufen können. Ich sollte Jahre lang lernen, wie man Gold und Silber zu Tage fördert, um daraus Münzen zu prägen ohne auch nur eine Kupfermünze in der Tasche zu haben. Wo sollte ich die Kosten hernehmen, da mein Vater nur von einer sehr kleinen Pension lebte und mich nicht unterstützen konnte?

Ich war trostlos. Da geschah es, daß mir mein Freund Megerle von Mühlfeld, welcher bei der landständischen Buchhaltung practicirte, sagte, er trete zum kaiserlichen Mineralienkabinet über, und ich solle suchen, seinen Platz zu erhalten.

Ich that es und wurde angenommen, und noch heute danke ich es dem Schicksal, daß es mich in diese Carriere führte. Ich diente bei dieser Stelle volle einundvierzig Jahre, habe freilich manches von vorgesetzen Kanzleipedanten erdulden müssen, aber im Grunde herrschte bei den ständischen Aemtern doch immer eine bessere Behandlung und mehr Freiheit als in allen übrigen kaiserlichen Aemtern; ich machte auf Kosten der Stände Reisen nach Ungarn, Frank-

reich und Italien, lernte fast jedes Dorf in Oesterreich kennen und trat endlich als Secretär, Herrenstandsagent und ständischer Häuserrevident mit einer Pension von jährlichen 2000 fl. aus, welche ich jetzt schon 15 Jahre genieße.

Wenn ich wieder auf die Welt kommen und Beamter werden sollte, so würde ich gewiß in kein anderes Amt eintreten als bei den Landständen, wenn anders noch welche in Oesterreich existiren.

In diesen Jahren ereignete sich ein Umstand, der auf mein ganzes Leben einen traurigen Einfluß hatte. Ich befand mich eines Abends bei einem Freunde Namens Welzel, dem Sohne des Portiers im Traun'schen Hause in der Johannesgasse. Wir fochten mit einander mit Rapieren, mit einem Male aber wurde ich von der starken Bewegung und Erhitzung ohnmächtig, und ein Strom Blut ergoß sich aus meinem Munde. Man sandte sogleich nach meinen Tanten, welche mich in einem Wagen nach Hause brachten.

Ich wurde zwar wieder geheilt, allein dieses Blutbrechen machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich, und von nun an konnte ich der Furcht davor und vor den gewöhnlichen Folgen desselben mein ganzes Leben hindurch nicht mehr los werden. Ich wußte leider nur zu wohl und hatte Beispiele genug, daß Blutspeien in so zartem Alter meistens Lungensucht und Abzehrung nach sich zieht, und ich hatte stets eine unbeschreibliche Furcht vor dem Tode.

Aehnliche Anfälle hatten sich in der Folge leider noch öfters wiederholt, und besonders war einer derselben sehr stark, wo ich nämlich in den Ferien zu meinem Vater reiste, und kaum aus dem Wagen gestiegen mehre Blutstürze erlitt.

Dies ging Gott sei Dank glücklich vorüber, allein die Angst vor Blutauswurf und einem dadurch entstehen-

den Siechthum blieb mir und wird mir bleiben bis zum Tode. Noch jetzt in meinem hohen Alter macht mir jeder Husten bange, ja ich spucke nie aus ohne anzusehen, ob ich nicht etwas Rothes darunter gewahre. Ich weiß wohl, daß dies lächerlich ist, besonders in meinem jetzigen Alter, aber es ist eine wahre Idiosynkrasie bei mir.

Ueberhaupt muß ich noch einmal gestehen, meine Todesfurcht geht bis zur Marter für mich. Ich kann ohne Uebertreibung sagen, es vergeht keine Viertelstunde meines Lebens, daß ich nicht an den Tod denke! Ist es denn aber auch ein Wunder, daß ich dieses Leben so außerordentlich liebe, da ich mich so unendlich glücklich fühle. Alle meine Wünsche kann ich erfüllen, da ich das Vermögen dazu besitze und jene sich nicht bis zur Unerfüllbarkeit versteigen.

Ich habe bereits gesagt, daß ich mit monatlichen 9 fl., welche ich durch Unterricht bei kleinen Kindern verdiente, leben mußte. Wie wenig man aber auch damals brauchte um leben zu können, mag folgendes Nachtmal beweisen, welches ich aus einem im Jahre 1801 von mir geführten Ein- und Ausgabeverzeichniß wörtlich abschreibe:

5 Seidel Bier	8	kr.
Brod	1	„
Backfisch	5	„
Zusammen	14	„

Sage mir noch Einer, wir alten Leute sollten die frühere Zeit nicht eine gute nennen!

Meine ganze amtliche Laufbahn.

Ich will gleich hier meine ganze amtliche Laufbahn bis zu meiner Pensionirung beschreiben.

Als im Jahre 1805 die Franzosen nach Wien kamen, wurde von den österreichischen Landständen eine allgemeine Landeslieferung von Heu und Hafer zur Verpflegung der feindlichen Truppen ausgeschrieben, und eigene Etappenstationen bestimmt, in welche die Dominien die ihnen zugemessene Quantität abzuliefern und wo auch die Truppen ihre Portionen zu fassen hätten.

In diese Etappenstationen wurde nun von Seite der französischen Intendanz ein französischer garde-magasin und von Seite der österreichischen Landstände ein Commissär zur Leitung dieser Angelegenheit gestellt. Die Dominien erhielten Aufträge, darin ihnen bedeutet wurde, wie viel sie an Heu und Hafer in diese oder jene Station, und zu welcher Zeit sie selbe abzuliefern haben; diese Aufträge mußten bei der Ablieferung mitgebracht werden, und wurden bei der Uebernahme sowohl von dem französischen als ständischen Commissär zum Zeichen des richtigen Empfanges unterfertigt.

Obwohl ich zu dieser Zeit nur noch ein gestrenger Herr Accessist war, so wurde ich doch, da ich allein im Amte der französischen Sprache mächtig war, von den Landständen zum Lieferungscommissär in der Ettapenstation Purkersdorf und zwar mit einem Tagegelde von 1 fl. 30 kr. Bankozetteln (nach Conventionsgeld berechnet 7 kr., sage sieben Kreuzer) ernannt.

Hocherfreut über diese Auszeichnung, begab ich mich nach Purkersdorf, meinem Bestimmungsorte, nachdem ich vorher die Instructionen des damals dirigirenden ständischen Verordneten, Baron v. Prandau, eingeholt, und dieser mir nur vor Allem anempfohlen hatte, mich ja mit

den französischen Beamten in gutes Einvernehmen zu setzen und lieber bei Kleinigkeiten die Augen zuzudrücken, als durch Mißhelligkeiten dem Geschäfte Schaden zuzufügen.

Ich fand im herrschaftlichen Schlosse in Purkersdorf bei meiner Ankunft gleich vortreffliche Aufnahme, fand dort Wohnung und Kost, beide unentgeltlich, einen guten Herrn Verwalter, der alle fünfe gerade sein ließ, und eine gute Frau Verwalterin, welche alle fünfe gerne gerade gesehen hätte. Auch zwei gardes magasins waren bereits gegenwärtig, lustige junge Leute, welche schon am ersten Abende mich zu einem Punschgelage einluden und mit mir, den sie Monsieur Fournisseur nannten, Bruderschaft tranken.

Ich gefiel mir in meinen Verhältnissen recht wohl, aber die Schwierigkeiten meines Geschäftes, und die schwere, verantwortliche Stellung, welche ich dabei hatte, zeigten sich nur zu bald.

Ich muß hier Beispiele anführen, um einzelne Unordnungen klar darzustellen.

Die Herrschaft A hatte zum Beispiel 25 Metzen Hafer und 20 Centner Heu nach Purkersdorf zu liefern. Die Fuhrleute hatten auch zu Hause die ganze schuldige Quantität auf Wagen geladen, allein auf dem Wege nach Purkersdorf wurde ihnen von feindlichen Truppen nicht selten ein Drittheil, oft auch mehr des Gelieferten weggenommen. Sie kamen also nur mit 15 Metzen Hafer und 12 Centnern Heu in Purkersdorf an. Man konnte ihnen also auch nur die letztere wirklich überbrachte Anzahl Empfangsweise bestätigen. Noch kam dazu, daß wir nicht einmal eine Heuwage in Purkersdorf hatten, und daß wir die Quantität des Heues immer nur nach dem Ansehen taxiren mußten. Da geschah es denn, daß der französische gar-

de magasin eine größere Quantität immer nur für eine kleinere annahm, und z. B. 12 Centner für 8 annahm und dabei noch zu mir sagte: n'est ce pas Mr. le Fournisseur, je suis un bon prince moi?

Um mich nun auf jeden Fall vor Verantwortung sicher zu stellen, und doch die Dominien so viel möglich vor Schaden zu bewahren, zugleich aber auch mit den Franzosen in keine Kämpfe zu gerathen, contrasignirte ich zwar dem französischen garde magasin seine Empfangsbestätigung für die kleinere Quantität, gab aber den Fuhrleuten eine zweite Empfangsbestätigung von meiner Seite mit, daß sie nach dem mitgebrachten Certificat der Herrschaft zwar die darin enthaltene größere Quantität aufgeladen, aber nur die ihnen bestätigte kleinere Quantität überbracht haben. Ich glaubte dadurch die Dominien vor einer Nachlieferung des Abgängigen zu bewahren, weil ich mich überzeugt hielt, daß der Feind nicht lange im Lande bleiben und die auf das Land ausgeschriebene Lieferung zu groß ausgeschrieben worden sei. Die Folge zeigte, daß ich mich darin nicht geirrt hatte.

Um solchen Beraubungen auf den Straßen zu entgehen, kamen mehre Gutsbesitzer in die Etappenstation, und wendeten sich mit der Bitte an mich, ob sie ihre Lieferungen nicht in Geld reluiren könnten. Sie wollten dafür gerne die höchsten Marktpreise bezahlen.

Ich glaubte dieses nicht gestatten zu dürfen, und so war es schon ein paarmal geschehen, daß sich solche Gutsbesitzer dann an den französischen Magazineur wandten, ihm ihre Bitte vortrugen, ihm das Geld dafür einhändigten, und von ihm die Empfangsbestätigung des richtig Abgelieferten erhielten.

Ich mochte dieses nicht auf meine Schultern nehmen, fuhr nach Wien hinein, meldete das Ganze dem Baron Prandau, und erbat mir meine Verhaltungsbefehle. Er antwortete mir: „Ein Auge zudrücken, Alles gehen lassen, wie es geht; wir werden, sprach er, die ganze ausgeschriebene Lieferung ohnedies nicht brauchen, denn man schließt bereits den Frieden ab, und der Feind wird bald das Land verlassen, wer zahlen will, soll zahlen!"

Nun machte ich mir auch nichts daraus, die für Geld ausgestellten Lieferungsempfangsscheine mit dem französischen Magazineur zu unterzeichnen, und erhielt dafür von ihm ein ansehnliches Geschenk. Eines Abends lag auf meinem Schreibtische ein großes Packet mit der Aufschrift:

Pour mon ami Castelli

J. Desilles.

Ich öffnete es, und fand darin die Werke Voltaire's in einer herrlichen Auflage von 9 Bänden und — hört! hört! — in jedem Bande ein 50 Gulden Bankozettel. Ich machte mir kein Gewissen daraus, das Geschenk anzunehmen, aber ich that dafür in der Folge nicht mehr als ich thun durfte, und ich bedankte mich nicht einmal dafür.

Ich hatte überhaupt Gelegenheit zu sehen, wie die französischen Beamten leben und leben lassen, wie jeder bei dem Nutzen, den er bei einem Geschäfte hat, auch denjenigen etwas abläßt, welche bei diesem Geschäfte mit ihm in Verbindung stehen; so bekam auch der zweite Magazineur und der Kriegscommissär, welche in Purkersdorf gegenwärtig waren, ihren Antheil, welcher von den Geldrelutionen einkam, und selbst der Sergeant, welcher in das Magazin kam, um für seine Truppe Hafer zu fassen, ging nicht leer aus. Wenn seine Anweisung auf 40 Rationen lautete, so

maß man ihm diese zu, und dann noch 2 oder 3 Rationen mehr mit dem Beisatze: C'est pour vous, Monsieur!

Ich hatte in Purkersdorf ein sehr bewegtes Leben; den ganzen Tag über mußte ich im Magazin gegenwärtig sein, des Mittags speiste ich am Verwalterstische gut und angenehm, des Abends saß ich mit den Franzosen zusammen, punschirte und spielte, wobei ich auch kein unbedeutendes Sümmchen davon trug. Kleine Unannehmlichkeiten waren nur folgende: Wenn starke Einquartirung kam, und besonders wenn dabei höhere Offiziere sich befanden, so mußte ich mein Zimmer verlassen, und in der Amtskanzlei auf der Erde mein Bett machen. Eines Nachts geschah es mir gar, daß plötzlich ein französischer Adler auf mein Bett und auf mich fiel. Als ich erwachte, stand ein französischer General vor mir und schrie: Allons, Monsieur le Fournisseur quittez votre lit jen ai besoin! Ich sah wohl, da nütze keine Widerrede, ich entfernte mich also und quartirte mich im Magazine auf dem Heu ein.

Der Friede war indessen geschlossen worden und der Feind zog ab. Bereits war auch schon der Tag bestimmt, an welchem meine Purkersdorfer Franzosen abmarschiren wollten. Der französische Magazineur übergab mir noch am Vorabende den ganzen Lieferungsrest, welcher sich im Magazin befand. Es waren mehre hundert Metzen Hafer und beinahe eben so viel Centner Heu. Ich übernahm sie, sperrte das Eingangsthor, nahm den Schlüssel zu mir, und stellte zwei handfeste Purkersdorfer Bürger mit Gewehren als Wachen vor das Thor.

Am Abend gab der Franzose noch einen Abschiedsschmaus, wobei der Champagner in Strömen floß und er mir eine goldene Uhr zur Erinnerung gab, wir blieben

bis 4 Uhr Morgens beisammen, um welche Zeit sich die freundlichen Feinde in den Wagen setzten und davon fuhren, ich aber mein Bett suchte, um jetzt nach vollendetem Geschäfte der Ruhe ganz zu genießen.

Ich schlief bis 10 Uhr, stand dann auf und begab mich sogleich zu meinem Magazin. Die Wachen standen fest am Thore, ich schloß dieses auf, da strahlte mir eine ungewohnte Helle aus dem Magazine entgegen. Was sah ich? — An der hinteren Bretterwand waren einige Laden ausgebrochen, und es befand sich kein Körnchen Hafer und kein Stämmchen Heu mehr darin.

Trotz aller Nachforschung habe ich nie mit Gewißheit erfahren können, wie und von wem dieser Diebstal begangen worden sei; doch erfuhr ich, daß man am folgenden Tage auf der Landstraße viele französische Fuhrwagen mit Hafer und Heu beladen habe fahren gesehen.

Ich begab mich nach Wien zurück und meldete dem Baron Prandau die ganze Geschichte. Er aber machte ein fröhliches Gesicht dazu und sagte: In's Himmels Namen, wenn wir sie nur los sind!

Amtliche Untersuchungsreisen.

Im Jahre 1809 erhielt ich den ehrenvollen Ruf, mit dem damaligen ständischen Verordneten Baron von Bartenstein, welcher zum Einrichtungs- und Verwaltungs-commissär des durch die österreichischen Waffen eroberten Theiles von Baiern ernannt war, dahin abzugehen; doch das Glück floh schnell den österreichischen Adler und die Reise unterblieb.

Allein gleich darauf, als die wichtigsten ständischen Urkunden wegen Annäherung des Feindes nach Ungarn

geflüchtet wurden, gaben mich die Stände zur Begleitung derselben bei. Wie es mir da ergangen, dies findet man in meiner in diesen Memoiren enthaltenen Beschreibung meiner ungarischen Reise im Jahre 1809.

Ueber meine im Jahre 1813 vorgenommenen ämtlichen Untersuchungsreisen findet man in der folgenden Darstellung manches Interessante.

Im Jahre 1814 machte ich dann mit dem Verordneten Grafen von Cavriani die Reise nach Frankreich, eben auch im Auftrage der Stände, welche Reise ebenfalls in meinen Memoiren abgesondert ausführlich beschrieben ist.

Nach meiner Rückkehr von Frankreich trat ich wieder mit der Vorrückung als Rechnungsofficial in die ständische Buchhalterei ein und führte mehre mitunter sehr schwierige und verantwortliche Untersuchungen im Lande zur Zufriedenheit meiner Stelle aus.

Im Jahre 1832 wurde ich zum ständischen Rechnungsrath und Häuserrevisor befördert. In der letzteren Eigenschaft war die Hälfte des größten und wichtigsten Zweiges der österreichischen Steuerverfassung, nämlich das Hauszinssteuergeschäft, meiner Leitung anvertraut, und ich stand demselben so eifrig und thätig vor, daß man in meinem Ehrenbuche eine große Anzahl Belobungsdecrete findet, worin mir die Anerkennung ertheilt wird, und worin es wörtlich heißt: daß die für den Steuerfond so glänzenden alljährlichen Resultate vorzugsweise meinen Kenntnissen, Eifer und Thätigkeit zuzuschreiben seien.

Dieses Resultat bestand darin, daß von jener Hälfte der Häuser, welche der unter meiner Leitung stehenden ständischen Section zugetheilt waren, dem Steuerfond

in den Jahren 1833 bis 1842 eine Vermehrung von 122,138 fl. erwuchs.

Ich selbst befand mich auch nicht übel dabei. Ich erhielt alljährlich eine nicht unbedeutende Remuneration, und von den Hauseigenthümern setzte es auch vielerlei Geschenke.

Im Jahre 1833 wurde ich zum Landschaftssecretär befördert, und erhielt zugleich die Stellen des Herrenstands-agenten und eines ständischen Bibliothekars.

Als solcher hatte ich nun eine so angenehme Stellung, als ich mir nur wünschen konnte; ich war an keine Amtsstunden gebunden, und die Verordneten waren mehr meine Freunde als meine Vorgesetzten.

Als Secretär verfaßte ich sowohl das von den versammelten Ständen, ich darf sagen mit Enthusiasmus aufgenommene Condolenzschreiben an den Kaiser Ferdinand nach Ableben des Kaisers Franz, als auch das mit eben solcher Anerkennung aufgenommene Werk über die Erbhuldigung, dafür ich von den Ständen mit einer prächtigen goldenen Dose beschenkt wurde.

Im Jahre 1843 endlich, nachdem ich 42 volle Jahre gedient hatte, suchte ich um Versetzung in den Ruhestand an, und diese wurde mir nicht nur mit Beilassung meines ganzen Gehaltes von jährlichen 1700 fl., sondern noch mit Beigabe einer jährlichen Personalzulage von 200 fl. bewilligt.

Noch immer danke ich den österreichischen Landständen meine kummerfreie Existenz.

Den Landständen war, wie oben erwähnt wurde, die Steuerausschreibung und Einhebung im ganzen Lande Niederösterreich zugewiesen. Den Dominien wurden Zah-

lungsextracte über die von ihnen selbst zu leistenden Dominicalsteuern und über von ihnen nach dem Steuergulden unter ihre Unterthanen zu repartirenden, von den Dominien einzuhebenden und abzuführenden Rusticalsteuern hinausgegeben.

Wenn nun die Abfuhren nicht in den bestimmten Terminen geschahen, wenn sich bei einem Dominium größere Rückstände zeigten, oder wenn Unterthanen über Steuerüberbürdung Beschwerde führten, so sendeten die Landstände Buchhaltungsbeamte ab, um die Steuergebahrung des Dominiums zu untersuchen.

Derlei Untersuchungen waren oft sehr wichtig, langwierig und mit Verantwortung gegen den Untersuchten sowohl, als gegen die Stände verbunden.

Auch mir wurden viele solche Untersuchungen aufgetragen, welche ich mit Vergnügen übernahm, da Diäten, und Aufrechnung von Fuhrkosten damit verbunden waren. davon man die ersteren ganz ersparen konnte, da man Unterkunft und Atzung fast immer bei der Herrschaft mit Vergnügen fand, welche man zu untersuchen hatte, und da man bei den zweiten noch mehr aufrechnen durfte, als man nöthig hatte.

Ich will einige der wichtigeren hier mittheilen, theils um die Schwierigkeiten zu zeigen, mit welchen sie verbunden waren, theils auch um einen Begriff zu geben, in welchem Zustande sich damals das österreichische Steuerwesen befand.

Im Jahre 1813 wurde ich zum ersten Male nach mehren Dominien abgeordnet, um dieselben wegen Steuerrückständen zu untersuchen und nöthigenfalls die Spannung vorzunehmen. Unter Spannung verstand man die

Beschlagnahme aller Einkünfte eines Dominiums und die Aufstellung eines beeideten Commissärs, der dieselben einzuheben und in so lange an die ständische Kasse abzuführen verbunden war, bis die Steuerrückstände gänzlich getilgt waren. Zu diesem Spannungscommissärsgeschäfte erwählte der Untersuchungscommissär meistens einen Beamten einer nahe gelegenen Herrschaft.

Ich war bei dieser meiner ersten Untersuchung sehr glücklich. Einige Herrschaften hatten in der Zwischenzeit, als ich die Reise machte, ihre Rückstände schon getilgt, bei andern fand ich das Geld schon vorräthig. Nur allein bei der Herrschaft Lengenfeld gab es Hindernisse zu überwinden.

Als ich ankam, Journale und Casse untersucht hatte, fand sich, daß die Herrschaft ihre Dominicalsteuern einbezahlt, und nur die Rusticalsteuern noch aushafteten. Auch hierin konnte der Herrschaft nichts zur Last gelegt werden denn sie hatte selbst von diesen Steuern Alles an die ständische Casse abgeführt, was die Unterthanen wirklich einbezahlt hatten. Die ganzen Rückstände hafteten also noch unter den Unterthanen.

Ich fragte den Verwalter, wie denn das käme? Er sagte mir: theils seien die Unterthanen sehr arm und könnten daher ihre Steuern nicht entrichten, theils aber zahle der Bauer nicht, wenn er nicht dazu gezwungen werde Sollten Sie wohl glauben, fuhr er fort, daß, wenn ein Gabentag ausgeschrieben wird, an demselben ein solcher Bauer mit seinen Gabenbücheln und dem nöthigen Gelde im Sacke in die Ortskanzlei kommt, aber sich um andere Dinge Auskunft erbittet, und wenn man ihn nicht ganz besonders zur Zahlung anhält, mit seinem Gelde wieder

nach Hause zurückkehrt. Und wenn man den Saumseeligen auch Militärexecution einlegt, sie verpflegen den Executionsmann und zahlen doch nicht.

Nun, antwortete ich, ich will's versuchen, ob ich die Rückstände nicht hereinbringe. Seien Sie so gütig, Herr Verwalter, mir die Richter der Gemeinden für heute Abends hieherrufen zu lassen, und auch mehre Unterthanen dazu, welche noch mit ihren Steuern im Rückstand haften.

Diese wurden einberufen und ich ging Abends schon im Dunkeln mit dem Verwalter in das Gemeindehaus, wo sie sich versammelt hatten, der Amtsdiener leuchtete uns mit der Stalllaterne vor.

Es war ein halbes Hundert Männer zugegen, Richter und Bauern; diese bildeten einen Halbkreis um mich, auf dem Tische, an dem ich stand, brannte die Stalllaterne, und ich sprach beiläufig Folgendes zu ihnen in dem ihnen eigenen Dialekte:

„Liebe Freunde!“ sagte ich, „ich bin in einem wichtigen Auftrage hier. Die Landstände haben mich hieher geschickt, um die rückständigen Steuern von Euch einzutreiben. Ich muß so lange hier bleiben, bis Alles bezahlt ist. Bedenkt, liebe Kinder, ich habe jeden Tag 5 fl. Conv. Münze Diäten. Je länger ich hier bleibe, je mehr 5 fl. beziehe ich, und das müßt Ihr Alles bezahlen, weil Ihr Schuld daran seid. Ich rathe Euch daher zu Euerem eigenen Besten, seht, daß Ihr die ausständigen Steuern zusammenbringt. Wenn einige sehr Arme unter Euch sind, so mögen ihnen die Wohlhabenden für den Augenblick aus der Noth helfen und ihnen die kleinen Beträge vorschießen, sonst kostet es Euch noch viel mehr; ich gewinne dabei, je länger ich hier bleibe, aber Ihr verliert, und es thut mir

leid um Euch. Wenn es gar zu lange dauerte, so müßte ich auch noch Militär kommen lassen, und Euch Exekution einlegen. Bedenkt das Alles und thut, was ihr könnt, ich meine es wahrhaftig gut mit Euch, der Kaiser braucht auch Geld."

Alles war stille, aber ich merkte es wohl an den Gesichtern, daß meine Worte Eindruck gemacht hatten. Als ich mich wieder entfernte, drängten sie sich, mir die Hand zu küssen und Viele sagten mir ein recht herzliches „Vergelt's Gott!"

Schon am folgenden Tage wurde die Amtskanzlei vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht leer von Zahlenden. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viel altes, schimmliches Geld gesehen als an jenen beiden Tagen, an welchen die Einzahlungen fortdauerten, und womit auch alle Rückstände getilgt waren.

Der Verwalter verwunderte sich nicht wenig über die glückliche Wirkung meiner Anrede, und ich wiederholte ihm: Man müsse mit dem Bauer so reden, wie er selbst redet, dann gewinne man sein Vertrauen.

Als ich am dritten Tage von Lengenfeld fortfuhr, standen viele Bauern um meinen Wagen und bedankten sich bei mir, daß ich sie so geschwind wieder verlasse, und als ich in Krems ankam, sah ich hinten auf meinem Wagen ein Eimerfaß aufgepackt, und der Kutscher des Verwalters, der mich führte, sagte mir, in dem Eimerfaß sei ein sehr guter Wein, den mir der Richter von Lengenfeld aus Dankbarkeit verehre.

Im Jahre 1821 wurde ich wieder zu mehren Untersuchungen abgeordnet, von denen ich manches Komische erzählen kann.

Es versteht sich, daß es für die zu untersuchende Herrschaft ein Geheimniß bleiben mußte, daß eine Untersuchung über sie verhängt worden sei. Sie durfte dies erst in dem Augenblicke erfahren, als der Untersuchungscommissär eintrat und sein Decret vorzeigte. Was ich daher jetzt mittheilen werde, überraschte mich nicht wenig.

Als ich am späten Abend im November auf der Herrschaft S—n ankam, wohin ich auf einem so elenden Wege gelangte, daß ich dem Kutscher von zwei Laternträgern vorleuchten lassen mußte, und in den Schloßhof einfuhr, wurde im ersten Stockwerke ein Fenster geöffnet und eine Stimme schrie herab: „Schön willkommen, Herr von Castelli, es freut mich, Sie bei mir zu sehen, ich werde sogleich mit Lichtern kommen.“

Diese Stimme kam von dem Pächter der Herrschaft, Herrn B—y, welcher auch sogleich selbst herabstieg und mir hinauf leuchtete. B— war ein corpulenter, kugelrunder Mann, mit einem sehr fröhlichen Gesichte und einem Kahlkopfe. „Ei,“ sagte ich zu ihm, „wußten Sie schon, daß ich kommen würde, da Sie mich vom Fenster herab in der Dunkelheit begrüßten?“ — „Freilich wußte ich es,“ antwortete B., „ein guter Freund bei den Landständen hat mich davon benachrichtigt.“ — „Nun, das ist mir lieb,“ erwiderte ich, „so bin ich überzeugt, hier Alles in der schönsten Ordnung zu finden.“ — „So ist's auch,“ versicherte B., „meine Journale, meine Bücher, die Gabenbücheln der Unterthanen, Alles ist in der besten Ordnung. Aber,“ setzte er hinzu, „heute nehmen wir nichts Aemtliches mehr vor; es ist schon zu spät, jetzt gehen wir zum Essen.“

Es erwartete uns ein sehr gutes Abendmahl mit vor=

trefflichem Weine, und der Herr Pächter war von der heitersten Laune; ich hoffte hier wirklich keine Unannehmlichkeit zu haben und schlief die Nacht vortrefflich.

Am Morgen, als ich erwachte, sah ich, daß es sehr stark schneite. Herr B. kam, mich zum Frühstück zu bitten, und dann begaben wir uns in die Amtskanzlei.

Ich durchsah die Steuerbücher, sie waren wirklich mit der größten Genauigkeit geführt, auch die Journale waren mit dem gestrigen Tage abgeschlossen. Ich bezeigte meine Zufriedenheit darüber und bemerkte: „Es werden also wohl die rückständigen Steuern noch bei den Unterthanen aushaften?“

Gott bewahre! sagte B., meine Unterhanen sind sehr brav. Keiner ist auch nur einen Kreuzer schuldig, sie haben alle ihre Steuern einbezahlt.

„Nun, versetzte ich, so muß sich das Geld in Ihrer Casse befinden, warum haben Sie es denn nicht in die ständische Casse abgeführt?“

Werde gleich die Ehre haben zu dienen, erwiderte er, und er trat zur eisernen Cassetruhe, schloß sie auf und — — — sie war leer.

Ich staunte und fragte: Wozu haben sie dann dieses Geld verwendet?

Werde auch darüber allsogleich die nöthigen Aufschlüsse geben, sagte der immer lächelnde Pächter, bitte nur mir zu folgen. — Und er führte mich hinaus ins Freie und um das Schloß herum. Ich bemerkte, daß fast alle Dächer neu mit Schindeln gedeckt waren, und darauf hindeutend sagte B.: Sehen Sie, dazu habe ich die Steuergelder verwendet.

Ich stellte ihm vor, ob er denn nicht wisse, daß es

verboten sei, Steuergelder zu andern Zwecken zu verwenden, und daß das Vierfache der verwendeten Summe als Strafe darauf gesetzt sei?

Das weiß ich wohl, antwortete er, aber hätte ich mir ins Zimmer herein schneien lassen sollen? Soll nur die vierfache Strafe bezahlen der Herr Besitzer der Herrschaft, warum ließ er mir auf vielfaches Ansuchen nichts repariren.

B. gab mir dies Alles mit seiner Namensunterschrift zu Protocoll, und somit war meine Amtshandlung zu Ende. Ich speiste noch recht gut und fröhlich bei ihm und fuhr dann fort.

Dem Herrschaftsbesitzer wurde dann die vierfache Strafe auferlegt, aber auch wieder nachgesehen.

Bei einem andern Dominium fand ich eine gräßliche Unordnung.

Ich habe schon gesagt, daß die Dominien die unterthänigen Steuern selbst nach dem Steuergulden zu repartiren hatten, und daß ihnen zu diesem Ende von der ständischen Buchhaltung ein Schlüssel, nach welchem sie die Repartition zu verfassen hatten, hinausgegeben wurde.

Bei dieser sehr großen Herrschaft hatte man gar keine Repartition gemacht. Man hatte einen Maurermeister als Steuereinnehmer gebraucht, und der vertheilte die Steuern ganz nach seinem Belieben.

Ich war also genöthigt, für's Erste selbst eine richtige Repartition zu verfassen, dann mußte ich mit jedem einzelnen Unterthan liquidiren, um aus seinem Gabenbüchel zu ersehen, um wie viel er mehr oder weniger, als seine Schuldigkeit war, bezahlt hatte, und ihm das Plus zu Gute, das Minus aber in Anrechnung stellen.

Mit dieser zeitraubenden verdrießlichen Arbeit brachte

ich sechs Wochen zu, und mein Aerger wurde dadurch, daß die Herrschaftsbesitzerin, eine hochadelige Frau, täglich zu mir in die Amtskanzlei kam und mir nicht selten in meine Amtshandlung Einsprache machte, noch vergrößert. Ich aber, meines Rechtes mich bedienend, sagte der stolzen Frau geradezu, ich hätte von ihr keine Lehren anzunehmen, ich wüßte was ich zu thun habe, und entweder müsse sie mir nichts mehr einreden, oder ich müßte die Herrschaft verlassen. Sie erschien nicht wieder in der Kanzlei.

Was das für eine Frau war, mag man daraus ersehen, daß sie in ihrem ungeheuren Schlosse, worin sich wohl ein halbes hundert Zimmer befanden, ihrem Verwalter eine ebenerdige Wohnung gab, in welcher der Fußboden gar nicht gebretert war, und wo die Kinder im Sande spielten.

Einmal mußte ich aber auch ungeachtet meiner üblen Laune recht herzlich lachen. Es befand sich bei dieser Herrschaft eine Gemeinde, welche S c h l o ß h o f hieß. Ich suchte nun im Index unter dem Buchstaben S Schloßhof und unter H Hofschloß, fand sie aber nirgend. Der Amtsschreiber, welcher bemerkte, wie ich herumblätterte, fragte demüthig: Was suchen denn Euer Gnaden?

Ich suche Schloßhof, finde es aber weder unter S noch unter H.

Ja, es ist schon im Index, aber Euer Gnaden müssen es unter G suchen, ich hab's ja selbst indicirt: G s c h l o ß h o f.

So etwas ist entsetzlich; aber kann man von einem armen Amtsschreiber mehr begehren, der des Jahres 30 fl. Gage und die Kost mit den Knechten hat?

Eine meiner angenehmsten Untersuchungen hatte ich

auf der Herrschaft S—k, und zwar wegen der freundlichen Aufnahme und des heimlichen Aufenthalts daselbst. Das herrschaftliche Schloß ist ein mittelalterliches Gebäude und liegt auf einem hohen Berge; aber die Bewohner desselben, ein alter Herr, sein Sohn, dessen Frau und Kinder, waren so äußerst liebenswürdig, daß ich die Stunden, welche ich in ihrem Kreise zubrachte, zu den angenehmsten meines Lebens rechne. Schon nach ein Paar Tagen meines dortigen Aufenthaltes waren wir, als ob wir schon Jahre lang bekannt wären. Der Sohn des Gutsbesitzers wollte mich gar nicht arbeiten lassen, alle Augenblicke kam er zu mir in die Amtskanzlei und holte mich zu einer Spazierfahrt, zu einer Spielpartie oder zu einem Trinkgelage ab. Dessen Frau, eine Reiterin und Jägerin, wie mir noch keine vorgekommen ist, war zugleich die liebenswürdigste, zuvorkommendste Hausfrau, welche vortrefflich zu kochen verstand, und als Oberösterreicherin besonders die Dampfnudeln, meine Lieblingsspeise, sehr schmackhaft zu bereiten verstand. Diese brachte sie mir auch fast täglich Vormittags 11 Uhr, frisch aus der Pfanne kommend, auf mein Zimmer. Die Kinder waren sehr lebhaft aber gutmüthig. Sie lärmten und schrien oft mörderlich, der Vater durfte aber nur auf den Stock sehen, der an der Thüre hing, und der Spectakel hatte gleich ein Ende. Dem größeren Knaben hatte ich für diese Gelegenheit ein Schnaderhüpfel verfaßt und eingelernt, welches lautete:

Mein Vater, der schaut nur
Auf'n Stock, redt nit viel,
Und da renn i glei fort,
Weil i weiß, was er will.

Als der Knabe dieses Liedchen zum ersten Male sang

und davon rannte, meinte ich wirklich, es würden alle vor Lachen platzen.

Ein ganz ausgezeichnetes Exemplar von Jovialität und Gutmüthigkeit, ja ein Unicum, war aber der Vater Gutsbesitzer.

Stelle dir einen Mann von einigen siebenzig Jahren, vor, corpulent, mit spärlichen Haaren aber noch jugendlich lebhaft, der einen grauen Rock von Molton, graue Kamaschen und auch eine graue Pudelmütze trägt, der nur allein in seinen Füßen sein Alter fühlt und daher einen trippelnden Gang hat, aber doch täglich des Morgens vom Schlosse über den hohen Berg in den Meierhof herab trippelt, blos allein um die Katzen mit Mäusen zu füttern, welche er oben im Schlosse fängt. Nimm noch dazu, daß der Mann über Alles und zu Allem lacht, grüße ihn und er lacht, erzähle ihm die traurigste Geschichte und er lacht; ich glaube, du dürftest ihm sagen, sein Sohn sei gestorben, und er würde lachen; wenigstens hat er mir einmal von seinen fürchterlichen Gichtschmerzen erzählt und dabei immer gelacht. Und er lachte so laut, so herzlich, daß man unwillkürlich mitlachen mußte.

Ich hatte mich bei dieser Familie wirklich um einige Tage länger aufgehalten, als meine Amtshandlung erforderte, ich denke aber immer noch mit Vergnügen daran.

Ich mußte aber auch eine Untersuchung führen, wobei ich meiner Pflicht gemäß, obschon ich sie so schonend als möglich ausübte, dennoch einen Menschen in das Unglück stürzen mußte, und welches daher meinem Herzen sehr wehe that.

Ich wurde nach D—g abgeordnet und zwar in Folge einer Anzeige des Kreisamtes, daß bei der dortigen Steuer-

casse große Rückstände haften. Ich fand in dem dortigen beeideten Steuereinnehmer einen stillen, gebildeten, liebenswürdigen Mann, dem ich aber einen verborgenen Kummer auf den ersten Blick ansah.

Ich schritt an die Untersuchung, Repartition, an die Journale, Einzahlungen der Unterthanen und Abquittirungen derselben. Alles war in der besten Ordnung, nur in der Casse war es nicht richtig. Ein Abgang wurde mir gleich klar, aber wie groß die Summe derselben sei, das konnte sich erst durch eine langwierige Liquidation mit allen Unterthanen der großen Herrschaft herausstellen.

Auch war ich in meinem Innern überzeugt, daß es der Steuereinnehmer selbst sei, der die abgängige Summe defraudirt habe; denn ich sah wohl, wie ihm der helle Angstschweiß auf der Stirne stand, wenn er mit mir arbeiten mußte, um diese Summe ins Klare zu bringen. Uebrigens flößte mir dieser Mann so viele Theilnahme ein, daß ich mich heimlich um seine häuslichen Umstände genau erkundigte. Der Herrschaftsinhaber, welcher mit seiner Frau selbst auf dem Gute gegenwärtig war, gab ihm das Zeugniß eines äußerst braven, fleißigen Mannes, die Unterthanen priesen seine freundliche Zuvorkommenheit, aber er hatte eine Frau und sieben Kinder, deren ältestes 11 Jahre alt war; konnte er wohl mit einem Gehalte von 300 fl leben?

Endlich nach einer mühsamen Arbeit von einigen Wochen zeigte sich ein Abgang von 9000 fl., der von den Unterthanen eingezahlten, aber in die ständische Casse nicht abgeführten Steuergelder.

In dem Augenblicke, als diese Summe richtig gestellt war, hätte ich ihn vernehmen, um die Verwendung

derselben befragen und ihn, wenn er sie selbst defraudirt hatte, dem Gerichte zur Bestrafung übergeben sollen; allein ich hatte zu großes Mitleid mit ihm und suchte daher wo möglich ihn noch zu retten. Ich hielt also das Resultat meiner Liquidation geheim, und da ich in Erfahrung gebracht hatte, das R—r einen Schwager habe, der ein sehr wohlhabender Mann und sogar selbst Gutsbesitzer sei, so schrieb ich an diesen und ersuchte ihn, mich mit seinem Besuche zu beehren, um in einer, seines Schwagers Ehre und Zukunft betreffenden sehr wichtigen Angelegenheit mit mir Rücksprache zu pflegen.

Der Herr kam, und sein Benehmen sowie seine Aeußerungen flößten mir keine große Hoffnung ein. Indessen sagte er, er wolle die Sache überlegen, und versprach mir binnen einigen Tagen seinen Entschluß kundzugeben.

Als Einschiebsel zur traurigen Geschichte muß ich sagen, daß es mir nebenbei nicht unlieb war, meine Untersuchung so lange zu verzögern als möglich. Die Liebe war mit im Spiele, die Liebe, welche alles verschönert. Der Verwalter hatte ein Töchterlein, 18 Jahre alt, schön und frisch, fröhlich und liebenswürdig, wie mir kein zweites Mädchen mehr vorgekommen ist. Auf dem Lande nähert man sich schneller und leichter. Wir musicirten mit einander, wir gingen mit einander spazieren, wir liebten uns herzlich, innig, rein. Das war eine Liebe ohne Begierden, ohne Dornen, eine Glut, welche unsere Herzen erwärmte, ohne zu brennen. Wenn ich es überhaupt jemals bereut hätte, oder auch nur hätte bereuen *können*, nicht geheiratet zu haben, so würde ich es bereuen, *dieses* Mädchen nicht zu meiner Lebensgefährtin gewählt zu haben. Allein auch

in diesem Falle hätte mich ein tiefer Schmerz erwartet, den sie starb schon im 24. Jahre ihres Alters.

Der Brief des Schwagers des Steuereinnehmers kam an und meldete, er könne für den Armen nichts thun, da er sein Erspartes für sich selbst und seine Familie brauche, und schloß mit der grausamen und hartherzigen Phrase: „Hat mein Schwager das Geld angebracht, so mag er selbst sehen, wie er es bezahlt.“

Es war mir nun unmöglich, den Armen zu retten, und es blieb mir nichts übrig, als ihn zu verhören und ein Protocoll mit ihm aufzunehmen. Als ich ihn überwies, daß an den eingezahlten Steuergeldern 9000 fl. mangeln, brach er in ein lautes Schluchzen aus und sagte: Ich habe schon gewußt, daß die Summe sich so hoch belaufen würde; und als ich ihn fragte, wozu er das Geld verwendet habe, antwortete er: Die Noth zwang mich dazu es für meine Familie zu gebrauchen, ich konnte mit jährlichen 300 fl. nicht neun Personen erhalten. Es ist schon zwölf Jahre her, daß ich alle Jahre von den Steuergeldern etwas zu Hilfe nahm, ich wußte aber immer bei Kreisamtsuntersuchungen den Abgang mit fremden Geldern für den Augenblick zu decken. Jetzt ist mein Verbrechen offenbar, ich weiß, daß ich verloren bin, Gott sei meinem Weibe und meinen armen Kindern gnädig!

Ich mußte den Verbrecher nun an das Criminalgericht abliefern, von welchem er zu 8 Jahren Gefängniß verurtheilt wurde, und er starb im dritten Jahre seiner Gefangenschaft. Doch gelang es mir noch, bei dem guten Herrschaftsbesitzer eine kleine Pension für seine Frau zu erwirken.

Von meinem 14. bis gegen mein 50. Jahr hat mir

das Schauspielen immer großes Vergnügen gemacht, und ich habe mich in meinen Nebenstunden immer damit unterhalten, welches wohl ganz natürlich war, da ich darin wirklich Vorzügliches zu leisten im Stande war, und von allen Mitspielern stets den meisten Beifall erntete.

In diesen Jahren spielte unsere Gesellschaft in der Stadt bei einem Beamten mit Namen Kerner, der ein um so größerer Freund davon war, als er selbst kleine Opern nicht übel componirte, welche wir aufführten.

Die Gesellschaft bestand damals aus Dilettanten, welche später auf großen Bühnen ihr Glück machten. Direktor derselben war der Bankier Hassaurek, von dem man später in meinen Memoiren Ausführlicheres lesen wird. Mitglieder waren: Piringer, später einer der Gründer der Concerts spirituels. Die beiden Töchter des Theatersängers Teimer, wovon die eine Hofschauspielerin, die andere, später als Frau Forti, im Hofoperntheater ein Liebling des Publicums wurde; Preisinger, in der Folge als tüchtiger Baß-Buffo in Prag beliebt, Götz, ein wackerer Sänger und Componist, und Kronenfels damals Secretär bei dem Fürsten von Liechtenstein, später unter dem Namen Wille Schauspieler an der Wien, und Reichl, später unter dem Namen Küstner ein berühmter Intriguantsdarsteller ebenfalls an der Wien.

Wir gaben Schauspiele und Opern, letztere mit Clavierbegleitung, und ich darf sagen, daß dieses eines der besten Liebhabertheater war; man riß sich um Eintrittskarten, und noch jetzt erinnern sich ältere Leute daran mit Vergnügen.

In diesen Jahren kannte ich in den Stunden, da mich

mein Amt nicht in Anspruch nahm, und deren viele ich ihm auch abstahl, keine andere Beschäftigung und auch kein anderes Vergnügen, als das Theater. Ich war mit allen Schauspielern des Theaters auf der Wieden Bruder im Spiel, und mehre Stücke von mir waren schon mit Beifall gegeben. Ich nenne hier nur: „Die Scheidewand", Operette in 1 Act mit Musik von Capellmeister Fischer, „die Familie auf Isle-de-France," mit Musik von Kreuzer, „Alemar der Maure" mit Musik von Seyfried, „Todt und Lebendig", Lustspiel, und die „Festung an der Elbe," mit Musik von Fischer. Auch besuchten wir zwei Gasthäuser fast täglich, und zwar das eine bei den 12 Himmelszeichen Nachmittags, und das andere, das sogenannte Fokanedi-Bierhaus, nach dem Theater.

In diesen Gasthäusern vertrieben wir uns die Zeit mit Reim- und anderen Spielen, welche den Geist schärfen und uns viel Unterhaltung gewährten. Wer auf ein angegebenes Wort keinen Reim wußte, oder einen unreinen sagte, mußte einen Kreuzer bezahlen; und so brachten wir in einem halben Jahre einige 60 fl. zusammen, womit wir am Aschermittwoch, da kein Theater war, immer ein glänzendes Abendmal veranstalteten.

Auch wurden ganze komische Prozesse in dieser Gesellschaft in Knittelversen geführt, welche sehr belustigend waren.

Einer, der hierin neben mir am meisten leistete, war der Schauspieler und Theaterdichter Joachim Perinet, derselbe, welcher die Hafnerischen Possen als Singspiele bearbeitete und auch mehre Originalstücke schrieb. Er galt mit Recht damals für einen der witzigsten Köpfe und sein satyrisches Werk auf das damalige Steuersystem,

benannt: Liliputanische Steuerfassionen, machte außerordentliches Aufsehen, so daß ausländische Zeitungen davon sagten, es strotze so sehr von Witz, daß man versucht sei zu glauben, es habe dieses Büchlein nicht Ein Mensch, sondern Mehre geschrieben

Perinet war auch der schnellfingerigste Schriftsteller, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Sein Papier war ein wahrer literarischer Telegraph, und er schrieb Verse mit Dampf.

Schade um den talentvollen Mann, daß er sich so ganz (ich bitte um Entschuldigung, aber ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck) — so ganz verlumpte. Er gerieth in Armuth. Seine literarischen Arbeiten mögen ihm freilich nicht viel eingetragen haben, und als Schauspieler war er erbärmlich; aber so weit hätte es doch nicht kommen dürfen, wenn er hauszuhalten verstanden hätte. Man kann sagen, er war ein literarischer Bettler, und als er starb, dürften die Authographen seiner Hand leicht zu haben gewesen sein, denn es werden wenige Menschen in Wien gewesen sein, die nicht einen Brief von ihm in Versen mit der Bitte um ein paar Gulden in Händen gehabt haben.

Meine Großmutter hatte das Haus bei den sieben Sternen in der Stiftgasse, wo ich bei ihr wohnte, verkauft, und die gute alte Frau war gestorben. Meine Tanten waren in das ihnen mit dem ganzen Vermögen hinterlassene zweite Haus in der Josephgasse gezogen, und da die Wohnung, welche sie bewohnten zu klein war, so erhielt ich eine kleine Wohnung, in demselben Hause, und ein guter Freund von mir, Namens Fuchs, Hornist im Orchester des Theaters an der Wien, zog zu mir.

Dieser Mann hätte das Pulver nicht erfunden, wenn es nicht schon erfunden gewesen wäre, aber er war ein gutmüthiger, sparsamer Mensch, der mir herzlich zugethan war, sehr auf Reinlichkeit hielt, und daher unsere kleine Wohnung immer sauber hielt und auch den Hausgarten besorgte und pflegte.

Ich hatte damals eine Liebschaft mit einem hübschen aber armen Mädchen, der Tochter einer Pensionistin; Liebschaften mußte ich immer haben, und ich weiß keine Zeit meines Lebens, wo ich nicht in Liebensbanden gefangen gewesen wäre. Ich muß auch sagen, daß alle meine Liebschaften ganz unschuldig waren und blieben. Mädchen, mit welchen ich ein Liebesverhältniß anknüpfte, sind immer von mir so rein wieder verlassen worden, als wir uns kennen lernten. Ich kannte mich zu genau, ich wußte sehr wohl, daß, wenn ich auch in ein Mädchen noch so sehr verliebt war, diese Flamme doch bald erlöschen werde, und besaß immer ein Rechtsgefühl, welches mich hinderte, ein solches armes Geschöpf unglücklich zu machen; und von der Heirat war ich ein entsetzlicher Feind.

War ich einige Wochen oder gar einige Monate mit einem Mädchen bekannt, so fingen mich diese Bande zu drücken an; die Geliebte wurde mir gleichgiltig, ja um so lästiger, je mehr sie mich liebte; denn desto mehr verlangte sie von mir, daß ich ihr meine Zeit opfern sollte, und ich sehnte mich dann nach meiner Freiheit.

Allein, so sehr ich mich danach sehnte, so wenig Kraft besaß ich, die Bande wieder zu zerreißen, und so gesah es denn, daß ich oft lange Zeit in Fesseln schmachtete; ja, man wird in der Folge in meinen Memoiren sehen, daß ich sogar durch volle sechszehn Jahre ein Liebesver-

hältniß fortsetzte, obwohl ich von einer sehr braven und liebenswürdigen Frau unendlich viel litt, weil ich nicht den Muth besaß mich loszureißen, und auch durch Dankbarkeit an diese Frau gebunden ward.

Meine damaligen Freunde und Kameraden waren fast lauter Theaterpersonen: die beiden Brüder Seyfried, der eine Capellmeister, der andere Dichter, Sebastian Meyer, Sänger und Regisseur, Fischer, Capellmeister, Gottdank, Teimer, Perinet, alle beim Theater an der Wien, dann noch die Herren Mischel, Jonas und Hauser, Beamte.

Mir war schon darum meine Liebschaft sehr lästig, weil ich die Abende lieber in dieser lustigen Gesellschaft zubrachte, als daß ich bei ihr saß und seufzte und mich langweilte, was sie doch begehrte. Ich suchte also eine Ursache zum Bruche, welche sich bald in einem Zwiste wegen Vernachlässigung von meiner Seite fand; und ich war, dem Himmel sei Dank, wieder frei.

Meinen beiden Tanten hatte ich die Herrschaft über mich, besonders da ich jetzt nicht mehr bei ihnen wohnte, auch schon ziemlich abgewonnen, und so konnte ich wohl mit Schillers Räubern singen: „Ein freies Leben führen wir!“ Nur hatte ich immer zu wenig Geld dazu, um dieses freie Leben so zu führen, wie ich gerne gemocht hätte.

Meine Tage waren beiläufig folgendermaßen eingetheilt: Den Vormittag brachte ich gewöhnlich im Amte zu, von den nachmittägigen Amtsstunden schwänzte ich aber so viel mir nur möglich war; da spielte ich im Kaffehaus bei Jakomuzzi an der Ecke der Wienstraße oder auch bei dem Copisten des Wiener Theaters, Herrn Gebauer. Abends ging ich täglich in das Theater und nach demsel-

den in das Gasthaus, wo meine Cameraden versammelt waren, und wo vor Mitternacht nie ein Ende des Spectakels ward. Ich konnte wirklich vom Glück sagen, daß ich, wenn ich so im Winter nach Mitternacht von der Wien über den Getreidemarkt, oder über die unheimliche sogenannte Bettlerstiege nach Mariahilf nach Hause ging, doch nie angefallen und beraubt wurde.

Ein Haus, in welchem ich damals viele Freundschaft genoß, war jenes des Hofsteinmetz Jäger. Fast alle Sonntage war ich da zu Tische geladen, und wir waren in Gesellschaft lustiger Brüder immer sehr fröhlich.

Ich lernte auch in diesem Jahre einen reichen jungen Mann mit Namen Hassaureck kennen. Er war ein sehr gebildeter Jüngling, der sich dem Kaufmannsstande widmete, aber dabei ein passionirter Theaterfreund war, und mit noch größerer Leidenschaft spielte er selbst Comödie. Ihm verdanke ich durch eine lange Reihe von Jahren die angenehmsten Stunden meines Lebens. Wir schauspielten zusammen, wir unterhielten uns zusammen; er unterstützte mich oft mit Geld, er gab mir sogar später, als ich von meinen Tanten wegzog, eine Wohnung in seinem Hause, wo ich ihm den dafür zu bezahlenden Miethzins gewöhnlich im Kartenspiele abgewann. Er war ein herzensguter Mensch, aber er kannte den Werth des Geldes nicht, und war sehr unglücklich in seinen Speculationen, weil er den Starrsinn besaß, in Geldgeschäften immer seiner eigenen Meinung zu folgen, welche gewöhnlich der Gegensatz von den Meinungen aller übrigen Kaufleute war. Er war sehr großmüthig, ja verschwenderisch; und als er später ein Großhandlungsgeschäft etablirte, und dadurch mit den Geldmenschen seiner Gattung in Verbindung kam, verlor

er auch bedeutende Summen im Spiele, so daß er endlich sein ganzes Vermögen verlor und im Elende starb. Seinen Sohn habe ich als Pathe zur Taufe gehalten; dieser ist gegenwärtig Advokat zu Cincinnati in Amerika, und wir correspondiren oft mit einander.

Wir spielten damals bei einem Herrn Piro Comödie, und ich darf sagen, ich erhielt schon damals von allen Mitspielenden den meisten Beifall, in der kleinsten Rolle wußte ich mich bemerkbar zu machen. Auch in der Folge bewährte es sich, und ich werde noch oft darauf zurückkommen müssen, daß ich zum Schauspieler geboren war, und daß ich es nur meiner früheren Bekanntschaft mit dem Theater und den Schauspielern zu danken hatte, daß ich nicht selbst diesen Stand und sein glänzendes Elend wählte.

Am 7. Juli 1805 war es, da ich zum ersten Male sah, wie weit es das Volk in seiner Wuth treiben könne. Es wurde ein Bäckerladen in der Vorstadt Matzleinsdorf gestürmt, und am folgenden Tage die meisten Bäcker in allen Vorstädten überfallen. Es rückte Militär aus und feuerte sogar unter die Leute, so daß 5 Personen todt blieben und über 100 verwundet wurden; allein vergebens die blinde Wuth des Volkes war nicht zu bändigen, und erst, als Kanonen aufgeführt wurden, zerstreuten sich die Aufrührer.

Eine gute Schauspielerin und Sängerin war damals beim Theater an der Wien; Fräulein Müller, als Soubrette war sie vorzüglich. Ich hatte Zutritt im Hause, und die Mama des Fräuleins, welche Mütter im Schauspiele, aber schlecht spielte, lud mich öfters zum Speisen und warf mir süße Blicke zu; allein ich war ein keuscher Joseph, weil Madame Müller nicht so reizend war wie Pu-

tiphar, und habe demnach meinen Mantel nie dort gelassen. Die Tochter wäre wohl ganz nach meinem Geschmacke gewesen, und ich bearbeitete für sie auch ein französisches Lustspiel, welches unter dem Titel: „Das Liebhabertheater“ unter ihrem Namen gegeben wurde; aber es trug mir keine Früchte, da sie mit einem russischen Fürsten in einem Liebesverhältnisse stand.

Wenn ich etwas Geld besaß, so gab ich meinen Freunden in dem Garten im Hause meiner Tanten, wo ich wohnte, Unterhaltungen, Essen und Trinken. Es wurde meistens dabei gekegelt. Auch meinen Mitbeamten gab ich solche Unterhaltungen. Ich konnte nicht leicht Geld in der Tasche leiden. Allein zur Entschädigung wurde auch ich in viele Gesellschaften eingeladen.

Im Jahre 1805 erschienen meine ersten poetischen Erzeugnisse bei Wallishausser in Wien auf Löschpapier mit Lettern, die so unrein waren, als wenn sie mit Tinte auf dieses Fließpapier geschrieben wären, unter dem Titel: Rosenfelds poetische Versuche.

Wer sieht nicht sogleich aus dem süßduftenden Namen Rosenfeld, daß dies ein pseudonymes Werk sei, und daß sich der Verfasser mit seinem eigenen Namen nicht hervorwagte. Und dann Versuche, dieses Wort sollte die Kritik entwaffnen, und poetische Versuche — du lieber Himmel, ich hatte noch gar keine klare Idee von Poesie, obwohl ich sie im Gymnasium gelernt hatte — Lernen? Poesie lernen? Das ist unmöglich! Poeta nascitur!

So dachte ich auch damals, ich sei schon ein Dichter, weil ich die langen und kurzen Sylben an den Fingern abzählen und Herz mit Scherz, Sonne mit Wonne, Leiden mit Freuden reimen konnte.

Diese poetischen Versuche Rosenfelds enthalten gereimte, und zwar oft sehr schlecht gereimte Alltagsprosa von verschiedenem Inhalt, doch ist der größere Theil derselben heiter und liebetändelnd.

Wie ich jetzt so da sitze und das Büchelchen von 130 Seiten durchgehe, so muß ich oft herzlich lachen, besonders wenn ich solche Gedichte lese, worin ich pathetisch sein wollte, mich ins Blaue verstieg, und den Weg nicht mehr zurück fand. Mit den ausgesuchtesten Worten, mit Einmengung von römischen und griechischen Gottheiten ist die hausbackenste Prosa aufgeputzt.

Diese meine Erstlingsversuche verschollen, wie sie gekommen waren; und ich habe auch nie gehört, daß sich ein Kritiker die Mühe nahm in einem öffentlichen Blatte ein Wort darüber zu verlieren.

Nun erlaube ich mir hier zwei Gedichte mitzutheilen, davon das erste beweisen soll, daß sich damals — wie so viele jetzt neue Dichter, auch schon ein bischen am Weltschmerz litt, und das andere zeigen soll, daß das Epigramm eigentlich die Dichtungsart ist, dazu ich das meiste Talent besitze.

Der Jüngling.

Als ich noch ein Knabe war
Fühlt' ich immerhin nur Freude,
Spielte mit der Brüder Schaar,
Wußte nichts von einem Leide.
Ritt durch meiner Eltern Haus
Auf dem bunten Steckenpferde,
Schlug an seiner Stelle aus,
Stampft' aus Aerger auch die Erde.
Freute mich das Pferd nicht mehr,
Warf ichs weg und nahm dann wieder
Bleierne Soldaten her,
Commandirte, schlug sie nieder.

Und behagte dies mir nicht,
Nun, so baut' ich Kartenhäuser,
Oder schnitt mir aus Papier
Einen Kranz voll Lorbeerreiser.
Und so war ich immer froh,
Keine einzige Minute
Fand mich traurig; doch nicht so
Ist mir leider jetzt zu Muthe.
Denn nun frag' ich mich, wovon
Wirst du künftig dich ernähren,
Wird man wohl dir jenen Lohn,
Deß du würdig bist, gewähren?
Wirst du einst bemerket sein,
Oder immerdar vergessen;
Wird vielleicht, was dir gebührt,
Nicht etwa ein Esel fressen?
Dies erwäg' ich her und hin,
Und ach! diese Fragen trüben
Meinen sonst so heitern Sinn,
O! wär' ich ein Knab' geblieben.

Geschrieben im Jänner 1796.

Ungerechte Klage.

Daß alle Menschen jetzt entkräftet seien,
Pflegt man mit großem Unrecht zu beklagen,
Da heut zu Tag noch viele schwache Männer
Mit Leichtigkeit die Ehstandshörner tragen.

Die Leser mögen mir verzeihen, daß ich sie mit diesen Lappalien behelligt habe; aber ich wünsche, daß sie mich ganz kennen lernen.

Um diese Zeit lernte ich Ludwig Zacharias Werner kennen. Er kam zum ersten Male nach Wien und war an mich empfohlen. Ich führte ihn gleich am ersten Abend in das Theater und fragte ihn nach Ende des Schauspiels, in dem er sich über die Wiener Späße unendlich freute,

ob er denn auch eine echte Wiener Kneipe kennen lernen wolle? O ja! antwortete er mir, und ich führte ihn in eine echte Kneipe, wie sie damals noch in Wien bestanden, wo Tanzmusik und Mädchen gehalten wurden. O! wer hätte damals gedacht, daß dieser lebenslustige, frohe, in jede Schürze verliebte Mann einst als ein Jammerbild auf der Kanzel einer katholischen Kirche stehen und das Wort Gottes als Ligorianer predigen werde?

Er fühlte sich selig in dieser Cloake der zügellosesten Ausschreitungen, nahm die Zuthunlichkeit der vom Gastwirthe gedungenen verlorenen Mädchen, davon ihm Eine ganz außerordentlich gefiel, als naive Liebenswürdigkeit hin; und hätte ich nicht ein achtsames Auge auf ihn gehabt und ihn zurückgehalten, er würde sich mit diesem Mädchen leichtsinnig eingelassen, und vielleicht später den Verlust seiner Uhr und Börse zu beklagen gehabt haben.

Man muß aber auch gestehen, diese Mädchen sahen in ihrer damaligen Tracht ganz allerliebst aus.

Es ist hier der Ort, diese Wirthschaften etwas näher zu beschreiben, und ich will es versuchen.

Es gab zu jener Zeit in den Vorstädten kleine, unbedeutende Wirthshäuser, von der gemeinen Classe „Beiseln" benannt, wo der Wirth hübsche und kecke Mädchen hielt, und wo täglich des Abends zwei oder drei Musikanten Tänze aufspielten. Die besuchtesten dieser Kneipen befanden sich auf dem Spittelberg. Da war nun Alles dazu eingerichtet, um die Gäste so viel möglich zu prellen, sie durch Tanz, Trank und durch frivole Liebkosungen der Mädchen in jene Stimmung zu versetzen, in der man nichts mehr schont und die Börse leert. Diese Orte wurden freilich nur von Männern der gemeinsten Classe besucht, aber

nicht selten verlor sich auch ein alter Roué oder ein verwahrlostes Muttersöhnchen dahin, welche dann Geld und Kleinodien, oft auch ihre Gesundheit dort ließen, und wenn sie darüber böse Miene machten, auch noch hinausgeworfen wurden.

Zu speisen bekam man in diesen Kneipen nur sehr wenig: Würste, Käse, allenfalls noch Schweinfleisch. Auch Wein wurde nicht geschänkt, nur Bier und zwar sogenanntes weißes Bier, das aber dunkelbraun war, Mailänder, eine lichtere Gattung, und dann Hornerbier, eine Art Haferbier, von grüngelblicher Farbe, welches, in Krüge abgezogen, sehr stark moussirte und dem Berliner Weißbier ähnlich war. Es war besonders im Sommer ein sehr kühlender, labender Trank, und ich weiß nicht, warum man nicht noch welches braut.

Bei Tag standen die Mädchen, die meisten üppig gestaltet, vor der Thüre der Kneipe, um vorübergehende Männer durch die ihnen zu Gebote stehenden Künste anzulocken, Abends das Gasthaus zu besuchen; denn bei Tage litt ihnen der Wirth keine Besuche.

Man kann sich nichts Appetitlicheres denken, als den Anzug eines solchen Mädchens. Sie trugen schneeweiße feine Strümpfe und rosenfarbige oder hellblaue Schuhe, ein Röckchen von weißem Barchent, oft auch von farbigem Seidenstoff, welches so kurz war, daß man die bunten Strumpfbänder unter dem Knie noch erblicken konnte, ein eng anliegendes Corsettchen, meistens schwarz, welches die Arme bis oben bloß ließ, und rückwärts eine Art von Büschelchen, genannt Schößerl, emporstreckte, dazu ein kleines seidenes Busentüchlein, welches seinen Inhalt nur halb verdeckte, und auf dem Kopf über von beiden Sei-

ten in Locken geringelten Haaren eine glänzende emporragende Goldhaube.

Wenn man in eine solche Kneipe hineintrat, und nur gewöhnliches Bier begehrte, so erhielt man es durch den Kellner, und Niemand bekümmerte sich um Einen weiter. Man konnte ruhig sitzen bleiben und die Wirthschaft beobachten, nur durfte man sich nicht beigehen lassen, sich in ein Gespräch zu mischen, oder mit einem Mädchen Scherz zu treiben; denn man wurde für Einen angesehen, der keine Maxen (Geld) hat. Verlangte man aber einen Kracher (einen Krug Hornerbier), da kam gleich ein Mädchen mit demselben, setzte sich zum Gast, erlaubte sich alle möglichen Scherze und trank mit, und ihre Kamaradinen tranken auch mit, und man brachte Fleisch und Backwerk, und am Ende betrug die Zeche mehre Gulden; denn es lagen auch meistens mehr Stöpfeln von den Bierkrügen, welche man geleert haben sollte, auf dem Tisch, als wirklich getrunken wurden.

Es versteht sich, daß bei dieser Gelegenheit auch Rendezvous mit diesen Mädchen für den nächsten oder einen folgenden Tag abgekartet wurden; denn am Abend durfte sich kein Mädchen aus dem Gastzimmer entfernen, sie mußte tanzen, Gäste unterhalten und trinken, was sie nur vertragen konnte, damit die Zeche größer wurde.

Auch eine eigene Sprache hatte man in diesen Kneipen, welche man die jenische nannte, und deren man sich darum bediente, um nicht von Jedermann verstanden zu werden, und daher die Gaunerei ungehindert treiben zu können. Sehr viele Wörter dieser Sprache sind verwandt mit dem Hebräischen, und ich will hier nur einige anführen, um zu zeigen, wie unverständlich die Sprache war:

Kalfrosch	hieß:	der Wirth.
Bre	„	der Hut.
Tiefling	„	der Kellner.
Mischl	„	Mädchen.
doff	„	pfiffig.
Radlmar	„	Wagen.
Galach	„	Geistlicher.
Contrafußbais	„	das Theater.
Henas	„	Freundschaft.
kacheln	„	reden.
Meschbochum	„	geheime Polizei.
Gwetsch	„	öffentliche Polizei.
Klingenfetzer	„	Musikant.

u. s. w.

In späterer Zeit gab es nur noch einige solcher Kneipen im Prater, aber auch diese wurden zur Ehre Wiens abgeschafft.

Es war schon Mitternacht, und mein guter Zacharias Werner wollte mir gar nicht fort, er nannte himmlische Naivetät, was die schändlichste Ungezogenheit war, und urwüchsiges Temperament, was Koketterie mit der eigenen Niederträchtigkeit war; nur ärgerte er sich, daß er nicht Alles verstand, was gesprochen wurde.

Endlich brachte ich es dahin, daß er mir folgte, und als uns die Klingenfetzer (Musikanten) noch angegeigt und Werner ihnen einen blanken preußischen Thaler geschenkt hatte, begleiteten uns diese und das Mädchen, mit dem sich Werner unterhalten hatte, noch bis an die Ecke der Straße, und ich hörte, wie die Letztere, als sie ihn küßte, noch leise zu ihm sagte: „Also morgen kommst wieder, preußischer Spitzbub?“ und er ihr antwortete: „Uf Ehre!“

Ich hielt es für meine Pflicht, ihn aufzuklären, was

es mit diesen Wirthschaften für ein Bewandtniß habe und welchen Gefahren er sich aussetze, wenn er öfters und allein dahin ginge. Er erwiderte mir nur immer: „Ach! es ist doch gar so volksthümlich da“ er leistete mir aber endlich doch das Versprechen, ohne mich nicht hinzugehen.

Die Nacht war himmlisch, Mond und Sterne glänzten in unendlicher Pracht. Werner war so aufgeregt, daß wir nach der Stadt nicht gingen, sondern standen. Er theilte mir alle seine excentrischen Ideen über diese und jene Welt, über Leben und Sterben mit, so zwar, daß wir von der Vorstadt um 12 Uhr fortgingen und erst um 4 Uhr Morgens zu meinem Hause kamen. Als uns das Thor geöffnet wurde, umarmte Werner auch noch die alte Hausmeisterin und schlief dann in meiner Wohnung.

Ich habe Werner später, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war, wieder gesehen, aber er wich mir so viel er konnte aus.

Im Jahre 1807 wurde das Schauspielen von mir schon großartig betrieben. Den ganzen Sommer hindurch spielte unsere Gesellschaft in Penzing in dem Hause der Sängerin Madame Tomeoni, wo sich ein stehendes Haustheater befand. Meine Rollen waren stets ernste und komische Alte, und ich muß es der Wahrheit gemäß sagen, daß ich die Zuseher als alter Dallner in der „Dienstpflicht“ eben so zu Thränen rührte, als ich sie als Don Ranudo und als Schuster im „abgebrannten Hause,“ zum Lachen brachte. Ich kann sagen, ich war wirklich meiner Leistungen wegen schon berühmt.

Ja noch mehr, der Zufall wollte, daß ich am 29. Juli 1807 auch öffentlich im Theater an der Wien auftrat. Man gab an diesem Tag den „seltenen Pro-

zeß", Lustspiel von Gewey. Ich war, wie fast jeden Abend, auf der Bühne und in der Garderobe. Der Komiker Weiß sollte den Rath Mirthenthal spielen, welcher erst im dritten Acte vorkommt. Während er sich in der Garderobe ankleidete, wurde er ohnmächtig und so unwohl, daß er nach Hause gebracht werden mußte. Man war natürlich in der größten Verlegenheit, denn die zwei Acte des Stückes waren schon im Gange; da erbot ich mich, die Rolle, in welcher ich auch auf Haustheatern schon sehr gefallen hatte, zu spielen. Ich spielte sie und wurde stürmisch hervorgerufen. Man wollte mich auch gleich nach derselben engagiren, allein — dem Himmel sei Dank, ich nahm es nicht an.

Welche Ehren man mir damals schon erwies, mag folgende Begebenheit beweisen.

Mein Namensfest Ignaz fällt alljährlich am 31. Juli. Am 30. Juli 1807 war ich nun von dem Schauspieler und Sänger Meyer geladen worden, mit ihm nach dem Theater nach Hitzing zu fahren. Ein Wagen für zwölf Personen, mit vier Pferden bespannt, stand bereit. Alle meine Freunde stiegen mit mir ein und wir fuhren — — am Thore meines Wohnhauses an. Läufer mit Fackeln und Bediente in Livreen halfen uns aus dem Wagen und wir traten in den Garten, welcher festlich beleuchtet war; mein Bild, bekränzt und mit farbigen Lampen umgeben, hing an einem Baume. Capellmeister Seyfried hatte für ein Vocalquartett eine Fuge (da er wußte, daß ich Fugen sehr liebte) auf das einzige Wort „Nazerl" geschrieben, welche abgesungen wurde, es wurde soupirt, gekegelt, und Dupré brannte ein Feuerwerk ab.

Diese Ueberraschung hatte mir mein Freund Fuchs bereitet.

Am 1. August 1807 wurde meine Parodie „Roderich und Kunigunde“ im Theater an der Wien zum ersten Male gegeben. Selten hat noch ein Theaterstück ein ähnliches Schicksal gehabt. Die Personen wurden damals von lauter ernsten Schauspielern dargestellt, welches eigentlich ganz zweckmäßig ist: allein das Publicum wußte nicht recht, was es daraus machen sollte. Da zu jener Zeit eben die Rettungsopern und Melodramen recht im Gange waren, so hielten einige das Stück für eine ungeschickte Bearbeitung eines wirklich ernsthaften Stoffes. Andere ärgerten sich darüber, daß man ihre herzzerquetschenden Lieblingsspectakel so herabziehe und lächerlich mache, und noch Andere (und diese hielten sich für die Gescheidesten) erklären es für baaren Unsinn. Kurz, die Parodie wurde ausgezischt, und jetzt, nach einem halben Jahrhunderte, ist sie ein Lieblingsspectakel der Wiener und gilt als Musterparodie. So ändern sich Zeiten und Menschen.

Ich wurde endlich des Aufenthaltes bei meinen Tanten und der Herrschaft, welche diese beiden alten Frauen über mich behaupten wollten, überdrüßig und zog von ihnen weg. Ich wurde damals mit dem nachherigen beliebten Schauspieler Küstner bekannt, und wir mietheten uns mit einander ein Zimmer im Nicolaihof.

Da ging es nun freilich sehr burschikos her. Wir hatten miteinander ein Zimmer, oft einen Geldbeutel und theilten und genossen noch manches andere gemeinschaftlich.

Das währte aber nicht lange, denn Küstner ging zum Theater, und ich bezog eine eigene Wohnung im Hause meines Freundes Hassaurek im Ballgäßchen im „Blumenstöckchen.“

Die Jahre, welche nun folgten, waren die fröhlichsten meines Lebens. Bei Hassaurek und seinem Freunde Appel, der auch mit uns in demselben Hause wohnte, gab es mitunter Gesellschaft, splendide Gastmahle und andere Lustbarkeiten. Wir spielten im Winter Komödie und im Sommer im kaiserlichen Schloßtheater zu Schönbrunn.

Einen Sommer wohnte ich im sogenannten Erzherzog Carlhause in Penzing, uud da trug sich eine Begebenheit zu, welche ich erzählen will.

Als im Herbste die Abende kühler wurden und die Blätter zu fallen begannen, brachte ich die Stunden von acht bis eilf Uhr Abends gewöhnlich in dem sehr besuchten Kaffeehause zu Hietzung zu, wo ich eine angenehme Gesellschaft fand. Wir schwatzten, tranken unsere Kanne Bier und trennten uns meistens erst gegen Mitternacht. Um dann nicht den längern, oft sehr staubigen Weg um den Schönbrunner Garten nehmen zu müssen, hatte ich mir einen Schlüssel zum kleinen Gartenthürchen — welches um 10 Uhr geschlossen wird — zu verschaffen gewußt und ging auf diese Art durch die lange Linden- und Kastanienallee, welche, mit der Gartenmauer eingeschlossen, schnurgerade zum Schlosse führt. Die Bäume, welche diese Allee bilden, sind sehr alt und stark, und die Allee ist daher selbst bei hellem Tage dunkel, des Nachts aber, wenn di Laternen verlöscht sind, sieht man keinen Stich, und muß sich sorgfältig fein in der Mitte halten, um sich den Kopf nicht gegen einen Baum zu stoßen.

Es war gegen Mitternacht, als ich in einem trüben, nur sehr spärlich vom wolkenverschleierten Monde erleuchteten Septembernacht das Kaffeehaus verließ und mit meinem treuen Begleiter, meinem Pudel Castor, dur ch die

Allee dem Schlosse zuwandelte. Castor war so dressirt, daß er immer vor, nie hinter mir lief, und nur manchmal in Sprüngen wieder zu mir zurückkehrte, um zu sehen, ob ich ihm folge, und auch zugleich mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß er es nicht verloren habe.

Wir hatten diesen Abend im Kaffeehause eben über Gespenster gesprochen, mehre Histörchen dieser Gattung waren erzählt worden, und ich schlenderte, von dem Abenteuerlichen noch ganz erfüllt und aufgeregt, langsam meinen Weg dahin. Da schlug die Thurmuhr des Schlosses Mitternacht, und noch hallte der letzte Schlag dumpf nach, als ich plötzlich aus meinen Träumereien durch ein lautes Gebelle meines Castors geweckt wurde. Diesem Gebelle folgte, bevor ich noch Zeit gewann, dem Hunde zu pfeifen. ein Geheul, und also heulend und winselnd lief der Hund hinter mir zurück, so weit er nur konnte. Jetzt rief ich ihn beim Namen und pfiff ihm, aber der sonst sehr gehorsame Hund war nicht mehr zu bewegen, zu mir hervor zu kommen, sondern immer heulend schlich er zwar nähert blieb aber in einer Entfernung von einigen Schritten hinter mir zurück.

Dadurch aufmerksam gemacht, blieb ich stehen, sah vor mir in die Dunkelheit hin und lauschte: da vernahm ich fernen dumpfen Schall, wi: Tritte eines ungewöhnlich kräftigen Wesens, und alsbald wurde ich auch in einer Höhe von anderthalb K:aftern ein Lichtchen gewahr, welches sich so bewegte, als ob es von Jemand getragen würde, der sich gegen mich bewegte. Ich stutzte, es schauerte mir eiskalt über den Rücken; aber gewohnt etwas Unbegreiflichem immer kühn entgegen zu gehen, blieb ich, unverwandten Blickes auf das ferne Lichtlein starrend, das ferne

mir jetzt wie ein vollendetes Feuerauge vorkam, mitten im Wege stehen. Und langsam bewegte sich nun das Flämmchen immer näher, und näher hallte auch der schwere Tritt, welcher Schall sich auch mit einem Schnauben mischte, das ich jetzt deutlicher vornahm, und — plötzlich wurde mir ein ungeheurer behaarter Kopf im Dunkel hart vor mir sichtbar, der sich hin und her bewegte. Er schien einem ganz behaarten Manne anzugehören, der das Lichtlein auf einer Stange trug, und noch ängstlicher heulte mein Castor. Das Ungethüm öffnete einen fürchterlichen Rachen, ich aber war meiner nicht mehr mächtig und sank seitwärts auf eine steinerne Bank, unter welche sich der Hund heulend verkroch.

Als ich meine Hände, die ich unwillkürlich vor die Augen gedrückt hatte, wieder wegnahm, war das Ungethüm schon vorüber. Mit neuem Muthe rief ich ihm nach „Wer ist da?“ — und eine Stimme von oben herab antwortete mir: „N u n ! — i c h b i n s, der K a m e e l - J o s e p h !“ Da erklärte sich mir das ganze Räthsel. Man hatte an diesem Tage in der Stadt auf dem Theater ein Prunkstück aufgeführt, wozu man aus der Menagerie in Schönbrunn das Kameel gebraucht hatte. Das Stück endete spät, und der Wärter kam mit dem schwerfälligen Thiere, auf welches er sich, seine Laterne in der Hand haltend, gesetzt hatte, erst um Mitternacht nach Schönbrunn zurück.

Heute konnte ich unmöglich mehr lachen, aber am folgenden Tage lachte ich über mein Abenteuer recht herzlich. Wer hätte aber auch in Oesterreich Nachts um 12 Uhr vermuthen können, einem Kameele zu begegnen?

Welchem jungen Manne sind nicht Schauspielerinen gefährlich gewesen? Auch mir waren sie es. Allein Eine,

die ich liebte, hat mir auf immer die Augen geöffnet, und ich sehe Schauspielerinen jetzt nur als Spielzeuge an, mit denen man sich recht angenehm unterhalten kann, ohne mehr von ihnen zu begehren. Sie spielen immer und überall Komödie, und die Stücke, in denen sie auch im Leben spielen, sind manchmal kürzer, manchmal länger, je nachdem sie Gefallen an ihrer Rolle oder an ihrem Mitspielendem finden, aber die Komödie nimmt dann doch ein Ende, der Vorhang fällt, und man sieht die Schauspielerin ihres Flitterstaates entkleidet ganz anders, als man sie beleuchtet von der Flamme, welche sie in uns zu entzünden und so lange zu nähren wußte, gesehen hat.

Varietas delectat. Dieser Spruch ist die Ursache, welche junge Männer so sehr zu Schauspielerinen hinzieht. Man sieht in ihr in jeder Rolle eine Andere; sind aber diese Rollen ausgespielt, hat sie uns durch Darstellung so vieler Charaktere entzückt, so findet man bei so vielen Schauspielerinen, Frauen ohne Charakter.

Hört meine Geschichte ihr jungen Herren.

Fräulein X — — war eine brave Schauspielerin und ein schönes Mädchen, wenigstens galt sie noch für ein solches, obschon sie schon ein zwölfjähriges Söhnlein von einem Schauspieler aufzuweisen hatte. Ihr Benehmen war angenehm und liebenswürdig, und sie trug sogar eine gewisse Sittsamkeit zur Schau. Das Feld, auf welchem ich damals Siege zu erringen suchte, waren die Breter, welche die Welt bedeuten, und ich war daher auch heimisch zwischen den Coulissen.

Die Bekanntschaft war bald und leicht gemacht, und ich lag selig in dem Netze des Mädchens. Ich glaube, daß sie wirklich Gefallen an meiner Person und meinem Um-

gange fand, und daß ihr besonders meine ganze Hingebung gefiel, denn in anderer Hinsicht besaß ich nicht Mittel genug, um ihr kostbare Geschenke zu machen oder Vergnügungen zu verschaffen. Sie schien auch damit zufrieden zu sein, was ich that, weil sie wohl sah, daß ich alles that, was ich konnte; ich lobte sie in Journalen, ich machte Gedichte auf sie, ich befand mich stets im Theater, wenn sie spielte, ich saß an ihrem Bette, wenn sie unwohl war, ich brachte ihr wohl auch Blumen und andere kleine Geschenke, die ich eben erschwingen konnte; kurz ich war recht unsinnig in sie verliebt.

Ich kann aber nicht lieben, ohne eifersüchtig zu sein wie ein Türke. Welche Qualen litt ich, wenn ich sah, wie sie — die immer Liebhaberinen spielte, sich so zärtlich auf der Bühne an ihren Liebhaber anschmiegte, wie sie auch außer der Bühne mit andern Männern koste und scherzte. Ich hatte immer Muthmaßungen, sie sei mir nicht treu, und wendete alle Mittel an, um mich davon zu überzeugen. Ich hatte ihre Magd in meinem Solde, die mich auch dafür immer auf eine falsche Spur leitete, ich stieg öfters hinten auf dem Theaterwagen auf, wenn sie mit demselben nach Hause fuhr, aber vergebens.

Endlich ereignete sich etwas, was ich mir noch heute entweder gar nicht oder nur auf eine das Fräulein X — nicht ehrende Art erklären kann.

Sie unternahm eine Reise nach Graz, um daselbst Gastrollen zu geben, und bat mich, während ihrer Abwesenheit in ihrer Wohnung zu bleiben. Ich erfüllte ihren Wunsch mit Vergnügen, denn mir war es einerlei. wo ich wohnte.

Am Tage vor ihrer Abreise, als sie die Vorbereitung

zu ihrer Reise machte, sperrte sie ihr Silberzeug, beiläufig 800 fl. werth, vor meinen Augen in die erste Lade ihrer Commode, und drang in mich, den Schlüssel dazu zu übernehmen, weil, wie sie sagte, Feuer entstehen, und ich dann ihre beste Habe retten könnte; ich weigerte mich, allein auf ihr Drängen nahm ich den Schlüssel, und sie reiste am nächsten Morgen ab.

Sie blieb vier Wochen abwesend, ich war während dieser ganzen Zeit in ihrer Wohnung, schlief daselbst, und es besuchte mich da nur ein einziger guter Freund, welcher mich zu einem Spaziergang abholte.

Sie kam wieder zurück, ich gab ihr den Schlüssel, den ich nie gebraucht hatte; sie schloß den Kasten auf und — das Silberzeug war fort. Wir standen Beide starr vor Schrecken und wußten nicht, was wir denken oder sagen sollten.

Als ich mich vom Schrecken erholte, nahm ich Stock und Hut, um auf der Polizei ohne Verzug die Anzeige zu machen. Emilie, so hieß sie, suchte mich aber auf alle mögliche Art, besonders durch den Umstand, daß ich ganz allein in der Wohnung war, und ich daher einer strengen Untersuchung unterzogen werden würde, von dieser Anzeige abzuhalten, ja sie brach sogar in Thränen aus und sagte, sie wolle lieber den Verlust tragen, als mich einem so schimpflichen Verdachte ausgesetzt zu wissen. Ich aber antwortete ihr, da ich mir keiner Schuld bewußt sei, so habe ich nichts zu fürchten, und ging auf der Stelle in das Polizeibureau, wo ich dem Commissär die ganze Geschichte erzählte.

Sehr sonderbar! sagte er und schüttelte lächelnd den Kopf.

Es vergingen zwei Tage, dann bekam auch Emilie eine Vorladung zur Polizei, wo sie am folgenden Tage erscheinen sollte. Sie schien trostlos darüber. Aber denselben Tag Abends, als ich sie besuchte, kam sie mir voll Freude entgegen und sagte mir, es sei ein Franziskaner bei ihr gewesen, und habe ihr mitgetheilt, es habe ihm Jemand in der Beichte eröffnet, daß er aus ihrem Kasten Silber entwendet habe, und ihn gebeten, sich zu erkundigen, wie hoch der Werth dieses Silberzeuges sei, er wolle jeden Preis dafür bezahlen, wenn man alle weiteren Nachforschungen unterdrücken wolle. Sie habe den Werth auf 800 fl. angesetzt, und diese Summe von dem Franziskaner eine halbe Stunde nachher auch baar erhalten, und sie bitte mich daher, sogleich noch einmal auf das Polizeibureau zu gehen, um jede fernere Untersuchung niederzuschlagen.

Ich wußte wahrhaftig nicht, was ich denken sollte; die ganze Geschichte kam mir sonderbar vor, und es stiegen Zweifel in mir auf, welche für Emiliens Charakter eben nicht vortheilhaft waren; und als ich die Sache dem Polizeicommissär meldete, lächelte er wieder und sagte: „Nun, das hat sich ja recht schnell und auf eine unglaubliche Art gemacht. Er dachte vermuthlich dasselbe, was ich dachte.

Von diesem Augenblicke verminderte sich meine Zuneigung zu Emilien, ich beschloß, auf meiner Hut zu sein und Alles aufzubieten, um Gewißheit zu erlangen, ob ich nicht auch auf einer andern Seite der Betrogene sei.

Emiliens Magd, welche ich in meinem Solde hatte, vertraute mir, es komme öfters ein vornehmer Herr, ein Graf, des Abends, wenn ich weggehe, zur Frau, und bleibe lange, oft auch bis gegen Mitternacht hier. Ich spähte nun zu allen Stunden des Tages und der Nacht um das

Haus herum, und sah wirklich einmal, wie Graf . . . y, den ich wohl kannte, erst auf Emiliens Fenster hinaufblickte, bei welchem ein rothes Tuch hing (vermuthlich das verabredete Zeichen, daß Emilie allein sei) und dann schnell in das Haus schlüpfte. Ich stürzte ihm nach, und als er bei ihrer Thüre anläuten wollte, faßte ich ihn wüthend bei der Brust und warf ihn zu Boden.

Ich hörte nur noch einen ungarischen Fluch und den Nachruf: Das sollst du mir büßen, infamer Bursche.

Als ich Emilien meine Heldenthat erzählte, wurde sie zornig darüber, es entspann sich ein Streit zwischen uns, der damit endete, daß ich mich aufs Nimmerwiedersehen von ihr empfahl.

Vierzehn Tage gingen vorüber, ohne daß ich sie besuchte, da erhielt ich plötzlich einen freundlichen, ja zärtlichen Brief von ihr, worin sie mich bat, nicht länger zu zürnen, betheuerte, sie könne ohne mich nun einmal nicht leben, und mich aufforderte, heute Abends auf das Theater, wo sie vor einem Ballete in einem kleinen neuen Stücke eine Rolle zu spielen habe, zu kommen.

Ich selbst fühlte noch einige Neigung für sie, erfüllte also ihren Wunsch und fand mich Abends vor der Vorstellung in ihrer Garderobe ein.

O Weiber! Weiber! gleißnerische Wesen! Ihr könnt uns mit einer Hand schmeicheln, und mit der andern uns einen Dolch ins Herz stoßen. Ihr lächelt uns an, und steckt uns hinter dem Rücken den Narren. Hört was geschah, und hört auch, wie ich mich rächte.

Als ich in die Garderobe trat, umarmte sie mich zärtlich und drückte ihre Freude über unsere Wiedervereinigung aus, dann sagte sie mir, sie habe eine Loge genommen,

weil sie gerne das neue Ballet sehen möchte, und doch nach ihrem Spiele im Vorstücke nicht unter das Publikum gehen könne; sie bat mich, einstweilen in ihre Loge Nr. 4 hinauf zu gehen, sie werde mir nach dem Vorstücke nachfolgen.

Ich ging, aber es kam mir mit der Loge nicht ganz geheuer vor. Ich fragte also bei der Theatercasse, wo immer ein Logenrapport liegt, wer heute die Loge Nr. 4 genommen habe. Man sagte mir, Graf . . . y.

Ich war wüthend. — Ich sollte mich also in die Loge setzen, welche ihr Souteneur für sie bezahlt hatte? Schändliche Zumuthung!

Ich begab mich wieder auf die Bühne und wartete, bis das Vorstück zu Ende war, und als sie mich fragte, warum ich nicht in der Loge geblieben sei, antwortete ich ihr, es sei mir zu heiß gewesen, und wenn sie umgekleidet sei, wolle ich mit ihr mich dahin begeben.

Ich stellte mich mitten auf die Bühne, wo zwischen einem Stücke und einem Ballete sich Alles zu versammeln pflegte, und erwartete sie. Sie kam, gab mir ihren Arm und sagte: Nun komm in die Loge! Ich aber antwortete, sie von mir stoßend: Nein, ich komme nicht, und zitternd, nicht sprechend, sondern brüllend, damit es alle Umstehenden hörten, setzte ich hinzu, weil ich von nun an mit einer solchen Elenden, wie du bist, nichts mehr zu thun haben will.

Ich ging, sie aber saß dennoch ganz ruhig in der Loge, und wenn sie mich später begegnete, fragte sie ganz freundlich und als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre, um mein Befinden.

So lieben Schauspielerinen. —

Es war im Jahre 1807, als ich von dem Hofcapellmeister und berühmten Musikcompositeur Joseph Weigl,

welcher bei der Kaiserin Theresia sehr beliebt war, den Auftrag erhielt, für eine zu einem Hoffeste bestimmte Abendunterhaltung ein französisches Melodrama zu bearbeiten. Ich erhielt das französische Buch hiezu und dies war ein Gemenge von Ritterspectakel, Pantomime, Ballet, kurz von allem erdenklichen Unsinn. Es sollte aber auch noch Gesang und Spaß damit vermischt sein.

Ich machte das Zeugs zusammen und übergab es Weigl. Binnen wenigen Tagen sagte er mir, die Kaiserin sei damit zufrieden.

Das Stück hieß: „Die drei stummen Eremiten.“

Nun componirte Weigl die begleitende Musik, es wurden ganz neue Decorationen und Costume dazu gemacht, und in der Hofburg selbst ein Theater aufgeschlagen. Die Kaiserin saß bei allen Proben dabei, und auch mir war es erlaubt dabei zu erscheinen, weil es bald dort bald da Abänderungen zu machen gab.

Endlich kam der Tag immer näher, an welchem die Aufführung stattfinden sollte. Plötzlich erschien ein Leiblakei in meiner Wohnung, und beschied mich zur Kaiserin; er sagte mir, ich sollte ihm auf der Stelle folgen, ohne mich umzukleiden, so wie ich eben sei, denn die Kaiserin wolle mich unverzüglich sprechen.

Die Kaiserin sprach mich mit der ihr eigenen, Herzen gewinnenden Freundlichkeit an: „Lieber Castelli! Sie müssen mir noch einen Gefallen erweisen.“

Ich. Ihre Majestät haben zu befehlen.

Sie. In dem Stücke, welches Sie bearbeitet haben, muß am Schluße noch eine Scene in einem Salzbergwerke vorgehen; der Kaiser liebt diese Bergwerke sehr, und ich will die Decoration auf eine Art machen lassen, damit

ich zugleich eine Lotterie anbringen kann. Die einzelnen Steine im Schachte sollen mit Nummern versehen und in dieselben Gewinnste gelegt werden.

Ich war über diese Zumuthung ganz erschrocken, und erkühnte mich einzuwenden: Ihro Majestät, ich weiß wirklich nicht, wie ich das zuwege bringen werde ohne Zauberstab. Allein die Kaiserin antwortete sehr schmeichelhaft: Sie werden schon den Zauberstab in Ihrem Kopfe finden. Hier haben Sie das Buch, hier im Nebenzimmer habe ich Ihnen Schreibgeräthe bereiten lassen, auch werden Sie Wein und Imbiß finden; gehen Sie hinein, machen Sie gleich alles zurecht, und gehen Sie mir nicht fort, bis alles in Ordnung ist.

Was war zu thun? Ich mußte gehorchen. Bei einem vortrefflichen Imbiß und herrlichen Wein setzte ich mich nieder, erquickte mich vorerst, und ging dann an die Arbeit.

Da das Stück einen guten Ausgang hatte, so ließ ich am Schlusse aus dem nahe sein sollenden Schachte Bergknappen erscheinen, an deren Spitze einen Greis (welchen der herrliche Brockmann spielen mußte), eine Anrede halten, darin die mitspielende, im Stücke triumphirende Unschuld, zu einem Feste in der nahen Grube eingeladen wurde, und viele salbungsreiche und rührende Anspielungen auf den Kaiser vorkamen.

Die Kaiserin war damit zufrieden.

Am Tage der Aufführung erhielt auch ich eine Einladung. Das Stück mußte natürlich gefallen; nur ereignete es sich, daß der Kaiser mitten in der Hauptscene abgerufen wurde, und eine Glockenstunde wegblieb, bis er wieder erschien. Vermuthlich hatte er über der wichtigen

Unterredung, welche er hatte, das früher Gehörte und Gesehene schon vergessen; das schadete aber auch nicht, denn das Ganze hatte eigentlich wenig Sinn, und die Zuhörer vertrieben sich unterdessen die Zeit mit Genuß von Erfrischungen aller Art.

Am Schlusse hatte nun das Fest im Schachte statt. Ein kleiner Bergknappe erschien und zog Nummern aus einer Vase. Dieselben Nummern waren auch auf den Salzsteinen zu lesen, und darunter die Namen Derjenigen, welche mit den Gewinnsten zu betheilen waren.

Mir fiel der einzige Spaß zu, welcher sich unter den Gewinnsten befand. Der Ausrufer rief nämlich: Der Verfasser des Stückes, Herr Castelli, gewinnt — den Unterrock der Hekuba. Alles lachte, und mir wurde ein alter sogenannter abgenähter Marseillerock übergeben.

Der Kaiser lachte auch, sagte aber der Kaiserin etwas in's Ohr und diese etwas der Erzherzogin Marie Louise, welche dann zu mir trat und mir zwei silberne Leuchter, welche sie gewonnen hatte, übergab und den Rock mir abnahm.

Ich bedurfte damals nothwendiger Geld als silberne Leuchter, darum verkaufte ich diese schon am folgenden Tage, allein jetzt bereue ich, dieses aus den Händen Marie Louisens empfangene Erinnerungszeichen weggegeben zu haben.

Von der Kaiserin erhielt ich in einigen Tagen durch Weigls Hand ein Honorar von 30 Ducaten.

Bald darauf starb die als Gattin und Mutter so vortreffliche Kaiserin, und die bösen Wiener Mäuler sagten, sie sei an meinem Stücke gestorben.

In diesem Jahre führte ich ein wahres Sybariten-

Ney Ordinär!

leben, that in meinem Amte so viel als ich eben mußte. Freilich kam mir dabei zu statten, daß ich mit einer außerordentlichen Leichtigkeit arbeitete, und in einer Stunde meine Aufgaben zu Stande brachte; daher konnten mir meine Vorgesetzten auch keine Vorwürfe machen, und mich darauf fußend, war ich auch so keck, daß ich jeden Verweis mit Effronterie lächerlich machte. Dadurch schüchterte ich die Herren ein, und da ich meine Arbeiten zur Zufriedenheit vollbrachte, so sagten sie zuletzt: Mit dem Menschen ist nichts anzufangen, und ließen mich gewähren.

Ich will ein Paar solcher Fälle anführen, nicht etwa mich mit meiner Keckheit zu prahlen, sondern weil sie wirklich sehr komisch sind.

Ich war eines Nachmittags vom Amt weggeblieben, da fragte mich mein Rechnungsrath: „Warum sind sie denn gestern Nachmittags nicht gekommen?" — Weil ich heute Nachmittag nicht kommen kann, antwortete ich barsch, und er ging und lachte verstohlen.

Die Amtsstunden begannen um 9 Uhr Morgens, ich kam aber sehr selten vor ein Viertel nach 10 Uhr, so daß alle Beamten die Glocke, welche um $^1/_4$ auf 11 bei den Minoriten geläutet wird, die Castelliglocke nannten. Eines Tages kam ich wieder so spät in das Amt und der Buchhalter kam mir entgegen, hielt seine Uhr in den Händen, und sagte: „Ich habe Sie schon öfters ermahnt, zu den festgesetzten Amtsstunden zu kommen, und heute ist's schon wieder $^1/_4$ auf 11". Da zog ich meine Uhr heraus, zeigte sie ihm und antwortete: „Ich bitte um Vergebung. Herr Buchhalter, Ihre Uhr geht zu spät, die meinige zeigt schon $^1/_2$11." Ganz verblüfft sprach er kein Wort mehr,

Außer meinem Amte spielte ich fleißig Komödie, war

mit allen Schauspielern des Theaters auf der Wieden verbrüdert, besonders hatte ich bei dem Regisseur Sebastian Mayer immer freien Tisch; ich liebte auch das Kartenspiel sehr und gewann und verlor von meinem Beutel bedeutende Summen, der Gewinn überstieg aber doch allmonatlich den Verlust. Mit meinen Freunden besuchte ich auch vornehmere Gasthäuser, und aß und trank nobel. Kurz ich war gegenüber meinen schmalen Einkünften ein Verschwender. Ich machte Schulden, zahlte sie wieder, machte neue Schulden, und so kam es, daß ich manchmal wenn ich von einem Gelage wegging, nicht einen Groschen für den Hausmeister mehr im Sacke hatte. Dennoch lebte ich in Saus und Braus fort.

In diesem Jahre spielte unsere Dilettantengesellschaft im sogenannten Erzherzog Carl Hause in Penzing Komödie. Ich und Kronenfels wohnten auch in diesem Hause und dirigirten die ganze Schauspielerwirthschaft.

Zu dieser Zeit lernte ich auch den jungen Dichter Stoll kennen, den Sohn des berühmten Arztes dieses Namens. Er genoß zu dieser Zeit einen ehrenvollen Ruf, welcher durch ein Paar Gedichte und sein unaufführbares Lustspiel: „Die Schnecken,“ entstand, allmälig schwächer wurde und endlich mit ihm ins Blaue verschwand, wohin auch seine wenigen Werke sich verloren.

Ich lernte da auch einen reichen Italiener Namens Zanchi kennen, den ich nur seiner noblen Passion wegen hier nenne. Er besaß nämlich ein halbes hundert Tabakpfeifen, welche alle statt mit Silber mit Gold beschlagen, und daher durch das Anrauchen eine röthliche Farbe bekamen.

Ich hatte in meinem Leben viele Freundschaftsbunde

geschlossen, welche bald kürzer, bald länger dauerten, und theils durch gleiche Zwecke, gleiche Vergnügungen und andere Umstände sich bald knüpften, sich aber auch eben wieder lösten; nur zwei Freunde kann ich nennen, welche diesen Namen ganz verdienten. Der Eine war in dieser frühen Zeit ein Herr Klotz, damals das Factotum bei dem Großfuhrmann Dietrich, einer der liebenswürdigsten, sanftesten, hingebendsten und anhänglichsten Menschen, die ich je kennen gelernt habe. Der Zweite ist der Dichter Johann Gabriel Seidl, den ich erst später fand, der aber noch jetzt mit derselben Innigkeit an mir hängt, wie ich an ihm. Wir werden uns auch bis zum Tode nicht mehr trennen.

Im Jahre 1808 machte ich die Bekanntschaft eines Mädchens, welches Jeder, der es sah, gewiß nicht mit „Fräulein", sondern „Frau" angesprochen haben würde, denn ihr Körperbau war außerordentlich üppig. Das war aber eben nach meinem Geschmack. Ich habe nie eine Sympathie für die Sylphengestalten der Romanen-Schriftsteller mit blauen Augen, blonden Haaren und einem Gelsenleib gehabt, von dem man fürchten muß, er breche im nächsten Augenblicke. Ein solches ätherisches Wesen gehört meiner Meinung nach in einen Schrein unter einen Glassturz, und nicht in die Arme eines Mannes, der doch auch fühlen will, daß er etwas an sein Herz drückt.

Dieses Mädchen, das ich nur bei seinem Taufnamen, Josephine nennen will, hätten kurze Männerarme gar nicht umfassen können, denn die Natur hatte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit ausgepolstert, und ihre Abstammung von einem dicken Bierwirth konnte nicht zweifelhaft sein.

Uebrigens war Josephine auch ziemlich gebildet, und

da ich sie suchte, ließ sie sich gerne finden. Die Liebschaft, (ich konnte nie ohne eine solche sein), war bald angeknüpft, die Eltern hatten nichts dagegen einzuwenden, daß ein gnädiger Herr Beamter, der schon 400 fl. Besoldung hatte, ihrer Tochter die Cour machte.

Josephine war aber ungeachtet ihres stattlichen Körperbaues kränklich, sie besaß schwache Nerven; da saß ich denn oft Stunden lange an ihrem Bette, und suchte sie durch meine Plaudereien aufzuheitern, sie war noch zärtlicher und hingebender zum Dank für die Stunden, die ich ihr opferte, aber die Stunden gingen vorüber, und ich hatte keine zu bereuen.

Ich genoß auch viel Vergnügen in diesem Hause, und besonders war mir des Vaters viel besuchte Bierstube sehr willkommen. Immerfort seufzen, liebkosen und liebeln wird am Ende auch dem Verliebtesten zu viel. Wenn ich es also genug hatte, so ging ich zu ebener Erde in die Kneipe, trank mein Glas Bier, aß meinen Rostbraten, und hörte dem Harfner zu, welcher da zweimal in der Woche seine komischen Lieder sang.

Ich glaube, es sei hier am Platze, Einiges über die damaligen Volkssänger mitzutheilen.

Es gab damals weniger sogenannte Volkssänger als jetzt, sie waren auch nicht präzios, sondern wahre Bänkelsänger; auch bezahlte man keinen Eintrittspreis, sondern der Mann ging entweder selbst oder durch seinen Mitgehilfen bei den Gästen sammeln. Es befand sich auch keine ganze Gesellschaft und kein Clavierklimperer dabei.

Der beste und beliebteste war der unter dem Namen d e r b l i n d e P o l d l bekannte. Es war ein großer Mann mit einer ausgiebigen Stimme und wirksamem

Vortrage begabt. Er saß mit seiner Harfe, welche er gar nicht schlecht spielte, auf einem erhöhten Gerüste, und sang Alles allein, Anfangs ernsthafte Lieder, dann komische; an Zoten fehlte es eben auch nicht. Es gab viele junge Schriftsteller, welche ihm die Lieder verfaßten, und sich nicht wenig darauf einbildeten, wenn eines zur Wiederholung verlangt wurde. Man erkannte die Verfasser leicht; denn sie standen meistens um ihn herum. Ich gestehe aufrichtig, daß auch ich einige Lieder für ihn verfaßte, und wenn ein solches gesungen würde, so brachte mir der Wirth, der Vater meiner Geliebten, immer eine Extraspeise als Honorar.

Ich will hier eines dieser meiner Lieder, welches ich unter meinen alten Schriften fand, mittheilen, und bitte im Voraus um Vergebung dafür; aber ich will dadurch nur zeigen, von welcher Art die Harfenistenlieder damals waren, da dieses unendlich gefiel und fast immer zweimal wiederholt werden mußte.

Der Italiener mit seiner Laterna magica.

Chor nach jeder Strophe.

Schöne Laterna magica,
Raritäten, ha ha ha!

Seh sie große Wienstadt! hier
Stell sie sick sein Großeit für,
Die Thurm ams lauter ohle Knöpf,
Die Leut ams lauter ohle Köpf.

Daß von so viele tausend Leut
Nit Alles kann sein brav und scheidt,
Versteht sich wohl, wie könnten denn
So viele Advokaten bsteh'n.

Seh Sie große Graben hier,
Wo sich Madel h'rumspazier,

Alles kriegt man auf der Welt,
So auch Madel hier um Geld.

Seh Sie hier groß General,
Tanz sie in Redoutensaal,
Thu sie lieber hier scharmir
Als vor Feind inaus marschir.

Seh Sie Mann mit große Bauch,
Aben Kupfernasen auch,
Wer sie sans, kann leicht errath,
San Sie gar geheime Rath.

Schau sie an gerechte Aus,
Mandel steht mit Wag eraus,
Ann Schaln steigt stark inauf,
Auf andere sans Dukaten drauf.

Schau Sie hier die viele Plätz,
Wo sie Hund auf Ochsen hetz,
Heiß sie Platz der Ochsenstand,
Wo sie Wiener schärf Verstand.

A voila die groß Gebäud,
Wo studir die junge Leut,
Ja studir, drum geh sie hin,
Aber lieber schlafen drin.

Jetzt sans Raritäten aus,
So saut großer Wienstadt aus,
Zeigen kann ich nixi mehr,
Zahl Sie Kreuzer, liebe Herr.

Um wieder auf meine Josephine zurückzukommen, so dauerte unsere Liebschaft fast zwei Jahre, dann mußte ich von Wien fort, wie man später lesen wird.

Den Abend vor meiner Abreise brachte ich noch bei Josephinen zu. Der Abschied war herzbrechend, und das Bier, welches mir meine Hebe kredenzte, war mit Thränen gesalzen, aber es schmeckte mir doch. Wir gaben einander

Versprechungen von Liebe und Treue, welche so weit gingen, daß sie sogar schwur, mir treu zu bleiben, und wenn ich auch drei Monate abwesend bleiben sollte. Die Gute hat ihren Schwur redlich gehalten, allein ich blieb leider sieben Monate abwesend, und sie ist mir daher auch untreu geworden.

Vergessen hat sie mich aber doch nie. Sie heiratete später einen Beamten, und kam in sehr üble Umstände, und am Ende sogar in Dürftigkeit.

In allen Lagen ihres Lebens nahm sie Zuflucht zu mir, und ich rieth und half ihr, wo und wie ich konnte.

In ihrem Alter begab sie sich, da ihr Mann gestorben war, zu ihrer in Krakau verheirateten Tochter und sandte mir dort im Jahre 1857 von ihrer Hand noch in ihrem 70. Jahre gestickte Pantoffeln.

Im Jahre 1808 ließ ich mein erstes dramatisches „Sträußchen" erscheinen, und dieses erlebte zwanzig Jahrgänge. Es enthält 73 größere und kleine, die meisten von mir nach französischen Originalien bearbeitete, und auf dem Hofburg- und den übrigen Theatern Wiens gegebene Stücke. Die meisten derselben haben bei der Aufführung großen, andere minderen Beifall gehabt, aber ausgezischt wurde auch nicht eines.

Dieses auch den Provinzbühnen sehr willkommene Bühnenrepertorium würde auch noch mehre Jahrgänge erlebt haben, wenn der Verleger Wallishausser nicht gestorben wäre; denn ich habe bis jetzt 199 Stück geschrieben.

Ich hatte bereits mehre Stücke und Opern, sowohl für die Hofbühnen, als auch für das Theater an der Wien geschrieben, welche sämmtlich den Beifall des Publicums

erhalten hatten, als der Hofcapellmeister Joseph Weigl mich aufforderte, für ihn eine Oper zu schreiben.

Ich kannte schon mehre Opern von diesem Tonsetzer und wußte, daß er das Idyllische, das Natürliche, das Gemüthliche durch seine zarte, innige und melodienreiche Composition am besten wiederzugeben verstand, und suchte also einen passenden Stoff.

Da kam mir ein kleines, einactiges, französisches Vaudeville, betitelt: Pauvre Jacques in die Hände, dessen Kern mir passend schien, und bei welchem mich die Hoffnung alsogleich erfüllte, etwas Gutes daraus machen zu können.

Ich brachte es Weigl, er las es, schien aber nicht viel Lust zur Composition zu haben, weil er es gar zu einfach hielt und nicht glaubte, daß sich passende und hervorstehende musikalische Situationen darin anbringen ließen. Er meinte, ich sollte das französische Vaudeville vor Allem die beiden Sänger Vogl und Weinmüller, seine Freunde und Rathgeber, lesen lassen und ihre Meinung darüber einholen. Ich aber sagte ihm, daß ich das nicht thun, sondern die Oper früher nach meinem Sinne bearbeiten wolle, weil ich überzeugt sei, daß es mir glücken werde, ein das Gemüth treffendes Werk daraus zu gestalten.

Ich ging also an die Arbeit. Ich darf hier sagen, daß ich das Buch der „Schweizerfamilie“ mit vollem Rechte mein Werk nennen kann; denn ich entnahm nur die Hauptidee dem französischen Vaudeville; Charakteristik, Scenenreihe, Dialog, Situirung und Ausführung der Musikstücke, Alles dies ist mein Eigenthum. Wollte man dieses eine Bearbeitung oder gar eine Uebersetzung nennen, so gäbe es wenig Originalwerke in der Welt.

Als ich den ersten Act Weigl überbrachte, fand er ihn außerordentlich gelungen, und besonders sprach ihn der Text zu dem Musikstücke: „Setz' dich, liebe Emmeline" und jener des Terzettes zwischen Vater, Mutter und dem Grafen so sehr an, daß er, ohne die übrigen beiden Acte abzuwarten, gleich zur Composition schritt. Aber wird man mir es glauben, eben die herrliche Arie der Emmeline: „Wer hörte wohl jemals mich klagen?" diese Arie, welche der Glanzpunct des ganzen ersten Actes wurde, schien ihm nicht zu gefallen, und er sagte mir, diese lasse sich gar nicht in Musik setzen. Erst als Vogl und Weinmüller den ersten Act gelesen, welche erkannten, welche tiefe Wirkung bei einer passenden Composition und gutem Vortrage in dieser Arie liege, und sie ihm zuredeten, sich diese Musiksituation ja nicht entgehen zu lassen, machte er sich an die Composition derselben, componirte sie aber dreimal, bis sie so vortrefflich gelungen war, wie sie ist.

Ich muß hier erwähnen, daß Weigl bei allen seinen Opern die einzelnen Musikstücke, wie er sie componirt hatte, gleich den Herren Weinmüller und Vogl, für welche er auch immer die vorzüglichsten Parte schrieb, am Clavier vorspielte und ihr Gutachten darüber einholte. Dabei wandte er sich aber auch an die competentesten Männer, welche die musikalische, dramatische und theatralische Wirkung ganz zu beurtheilen verstanden. Weinmüller, der dramatische Sänger par excellence, der zugleich ein ganz vortrefflicher Schauspieler war, und der, obschon von der Natur nicht sehr vortheilhaft körperlich begabt, mit seinem dicken Körper und großen Kopfe, und obschon er stets nachlässig, ja oft schmutzig gekleidet erschien, doch einen solchen Schmelz in der Stimme, einen solchen Ausdruck

im Vortrage besaß, daß er die Zuhörer bis zu Thränen rührte; und Vogl, der herrliche Schubertsänger und dessen erster Apostel, bei dem alles Körperliche eckig und unschön war, Bewegungen der Hände, der Füße und des ganzen Körpers, der Alles eher war als ein Schauspieler, der aber durch die Kraft der Töne und durch die rechte Färbung derselben die außerordentlichsten Wirkungen hervorbrachte, so daß er die Zuhörer hinriß und sie ihm alles Andere verziehen: das waren noch zwei Männer, wie man sie zu einer Oper braucht, welche eigentlich ein dramatisches Ganzes und nicht ein bloßer Ohrenkitzel sein soll.

Ich arbeitete nun auch die anderen zwei Acte und las dann die ganze Oper bei Weigl dem Trias der Richter vor. Alles gefiel, und nach den Worten des Duetts zwischen Richard und Jacob: „Es sind Thränen der innigsten Wonne" erhielt ich durch Weinmüller einen durch seine Hasenscharte am Munde etwas saftig gewordenen Kuß, und er sagte zu Weigl: Capellmeister, wenn du mir diese nicht herzendurchdringend componirst, so soll dich der Teufel holen. Weigl hat sie auch wirklich herzdurchdringend componirt, und Weinmüller und Vogl haben sie herzdurchdringend vorgetragen.

Ich glaubte nun mein Werk vollendet zu haben, allein es war nicht ganz so. Der Dichter muß mit dem Tonsetzer Hand in Hand arbeiten, wenn ein tüchtiges Kindlein zur Welt kommen soll. Bald ersuchte mich Weigl, an dieser oder jener Stelle noch um ein paar Verse, bald mußte ich anderswo ein paar wegstreichen, bei diesen Versen bat er mich um einen männlichen und bei jenen um einen weiblichen Ausgang. Bei den Theaterproben endlich mußte bald eine Rede gekürzt, bald eine andere etwas

verlängert werden. Die Kürzungen traten meistens im Parte Vogl's ein, weil das Sprechen weniger seine Sache war als das Singen. Vogl hat sich auch jede seiner Rollen selbst mundrecht gemacht, weil sein Mund nicht der rechte war.

Endlich am 14. März im Jahre 1809 wurde die Oper im Kärtnerthortheater zum ersten Male aufgeführt und mit Enthusiasmus aufgenommen. Die Besetzung war folgende:

Der Graf	Herr	Saal.
Durmann sein Verwalter	„	Demmer.
Paul	„	Hasenhut.
Richard Boll	„	Weinmüller.
Sein Weib	Mad.	Lembert.
Emmeline	„	Milder.
Jacob Friburg	Herr	Vogl.

Es war kein Beifall, es war ein Jubel im ganzen Hause, und die meisten Musikstücke mußten wiederholt werden.

Die Ehre hatte ich nun eingeerntet, wie sah es aber mit dem pecuniären Vortheil aus?

Schon lange ist es die allgemeine gerechte Klage in Deutschland, daß der dramatische Schriftsteller so geringen Ehrensold für seine Werke erhält, während in Frankreich sich die Schauspieldichter Häuser kaufen, Landhäuser bauen und noch außerdem von ihren gangbaren Werken eine jährliche Rente von 20, 50, 80 — 100,000 Franken, ja auch darüber, wie Scribe beziehen. Ihr Undankbaren! wenn Euch das Hofburgtheater in Wien und das Berliner Hoftheater Tantiemen gibt, und wenn Euch die übrigen Hoftheater auch nur 6 Duc. und die kleineren Provinzial-

bühnen nur 3 Duc. für ein Stück bezahlen, was wollt Ihr noch mehr? Hört die Geschichte meiner „Schweizerfamilie“ und Ihr werdet Euch Crösusse dünken im Gegensatze zu mir.

Die „Schweizerfamilie“ erfreute sich eines europäischen Rufes, welcher in größerem Maße der vortrefflichen classischen Musik *Weigl's*, aber nebenbei auch meinem Buche zu danken ist. Es ist keine, wenn auch noch so kleine Bühne Deutschlands, auf welcher diese Oper nicht gegeben worden ist, und wo sie nicht gefallen hätte. Lange war Emmeline das Steckenpferd aller Sängerinen, welche sich zutrauten, daß sie nebenbei auch Schauspielerinen seien. In Wien ist diese Oper über 100 Mal gegeben worden. Sie ist in das Französische, Italienische, Russische, Dänische übersetzt; und was hab' ich für mein Buch eingenommen? — Rathet! — Nein, Ihr könnt es nicht errathen. — Also hört und schaudert! Ich habe für das Buch meiner „Schweizerfamilie“ in Allem Summa Summarum in Conventions-Münze 8 fl. (ich muß es aber schon mit Buchstaben schreiben, sonst könntet Ihr glauben, der Setzer habe ein paar Nullen weggelassen) sage also: *acht Gulden Conv.-Münze* Honorar erhalten.

Ihr wundert Euch? Ihr lächelt? Ihr traut meinen Worten nicht? Ihr fragt, wie das möglich sei? Ich will es Euch erklären: Ich erhielt von der Direction einhundert Gulden in Bankozetteln. Nun dividirt diese 100 mit 5 so ergibt sich eine Summe von 20 fl. Wiener Währung, und diese wieder mit $2\frac{1}{2}$ dividirt, so zeigt sich das Facit mit 8 fl. CM.

Ich glaubte schon ein reicher Mann zu sein, als ich diese 100 fl. in der Tasche hatte; denn ich lebte damals

sehr kümmerlich, mein Schneider und mein Schuster freuten sich mit mir. Ich ließ den Text auch gleich bei der ersten Aufführung bei Wallishausser drucken, und verlangte von diesem als Honorar nichts als 25 Freiexemplare. Lieber Himmel! Ich war ja ohnehin der allerglücklichste Schriftsteller, ich besaß 100 fl. und genoß die Ehre mich gedruckt zu sehen, konnte hier ein Exemplar an Fräulein X. und dort eines an Fräulein Y. verschenken, die von nun an gewiß einen Respect vor dem großen Dichter haben würden. Ach, was ging ich da an Tagen, wo mein Name an allen Straßenecken angeschlagen war, mit emporgestrecktem Kopfe auf dem Kohlmarkte und Graben herum, und glaubte, Jedermann müsse es mir an der Nase ansehen, daß ich der hochberühmte Verfasser der „Schweizerfamilie" sei. Wozu hätte ich noch Geld bedurft, da ich des Ruhmes genug — — zu haben mir einbildete.

Weigl hat seine Musik zur Schweizerfamilie an alle Theater verkauft, mein Buch ging mit in den Kauf, da es für 30 kr. gedruckt zu haben war. Wallishausser hat davon 6 Auflagen gemacht, und ich habe kein Honorar mehr gesehen, und das mit Recht, da ich bei der ersten Auflage keines forderte und auch keine Bedingungen für die folgenden festsetzte.

Und so blieb es denn auch bei den ausgewiesenen 8 fl. Der Schaum von Ehre ist nun verflogen, obwohl ich noch immer glaube, in meiner „Schweizerfamilie" eines der besseren Opernbücher geliefert zu haben; aber manchmal ärgert es mich doch noch, daß ich von einem so allbeliebten Werke so wenig Nutzen gezogen habe.

Weigl hat außer der „Schweizerfamilie" von mir noch componirt: Franziska von Foix in 3 Acten,

und König Waldemar oder die dänischen Fischer in 1 Act.

Auch mich ergriff der allgemeine Enthusiasmus, welcher Jeden, der sein Vaterland liebte, mit Allgewalt erfaßte, als der Krieg mit Frankreich ausbrach, und da ich mit dem Schwerte für dasselbe nicht kämpfen konnte, so that ich mit der Feder, was in meinen Kräften lag.

Ich verfaßte Aufrufe, Wehrmannslieder und Kriegsgesänge, welche in meinen gesammelten Werken enthalten sind. Ich erlangte damals schon einen ziemlichen Grad von Popularität, und besonders ging ein Kriegslied für die österreichische Armee in 1000 Abschriften von Hand zu Hand.

Ich muß hier eine kleine Anekdote erzählen, weil sie unsere damalige Censur im rechten Lichte zeigt.

Ich reichte dieses Lied bei der Censurstelle ein und bat um das „Imprimatur.“

Als ich nach einigen Tagen mein Gedicht wieder abholte, fand ich den Beschluß darauf: „Kann gedruckt werden, wenn der erste Schuß geschehen sein wird.“

Zwei Tage später kam mir ein gedrucktes Exemplar desselben Gedichtes in die Hand. Ich forschte nach und erfuhr, daß man einem Fabrikanten am Schottenfeld, welcher auch eine Abschrift der Censurstelle vorgelegt hatte, die Erlaubniß zum Drucke ertheilte, welche man mir, dem Verfasser desselben, verweigert hatte.

Man kann daraus ersehen, welche Consequenz in den Urtheilen der Censoren obwaltete, und daß Zulassung und Verweigerung nur nach den einzelnen Ansichten dieser literarischen Zuschneider ertheilt wurden.

Nicht lange nachher ließ Erzherzog Carl mein Kriegs-

lied (man sagte mir in einer Auflage von 300,000 Exemplaren) drucken und in der Armee vertheilen

War's ein Wunder, daß dasselbe später bei Gefangenen vom Feinde gefunden wurde und daß mich, da mein Name darauf stand, Napoleon in der sehr ehrenwerthen Gesellschaft der Herrn von Collin, welcher auch Wehrmannslieder gedichtet hatte, und des Herrn Carpani, welcher sich als Intendant bei der italienischen Armee befand, proscribirte?

Mein Freund, der Hofsekretär Armbruster, sandte mir das Blatt des „Moniteur" zu, in welchem die Aechtung mit den Worten: daß wir, wo wir gefunden würden, einem Militärgerichte zu unterziehen seien, stand.

Als der Feind sich nicht lange hierauf der Hauptstadt näherte, sah ich wohl ein, daß ich ihn nicht abwarten, sondern fliehen mußte.

Ich war damals ein armer, ständischer Accessist mit 300 fl. Gehalt und der großen Aussicht auf die bedeutende Verbesserung von 330 fl. Ich besaß daher nicht die Mittel, meine, mir dennoch sehr theure Person in Sicherheit zu bringen. Ich wußte mir nicht Rath, da faßte ich endlich den Entschluß, mich an den Kaiser Franz zu wenden und ihn zu bitten, daß er mich einem der vielen Transporte, welche mit Kunstschätzen und wichtigen Staatsurkunden fast täglich nach Ungarn abgesandt wurden, als Begleiter beigebe.

Der Kaiser hatte die Residenz schon verlassen und befand sich in Totis. Ich machte mich zu Fuße dahin, und erhielt durch die Verwendung des humanen kaiserlichen Oberstkämmerers Grafen von Wrbna Audienz bei dem Kaiser.

Sein Antlitz drückte deutlich den Kummer über das traurige Schicksal seines Landes aus, und daraus schöpfte ich Hoffnung.

Er fragte: Wer sind Sie? und was wollen Sie?

Ein armer, landständischer Accessist, der noch nicht einmal seine ganze jährliche Besoldung von 300 fl. bezieht, weil ihm noch Carens- und Charakterstaxe abgezogen werden.

Das ist in der Ordnung, da kann ich nicht helfen.

Ich bitte auch um eine ganz andere Hilfe, Ew. Majestät! Ich bin leider von dem französischen Machthaber proscribirt worden mit dem Beisatze: daß ich, wo ich zu finden sei, einem Militärgerichte übergeben werden solle. Ich muß also die Flucht ergreifen.

Natürlich.

Da mir dieses aber nicht möglich wird, indem ich die Mittel hiezu nicht besitze, so wage ich es zu bitten, Ew. Majestät wollen gnädigst geruhen, mich bei irgend einer Absendung als Begleiter zu verwenden.

Sie sind also proscribirt worden, sagen Sie, und warum?

Ich reichte de- und wehmüthig das Blatt des „Moniteurs" hin und sprach: Hier steht Alles, bitte zu lesen.

Der Kaiser las, schüttelte den Kopf, zog die Stirne kraus und stieß dann, indem er mir das Zeitungsblatt zurückgab, barsch die Worte heraus: „Ein Kriegslied haben Sie gemacht? Wer hat ihnen denn das befohlen?"

Ich stand wie niedergedonnert, verbeugte mich stumm und ging. Dessenungeachtet habe ich seit jener Zeit vieles unbefohlen gethan, weil mir mein Herz dictirte.

Die österreichischen Landstände hatten mit ihrem armen proscribirten Accessisten mehr Mitleid, und da auch sie

Aemtliches in Sicherheit zu bringen hatten, so bestimmten sie, nebst einem Rechnungsoffizialen auch mich und einen Amtsdiener zur Aufsicht und Begleitung derselben.

Vierzehn Kisten wurden mit Dokumenten, welche eben so gut hätten in Wien bleiben können, z. B. Landesmappen, die gewiß nicht so gut und genau waren, als jene, welche die Franzosen besaßen, vollgepackt, es wurde uns das Verzeichniß dieser Heiligthümer übergeben und die treue und genaue Bewahrung derselben an das Herz gelegt. Eine fünfzehnte leere Kiste war für unser Reisegepäck bestimmt, und dann wurden wir sammt unseren Transporte auf einem der größten Kehlheimerschiffe eingemiethet, welches am nächsten Tage nach Ungarn absegeln sollte, und auf welchem auch ein Transport der k. k. Hofkammer und alle Maschinen der Bankozettelfabrikation sammt dem ganzen dabei angestellten Personale in Sicherheit gebracht werden sollten.

Die Schiffsabfahrt war für den nächsten Morgen (24. April 1809) um 9 Uhr bestimmt. Als ich am Schiffe anlangte, wohin mich meine guten Tanten weinend begleiteten, fand ich meine schöne bierwirthische Freundin schon am Ufer, um mir noch ein letztes Lebewohl zu sagen, was mich vielleicht traurig gemacht haben würde, hätte sie mir nicht zugleich ein Eimerfäßchen von ihres Vaters bestem Bier mitgebracht, welches sie schon auf das Schiff hatte bringen lassen.

Ich hatte früher keine größere Wasserfahrt gemacht, für mich war daher das sanfte Dahingleiten auf der Wasserfläche etwas Neues und sehr Angenehmes.

Es war ein heiterer warmer Frühlingstag. Wir hielten uns meist auf dem Verdecke auf, und da ich eine fröhliche

Reisegesellschaft fand, mit welcher in einer Stunde schon Freundschaft geschlossen war, so hatten wir bis zum Abend unser Fäßchen Bier schon ausgeleert.

Nichts weiter über meine Fahrt nach Pest. Wir wurden in unserem Schiffe heimisch wie in einem wohl eingerichteten Hause, bereiteten unsere Betten, welche wir mitgenommen hatten, auf großen Kisten, aßen, tranken, spielten Karten und schwammen langsam fort. Nur mein Vorgesetzter, der Rechnungsofficial H— saß allein auf dem Verdeck und starrte in die Wellen.

In Pest angekommen wurde bestimmt, daß nur die Leute der Bankozettelfabrikation und die Dienerschaft während unseres Aufenthaltes auf dem Schiffe zu bleiben hätten, die Beamten sich aber Wohnungen suchen könnten, doch sollten abwechselnd immer zwei Beamte die Inspection auf dem Schiffe haben. Ich und mein Rechnungsoffizial mietheten uns ein Zimmer hart an der Donau.

Was ich in Pest, welches vor 50 Jahren ganz anders aussah als jetzt, gesehen habe, ich weiß es nicht mehr, so wie ich auch von der ganzen damaligen Reise nur dunkle und unbestimmte Erinnerungen behalten habe. Ich werde daher auch keine Reisebeschreibung liefern, keine Gegenden malen u. s. w. Dennoch haben sich aus jenem Lande bedeutende Erinnerungen in meinem Innern bewahrt und Erreignisse zugetragen, welche mir nicht unwürdig scheinen mitgetheilt zu werden.

Von der damaligen Stadt Pest weiß ich nicht mehr, als daß eine Gasse Uza heißt, das das Theater beiläufig aussah, wie unser Narrenthurm in Wien, nur nicht so hoch, daher man es auch die Ochsenmühle nannte, daß ich im Gasthause bei den sieben Kurfürsten gut und nicht

theuer speiste und daß man mir im Kreuzertheater meine Brieftasche mit dem Miniaturporträt meiner geliebten Bierwirthischen und mit 50 fl. Bankozetteln — meiner ganzen Baarschaft — stahl.

Doch habe ich in eben diesem Kreuzertheater etwas gesehen und gehört, was wenigstens seiner colossalen Niederträchtigkeit wegen, diese 50 fl. werth war.

Man gab die ins Abscheuliche übersetzte Turandot oder die 3 Räthsel, mit dem Beisatze: wobei Kasperl auch einen tüchtigen „Ratzen" loslassen wird.

Ich habe mir gleich nach meiner Nachhausekunft aus dem Theater eine Szene aufgeschrieben, um ein Document zu besitzen, wie tief ein Thespiskarren in den Koth versinken könne. Sie ist aber zu unflätig und equivoque, um hier mitgetheilt werden zu können.

Es gibt auch in der Dummheit und Schändlichkeit eine Größe, ich habe diese nur angedeutet, weil mir nie mehr in meinem Leben eine ähnliche vorgekommen ist.

Ich und mein Kamerad bewohnten in Pest nur eine Stube. Einst des Nachts wurde ich durch ein lautes Schluchzen geweckt. Ich horchte, H— weinte bitterlich. Ich fragte ihn was ihm fehle, und er erzählte mir, er habe geträumt, sein Vater sei gestorben, darüber sei er erwacht und habe, als er die Augen aufgeschlagen, eine weiße Gestalt an seinem Bette stehen gesehen, er halte sich daher überzeugt, sein Vater sei todt.

Ich machte ihm Gegenvorstellungen, suchte ihn zu beruhigen, allein vergebens, er blieb bei seiner Meinung. Zwei Tage nachher erhielt er einen Brief aus Wien, darin ihm gemeldet wurde, daß sein Vater wirklich in dieser Nacht gestorben sei.

Meine Flucht im Jahre 1809.

Die Schlacht zu Raab wurde zu Oesterreichs Nachtheil geschlagen, und wir erhielten Befehl, uns mit unsern anvertrauten Gütern tiefer nach Ungarn zu begeben, und fürs Erste Baja zu unserm Standquartiere zu wählen.

Wir segelten also von Pest auf unserm Kehlheimerschiffe wieder ab.

Die Reise war einförmig, die Donau mehr einem See als einem Flusse ähnlich. Stunden lang an beiden Ufern kein Hügel, kein Haus, und hier und da einander gegenüberliegende ärmliche Ortschaften. Wir unterhielten uns übrigens in unserm schwimmenden Hause so gut wir konnten durch Spiel und Gespräch, ja, wir hatten uns sogar, um doch einige Bewegung zu machen, in Pest ein Kegelspiel angeschafft und uns auf unsern großen Kisten eine Kegelbahn bereitet. Des Abends landeten wir gewöhnlich in einer Au, fingen Frösche, sotten und aßen sie mit großem Appetite, obschon sich manchmal auch ein paar Kröten darunter befunden haben mögen.

Ich erinnere mich nur, daß ich einmal, als wir nur ein paar hundert Schritte von einem Dorfe landeten, um mich etwas zu ergehen an das Ufer stieg, und meinen Weg nach diesem Dorfe nahm; kaum war ich aber den Häusern näher gekommen, so stürzten aus allen Thoren große Wolfshunde mit fürchterlichem Gebelle auf mich zu, und ich kehrte schnell um, mein Asyl zu gewinnen.

Eines Abends, als wir wieder gelandet hatten, hörten wir ganz in der Nähe am Ufer Musik. Ich stieg mit noch einem Paar Reisegefährten aus und wir folgten den Tönen.

Plötzlich zeigte sich uns ein bisher noch nie erblicktes

Schauspiel. Auf einer Ebene hatte sich eine große Karavane von Zigeunern gelagert. Es waren ihrer wohl über 100; Männer, Weiber und Kinder. Sechs Zelte waren aufgeschlagen, und zwei Wagen mit ihren Halbseligkeiten bepackt standen dabei. Man kann sich keinen Begriff machen von der Rührigkeit und Lebhaftigkeit, welche hier herrschte. Das Ganze glich einem Ameisenhaufen, der sich fort und fort unter einander bewegt. Die dunkbraunen, bei manchen sogar ans schwarze streifenden Gesichter mit den feurig blitzenden Augen und den schmutzigen Hemden, die ganz nackten Kinder, die häßlichen alten Weiber und die eben auch nicht sehr appetitlichen jungen Mädchen, ein großes Feuer in der Mitte, wobei in einem großen Kessel Kartoffeln gebraten wurden, und dazu die Töne zweier Violinen mit Begleitung eines Hackbretes, alles dieses zusammen bildete eine sehr interessante Nomadengruppe. Wir zögerten aus Scheu näher zu treten, allein kaum hatten uns einige erblickt, so liefen sie zu uns und baten um ein Almosen. Wir betheilten sie und traten näher. Ein Mann, der an einem Zelte etwas höher saß als die Uebrigen und eine rothe Mütze trug, schien mir der Oberste dieser Rotte zu sein. Ich trat zu ihm und grüßte ihn; er rauchte aus einer kurzen Pfeife und nickte nur mit dem Kopfe. Ich fragte ihn, ob er deutsch verstehe, er antwortete mir: „So viel als muß.“ Ich erkundigte mich wie lange sie sich schon hier befänden, er sagte mir: „16 Nacht.“ Ich gab ihm einen ganz neuen glänzenden Zwanziger, er küßte ihn, rückte seine rothe Mütze und sagte etwas in seiner Sprache: was ich nicht verstand. Als wir uns dann zum Weggehen anschickten, und er wohl bemerkt haben mochte, daß ich ein Zigeunermädchen, welches weniger häßlich war als die

übrigen, öfters angesehen hatte, sagte er zu mir halb leise: „Kaluma ist mein, ich dir gib Kaluma bis Sonn kommt, wann du ihr gibst auch so schön Geld!“ Und als ich ihm für Kaluma dankte, beschenkte er mich mit einer Wurzel gegen Zahnschmerz. Ich habe sie später versucht, und sie hat mir den Schmerz gemildet. Die Spielleute begleiteten uns noch bis an das Ufer.

H. war seit der Nachricht von dem Tode seines Vaters noch schweigsamer und tiefsinniger geworden als früher. Er saß den ganzen Tag mit entblößtem Haupte auf dem Verdecke, so daß sein halb kahler Kopf von den Sonnenstrahlen ganz roth gebrannt war. Wenn ich ihm davon abrieth, so schüttelte er nur den Kopf und blieb sitzen.

Einmal des Nachts, als wir uns eben in unsere Gelsenbetten legen wollten, entstand plötzlich ein Gepolter über uns auf dem Verdecke. H. wurde blaß wie eine Leiche, schmiegte sich wie ein Kind ängstlich an mich und sprach mit zitternder Stimme: „Hören Sie, jetzt kommen sie!“

Wer denn? fragte ich erstaunt.

„Die mich ins Wasser werfen wollen.“

Freund! was ficht Sie an? Das sind unsere Arbeiter, die oben vielleicht noch trinken.

„O nein! ich weiß es gewiß, ich habe sie heute belauscht; sie haben es unter einander abgemacht, daß sie mich auf dem Schiffe nicht leiden und in die Donau stürzen wollen.“

Kommen Sie, sagte ich etwas barsch, lassen sie uns miteinander hinaufgehen, damit Sie sich von dem Ungrunde Ihres Wahnes überzeugen.

Er folgte mir. Es hielten zwei Arbeiter die Nachtwache auf dem Verdecke, denen ein Ruder, womit sie ge-

tändelt hatten, auf den Boden gefallen war, das jenes Gepolter verursacht hatte.

H. wurde ruhiger und wir legten uns wieder zu Bette. Ich blieb noch ein Paar Stunden wach, denn mir war umsomehr unheimlich zu Muthe, als ich vernahm, wie bei jedem kleinen Geräusche H. von seinem Lager emporfuhr und ängstlich stöhnte.

Am andern Morgen, als ich ihm seine unnöthige Angst vorhielt, erzählte er mir Folgendes:

Ich war, sprach er, vor vielen Jahren in Triest. Leicht gekleidet stand ich am Hafen und sah, wie eben ein Schiff von dort nach Venedig absegelte. Die Lust ergriff mich, die Lagunenstadt zu sehen; ich dingte mich ein und fuhr mit. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich überhaupt furchtsamer Natur und leicht ängstlich zu machen bin. Ich kam auf dem Schiffe mit einem andern Passagier ins Gespräch, der sich an mich drängte und mich bat ihm beizustehen, wenn ihm etwas Unangenehmes begegnen sollte. Ich fragte ihn, was ihm denn auf dem Schiffe Unangenehmes begegnen könne, und er gestand mir, er führe eine bedeutende Summe Geldes bei sich, sei übrigens ganz allein und unbekannt, und er habe vernommen, daß man oft schon derlei Passagiere beraubt und dann über Bord geworfen, ohne daß auch nur ein Hahn danach gekräht habe. Da überfiel mich, fuhr H. fort, eine fürchterliche Angst; ich war eben auch allein und unbekannt, und in jedem Matrosen sah ich nun einen Mörder. Dieselbe Angst überfällt mich nun auch hier wieder auf dem Wasser; ich kann mir eigentlich keine Rechenschaft darüber geben, aber sie ist stärker als ich und macht mich fast verwirrt. Ha-

ben Sie darum, ich bitte Sie, Geduld mit mir und verlassen Sie mich nicht, ich hoffe, es wird sich schon geben.

Ich suchte H. Muth durch alle möglichen Gründe zu erwecken, und er wurde ruhiger. Mir aber gab diese psychologische Wasserwirkung Stoff zum Nachdenken.

Am andern Tage schien mir H. ganz gefaßt, doch hatte sein Auge etwas unheimlich stieres, und er murmelte immer unverständliche Worte vor sich hin. Plötzlich aber stürzte er auf mich zu, zog mich bei Seite und fragte mich mit glühenden Augen: Sagen Sie mir, welchen Tod halten Sie für leichter, den Tod durch Feuer, oder den Tod durch Wasser?

Ich schauderte zusammen und fragte ihn, was er damit meine?

Ja sehen Sie, sagte er, ich weiß nun ganz gewiß, daß sie mich ins Wasser werfen wollen, und bin nun Willens, das Schiff anzuzünden, so gehen die Hallunken doch mit mir zu Grunde.

Es war kein Zweifel mehr, H. war irrsinnig geworden.

Welche Sorge lastete nun auf mir? H. war mein Vorgesetzter, in seinen Händen befand sich unsere Reisecasse; der Arme selbst lag mir am Herzen, er konnte sich in diesem Zustande das Leben nehmen, was auf dem Schiffe viel leichter geschehen konnte als auf dem festen Lande, ja er konnte seinen Plan, das Schiff anzuzünden wirklich ausführen. Ihn aussetzen und in ein elendes Dorf zu unbekannten Menschen bringen, wollte ich nicht, meine Lage war fürchterlich. Ich wußte nichts anderes zu thun, als dem Amtsdiener, den wir bei uns hatten, mitzutheilen, wie es mit H. stehe, und ihm aufzutragen, sorgfältig über ihn zu wachen, ihn auch nicht einen Augenblick zu

verlassen und wenn er bemerke, daß H. etwas thun wolle, was ihm oder uns gefährlich werden könne, mich sogleich zu Hilfe zu rufen.

Ich dankte dem Himmel, als wir in Baja ankamen. Auch hier, wie in Pest, mußten wir unsere Güter auf dem Schiffe lassen, welche von den Arbeitern bewacht wurden; wir Beamte aber wurden in Baja einquartirt.

Ich nahm für H. ein Zimmer im dortigen Gasthofe, und gab ihm den Amtsdiener zur Aufsicht und Bedienung bei, ich selbst aber erhielt ein Quartier bei einem Färber in einem kleinen Häuschen.

Mein erstes Geschäft war nun, einen getreuen Bericht über H.'s Zustand an die Commission, welche über die Leitung aller Transporte niedergesetzt war, zu erstatten, und darin die Bitte zu stellen, man möchte den armen Kranken zurückberufen; dies geschah auch alsbald, und nun fing ich erst frei zu athmen und meines Nichtsthuns froh zu werden an.

Ich weiß wahrhaftig nicht mehr, ist Baja ein Städtchen, ein Marktflecken oder ein Dorf, aber das weiß ich, daß ich einige Wochen recht angenehm dort verlebte. Des Morgens ging ich gewöhnlich ins Freie hinaus und schoß Staare, welche sich in dieser Gegend in solcher Menge einstellen, daß sie die Sonne verdunkeln, wenn sie angeflogen kommen. Des Mittags aß ich im Gasthause wohlfeil und gut, und da dieses auch zugleich ein Kaffeehaus ist, fand sich da Nachmittags auch ein Spiel. Des Abends saß ich gewöhnlich bei meiner Hauswirthin, der Färberin, einem jungen, kugelrunden, freundlichen Weibchen, und lernte von ihr ungarisch. Obwohl wir aber viel mit einander lernten, so habe ich es doch nicht weiter gebracht,

als daß ich das „Vater unser“ ungarisch beten konnte und wußte, daß szivem asszon liebes Weibchen hieß.

Jede vierte Nacht mußte ich auf dem Schiffe Inspection halten und dort schlafen. Dabei hatte ich aber stets eine ganz eigene Nachtmusik.

Die Gelsen (Schnacken) sind schlimme Thiere; der König der Schöpfung muß viel von ihnen erdulden, aber am größten und unerträglichsten sind sie in Ungarn und namentlich in der Umgegend von Baja, wo, wie die dortigen Einwohner sagen, der Gelsenkönig residiren soll.

Mir konnten sie aber nichts anhaben, die garstigen Thiere, sondern sie summten mich vielmehr recht anmuthig in den Schlaf, denn ich lag behaglich im Gefühle meiner Sicherheit vor diesem lästigen Ungeziefer in meinem Gelsenbette, welches von außen oft ganz schwarz war, weil die Thiere, meinem Dunstkreise sich nähernd, sich an die Wände setzen.

Ich will ein solches Gelsenbett beschreiben: Wenn man sich auf dem Schiffe, etwa auf einer großen Kiste, eine Lagerstätte gewählt hat, so breitet man sein bischen Bettgewand darauf aus, befestigt an den vier Ecken vier hölzerne Stangen und breitet darüber das Gelsengarn so, daß es überall genau schließt, dann liegt man darin wie das Kind in einem Gitterbette.

Ich finde es hier am Orte, eine interessante Schiffersage mitzutheilen.

Eines Tages hatte am jenseitigen Ufer des Donauarmes, an welchem unser Schiff stand, ein Schiff mit Tabak an einer dichten Au gelandet, und da der Abend sehr warm und angenehm war, so beschloß ich, mich zu diesem hinüberführen zu lassen, theils weil mir die Wasser-

fahrt eine angenehme Unterhaltung versprach, theils um mir auf jenem Schiffe Rauchtabak zu kaufen. Für den unbedeutenden Betrag von 15 kr. Bankozettel führte mich ein Schiffer auf seinem Kahne hinüber.

Die untergehende Sonne spiegelte sich in den sanften Wellen des Flusses, und unser Kahn schaukelte langsam dahin. Es wäre ein Seelenvergnügen gewesen, so auf der Spiegelfläche dahin zu gleiten, aber — ach! — die Gelsen! Sie waren heute unverschämter als jemals. Ich wehte mit meinem Sacktuche, ich rauchte, — nein, ich qualmte Tabak, vergebens! Hände und Gesicht waren schon voll Beulen. Ich beklagte mich gegen meinen Führer, der ungeachtet seiner brauen, unempfindsamen Haut, doch auch schon mit einem Terremtete sich ein paar Mal das Gesicht gewischt hatte, und dieser antwortete mir verdrießlich: Ja, Uram, heute regiert der Gelsenkönig wieder.

Gelsenkönig! hm! sonderbar, dachte ich — eine Gelsenmajestät! und ich fragte meinen Schiffer, wie er das meine.

Ja, antwortete er mir in seinem gebrochenen ungarischdeutsch, da drüben in Au, da logirt der Gelsenkönig, und wann ist warme schöne Abend, da plagt er Mensch und Vieh mit seinem Gelsenvolk gar fürchterlich.

Ich verstand noch immer nichts davon, und bat meinen Führer, mir Alles zu erzählen, was er vom Gelsenkönig wisse, ich wolle ihm nach unserer Zurückkunft seine Erzählung mit gutem Slibowitza lohnen.

Will ich gern verzählen, wie mir hat mein Vater verzählt, antwortete der Mann, und wie ich kann Deutsch verzählen, wann Uram nur auch capiren.

Deine Worte, lieber Mann, will ich mir schon zusam-

men reimen, erwiderte ich; dachte mir aber dabei, ob ich auch so klug sein werde, den tiefen Sinn, der oft in einer einfachen Volkssage liegt, zu ergründen, dafür kann ich nicht bürgen.

Und er erzählte:

„Vor vielen Jahren, weiß ich nit wann, hat mein Vater auch nit gewußt — hat Baja und Alles was is viel Ort um Baja gehört einem reichen Magyar-Fürsten, — ich weiß nit recht, was er hat Namen gehabt, hat mein Vater auch nit gewußt. Der reiche Magyar hat gehabt Mann auf sein Schluß, der hat Alles machen für ihn, hat einnehmen Geld, hat ausgeben Geld, hat aussäen Korn und Haber und Kukeruz und Tabak, und hat einbracht in Scheuern wieder Alles, wann is gewesen zeitig und gut. Terremtete! hat Fürst gar nichts gemacht und hat Mann Alles gehabt über sich, weiß nit wie man solchen Mann haßt, hat mein Vater auch nit gewußt. Herr hat ihm anvertraut Alles, denn hat ihm gehabt lieb und gern. Aber — eh batta' — Mann war Spitzbui, war schlechte Kerl, hat viel gesteckt in sein Sack, was hätt stecken sullen in Herrn Sack, hat ausgeben wenig, hat aufschrieben viel, hat einnehmen viel, hat aufschrieben wenig. Herr hat gehabt nicht Gedanken von Idee, und Mann is wurn reich, reich, aber schon wie reich. Auf anmal is Herr kummen drüber und drunter, hat visidirt Kisten und Kasten von sein Diener und hat funden Gold und Silber und Edelgestan und Alles, Alles, Alles. Da is fuchtig wurn, hat in sein Gall befuhlen, soll man ihm wegnehmen Klader und soll man ihn binden nakend in Au durt an Bam. Is su gethan, und is wurn mutternackend bunden an Bam, und san kummen die Gelsen auf sein Leib und

haben stuchen, aber su stuchen, daß man hat schreien hören bis in Schluß in Baja. Da hat Herr sich einsetzt in Schinakel und is fahren in Au, um zu schauen schlechte Spitzbui, wie ihm beissen Gelsen. Wie is kummen in Au, hat nicht geschaut Nakenden, sondern All schwarz, nix als Gelsen. Da hat Mitleid gehabt Herr und hat nummen sein Tüchelschnupf und hat jagen Gelsen furt von Leib. Arme Mann hat aber schreit: Um Willen Gottes! laß mir Gelsen die sitzen auf mich, die san schon vull von mein Blut, und thun jetzt nit mehr so viel Schmerz, wann du aber jagst furt, so kummen wieder andere Gelsen, hungrige, die saufen wiederum neu Blut und thun wieder neu Wehthat. — Da hat Magyar-Fürst nachdenken und wieder sagen: Wann du jagst mir diese, so kummen wieder hungrige die wieder saufen Blut, und auf anmal hat befuhlen, bindet lus Kerl und bringt wieder in Schluß, will ihn wieder haben zu Dienst, denn er hat vull schon sein Sack, nimm ich andere so füllt andere wieder sein Sack und stiehlt mich noch mehr; und so is gethan, Mann hat denkt an Gelsen, is wurn brave Kerl, hat nit mehr stuhlen und hat lebt bis — bis is sturben, weiß ich nit wann, Vater hat auch nit wußt.

So hatte mein Schiffer erzählt. Ich habe in seinem eigenen Dialecte nacherzählt, so gut ich konnte, weil ich darin eine ganz eigene Färbung der Sage fand. Wenn ich darin etwas verfehlte, so mag es mir derjenige verzeihen, welcher dieser Mundart mächtiger ist.

Ich fragte meinen Führer nur noch: Aber lieber Freund, wie hängt den diese Geschichte mit einem Gelsenkönig zusammen?

Recht gut, antwortete er: Wie is sturben der Mann,

hat müssen büssen sein Spitzbubereien nach Tudt, weil er hier nit hat abbussen genug, und ist wurn König von Gelsen, und muß saugen noch immer Blut, wie er aussaugen bei Leben sein Herrn, bis — bis — waß ich nit wie lang. Vater hat auch nit wußt.

Der Schiffer schwieg, ich schwieg auch und dachte nach. Die Sage erschien mir wie eine andere Fabel, nur daß sie statt einer Moral eine Unmoral lehrt, nämlich: daß man Betrüger nicht von sich lassen soll, weil Alles betrügt; aber bei jeder großen Gelse, welche ich in der Folge erschlug, fiel mir immer unwillkürlich ein, ob ich nicht etwa den Gelsenkönig erschlagen habe.

Von Baja weiß ich nun außerdem nur sehr wenig zu erzählen, wenn man nicht allenfalls noch wissen will, daß ich in der dortigen Kirche bei einer feierlichen musikalischen Messe ein Vocal-Quartett aus den Schwestern von Prag mit dem unterlegten Texte exaudi me gehört habe; daß mir ferners der vortreffliche Sexarderwein dort sehr gut schmeckte, und daß ich mich nicht wenig darüber wunderte, in einem Glase voll von diesem Weine, daß ich acht Tage hindurch auszuleeren vergaß, nach dieser Zeit am Boden einen fingerhohen Satz von weißer, kalkartiger Materie zu finden.

Noch fiel mir eine Sitte auf: Am Johannestage sah ich fast an jedem Hause einen oder mehre Kränze hängen, ich fragte um die Ursache und erfuhr: An diesem Tage hänge jede Jungfrau einen Kranz vor ihr Fenster, so viel also Jungfrauen in einem Hause seien, so viele Kränze hängen auch an demselben. Ich dachte mir, ob man denn in Wien, wenn auch da dieser Gebrauch stattfände, recht viele Kränze sehen würde?

Ich habe bei meiner Reise durch Ungarn erst kennen gelernt, welch ein herrliches Weinland das ist. Weniger noch habe ich mich über die Güte des ungarischen Rebensaftes, als über seine Verschiedenheit gewundert. Ungarn kann Surrogate für die Weine aller übrigen Länder Europa's aufstellen, und wenn man des Tages in 3 oder 4 verschiedene Gegenden kommt, so ist der Wein in jeder an Farbe, Geruch und Geschmack so sehr verschieden, daß man immer in einem ganz andern Lande zu sein glaubt. Seitdem pflege ich immer zu sagen: Es gibt nur zwei wirkliche Weinländer in Europa: Frankreich und Ungarn, alle übrigen sind entweder Essigländer oder Rosinenländer.

Nach einem Aufenthalte von wenigen Wochen erhielten wir den Auftrag von Baja, ebenfalls wieder zu Schiffe nach Török-Betse abzugehen.

Der Abschied von meiner Färberin war herzbrechend, sie hatte mir während meiner Anwesenheit ein paar Halstücher und graue, schon abgeschossene Hosen schwarz gefärbt, welche aber die Farbe ließen.

Die Wasserstraße, welche wir nun zurücklegten, war sehr einförmig und uninteressant, und ich weiß mich auf dieser Fahrt nur mehr eines kleinen komischen Ereignisses an einem Orte (wenn ich nicht irre, so war es Földvar) zu erinnern.

Ich ließ mich dort rasiren. Ein kleiner Kerl kam und packte mit vielen Bücklingen und Versicherungen, daß ich gewiß mit seiner Kunst zufrieden sein werde, wohl 20 verschiedene Dinge auf dem Tische aus: Messer, Scheere, Haarzange, Seife, Schleifstein, Abziehriemen, Haarpuder, Puderquaste, Barttücher, Oel und — ein kleines Aepfelchen.

Der Knirps war einer der höflichsten Menschen, welche mir im Leben vorgekommen sind. Sein drittes Wort war das Wort Gnaden, sowohl objectiv als subjectiv genommen. So sprach er denn, als er einen Stuhl zurecht gestellt hatte, in seinem Dialekte: „Haben Gnade sich niederlassen," und als ich saß, band er mir ein schneeweißes Tuch um, dann machte er die Seife an, goß etwas Anisöl hinein, seifte mich ein und fragte selbstzufrieden: „Stinkt gut Gnaden, nicht wahr?" Dann zog er sein Messer auf dem Lederriemen ab und versicherte mich, er habe schon oft die Gnade gehabt gnädige Herren zu bedienen, und nannte mir auch ein Dutzend her, von denen ich aber keinen kannte. Indessen war die Seife halb eingetrocknet und er seifte zum zweiten Male, mit der vermuthlich für mich sehr schmeichelhaft sein sollenden Bemerkung: „Gnaden müssen sehr hitziger Herr sein, weil Seif so schnell eintrocknet," dann reichte er mir das Aepfelchen und bat: „Gnaden haben Gnad und nehmen Apfel in Maul, damit ausfüllt Wangen." Ich that es, da der Apfel sehr appetitlich aussah und nun rasirte er mich über den Apfel, ich muß sagen, vortrefflich, wusch und trocknete mich dann ab und puderte mir das Kinn mit Haarpuder.

Als ich aufstand und ihm meine Zufriedenheit mit einem Gulden-Bankozettel zu erkennen gab, bat er mich noch um den Apfel. Ich aber hatte das kleine Aepfelchen, welches einen sehr guten Geruch hatte, zerbissen und gegessen. Da sagte er mir, es habe zwar nichts zu bedeuten, allein er habe schon mehre Kunden mit diesem Aepfelchen rasirt und wisse nicht, woher er wieder ein so kleines bekommen sollte; da hätte denn nicht viel gefehlt, daß ich ihm sein

Aepfelchen aus meinem Innersten heraus wiedergegeben hätte, allein er ging.

Wir mündeten endlich in den Franzenscanal ein, und hier war es, wo ich mit Bedauern bemerken mußte, wie der Mensch sich für Geld auch zu den niedrigsten, früher den Verbrechern als Strafe auferlegten Diensten gebrauchen lasse. Es zogen nämlich Menschen, in ein Joch gespannt gleich Ochsen unser Schiff durch Sümpfe, in welchen sie selbst bis über die Knie waten mußten.

Ich muß sagen, ich verschlief fast die ganze Zeit in meinem Gelsenbette; denn die Aussicht war einförmig und traurig.

Als ich wach wurde, mochte es eilf Uhr Mittags sein. Ich stieg auf das Verdeck, und nun breitete sich vor mir eine Ansicht aus, welche mich erbeben machte.

Wir fuhren noch immer auf einem Sumpfe dahin; (vielleicht war es auch schon die Theiß, wenigstens glich sie einem Sumpf), thraniger Geruch stieg davon auf, Wasservögel aller Art krächzten um unser Schiff herum, ein solcher Qualm bedeckte den Gesichtskreis, daß die große Scheibe der Sonne ganz roth schien, und in der Ferne stieg ein spitzer Kirchthum mit einem rothen Dache empor, welcher dem Anschein nach mitten im Wasser stand.

Dort, sagte unser Schifführer, auf diesen Thurm zeigend, ist Török-Betse, der Ort, wo wir landen und Ihr künftiger Aufenthalt. Das Blut geran in meinen Adern bei dieser Mittheilung, und ich glaubte kaum, daß den Armen, welche nach Sibirien verbannt werden, schlimmer zu Muthe sein kann, wenn sie in jenen wilden Steppen anlangen, als mir in diesem Augenblicke. Ich schloß die

Rechnung mit meinem Leben ab; denn ich hielt mich überzeugt, hier das Ende desselben zu finden.

Wir schwammen langsam und mit großer Anstrengung der Ruderer und Schiffszieher auf dem Sumpfe fort und erreichten endlich unsere fürchterliche Residenz Török-Betse. Einer sah den Andern traurig an, und in Aller Mienen war zu lesen, welchen betrübenden Eindruck unser neuer Aufenthalt auf sie machte.

In diesem Augenblicke schallte Trommelschlag. Ueberrascht fragten wir am Ufer Stehende, ob sich Militär hier befinde. Man sagte uns, Comödianten seien hier, welche ihre heutige Vorstellung durch Trommelschlag ankünden.

Da war denn doch plötzlich eine Aussicht auf gesellige Unterhaltung, und ein Ort konnte doch nicht gar so einsam sein, wo Comödianten hinzihen, um einige Gulden zu erhaschen.

Wir stiegen an das Land und gingen zuerst zum Stuhlrichter, damit er uns Quartiere besorge. Unser Schiff durfte auch hier nicht entladen werden, und die Arbeiter blieben zu dessen Bewachung darauf.

Während die Panduren herumgingen, uns Wohnungen zu besorgen, begaben wir uns, da es schon Mittag geworden war, in das Gasthaus, um zu speisen. Es war, so viel ich auf den ersten Anblick sehen konnte, das einzige stockhohe Haus im Orte. Ein langer Tisch war gedeckt und wir erfuhren, daß sogleich table d'hôte gespeist werde. Ich konnte nicht begreifen, wie für einige 20 Gedecke, welche bereitet waren, an diesem Orte die Gäste herkommen sollten; allein es verging kaum eine Viertelstunde, so mußten noch einige Gedecke mehr aufgetischt werden.

Als wir uns um den Preis erkundigten, sagte man uns, es werde um 20 Kreuzer Bankozettel gespeist.

Es schien uns, daß wir nach diesem Preise auf ein sehr frugales Mahl hoffen durften; allein wir überzeugten uns, daß wir uns geirrt hatten. Man trug vier recht wohlschmeckend gekochte Speisen auf: Suppe, Rindfleisch, Gemüse und Schweinsbraten, und als Dessert noch gebratenen Kukuruz (Mais.)

Ich muß bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß man in Ungarn fast bei jedem Mahle, auch in wohlhabenden Häusern, solchen gebratenen Kukuruz bekommt, welcher, besonders wenn er noch jung und daher die Körner nicht sehr hart sind, sehr gut, ähnlich den gebratenen Kastanien schmeckt, und daß ich derlei Körner während meines Aufenthaltes in diesem Lande oft gleich Bonbons in der Westentasche herumgetragen habe.

Ich begehrte bei Tische Wein. Man brachte mir guten Carlowitzer, ich verlangte dazu auch Wasser; allein als dieses kam, war es so trüb, daß man eine Kröte darin kaum bemerkt haben würde, und hatte einen so widerwärtigen Fischthrangeruch, daß es unmöglich war, es ohne Eckel zu genießen. Auf mein Begehren, mir besseres Wasser zu bringen, erhielt ich die traurige Auskunft, daß in ganz Betse, kein Brunnen mit Quellwasser existire und daß man nur filtrites Theißwasser habe. Man rieth mir, wenn ich schon den Wein wässern wolle, was aber hier gar nicht der Brauch sei, daß ich den Saft aus Wassermelonen auspressen und dazu benützen möge. Ich that es auch und habe es während meines ganzen Aufenthaltes in jener Gegend gethan, und ich muß gestehen, ich genoß dadurch ein äußerst angenehmes, gesundes und

kühlendes Getränke. Alle meine Reisegefährten, welche Wasser tranken, bekamen das Fieber, ich blieb davon verschont.

Als wir das Mittagsmahl eingenommen hatten, und noch keine Nachricht unserer Quartire wegen gekommen war, lud mich ein an der table d'hôte neben mir sitzender Ungar ein, mit ihm das Kaffeehaus zu besuchen. Ich folgte ihm, darüber erstaunt, daß es hier sogar ein Kaffeehaus gebe.

Wir kamen gegenüber vom Gasthause, zu einem ebenerdigen Häuschen mit Rohr gedeckt und mit keinem Aushängschilde versehen und gingen hinein. Ich hätte doch wenigstens ein Zeichen, daß hier Kaffee geschänkt werde, vor dem Hause einen hölzernen Moren, mit einer Kaffeekanne in der Hand, vermuthet, aber nichts war zu sehen. Wir traten in eine niedere, von Tabakrauch geschwärzte Stube, in deren Mitte ein Billard stand. An einem Tischchen beim Fenster saßen zwei Männer, welche Piquet spielten. Ich sah ihnen zu, sie spielten eben den letzten Queue. Als sie geendet hatten, sagte der Eine: Sie haben 5 Queus gewonnen, und zahlte dem Gewinner 50 fl. aus. Sie hatten also den Queue um 10 fl. gespielt. Ich machte große Augen und fragte meinen Begleiter: Wer sind denn die Herren, welche so hoch spielen? Es sind Fruchthändler, antwortete er mir, und setzte hinzu: Kommen Sie mit mir, Sie werden gleich noch was Anderes sehen.

Ich folgte ihm, und wir traten in eine zweite Stube, in welcher an einem langen Tische wohl bei 20 Männer saßen und rauchten, daß die Stube voll Dampf war und „halb 12" spielten. Es herrschte ein fürchterlicher Lärmen mit den gewöhnlichen Bassama-Flüchen vermischt, und ich

sah, wie auf jede Figur, 50, 60 bis 100 fl. gesetzt wurden. Auf mein wiederholt geäußertes Befremden über das hohe Spiel, sagte mir mein Begleiter, daß solches hier an des Tagesordnung sei, besonders zu jener Zeit, wo die Fruchthändler hieher kämen, um Körner einzukaufen. Ist auch schon Mancher mit einer vollen Brieftasche hieher gekommen, sagte er, und mit einer leeren, aber auch ohne Frucht, wieder heimgekehrt.

Ich sah den leidenschaftlichen Spielern eine Weile zu und begab mich dann wieder in das erste Zimmer, setzte mich zu einem Tische und ließ mir Kaffee bringen.

Ein kleiner dicker Herr mit einem kugelrunden jovialen Gesichte und einem Schmeerbäuchlein rückte mir näher, nahm sein Käppchen ab und redete mich mit den Worten an: Salve sis frater!

Tu quoque salve sis! antwortete ich und fragte, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen.

Nichts Ehre, erwiderte der Unbekannte, amicitia, Freundschaft. Bin ich lelke pastor, Pfarrer, und Freund der ganzen Welt, sage ich darum auch du zu ganzer Welt.

Ich. Das ist wahre Fraternität.

Pfarrer. Du bist wohl einer von den Beamten, die heute sind angekommen auf dem Schiff?

Ich. Ja.

Pfarrer. Wirst du lange hier bleiben, amice?

Ich. Ich weiß es nicht, amice.

In diesem Augenblicke trat ein Pandur ein und meldete mir, er habe ein Quartier für mich gefunden, ich möchte mit ihm gehen, es zu besehen.

Ich stand auf. Valeas amice! sagte der Pfarrer,

und wann du willst haben Löffel Suppe und gut Gesicht, so komm zu mir auf Mittag so oft du willst.

Ich dankte mit einem Händedruck und folgte dem Panduren. Er führte mich durch eine lange Straße voll kleiner, mit Rohr gedeckter Häuschen, bis zu einem derselben, vor welchem zwei kleine Kinder sich herumbalgten, und als sie mich bemerkten, mit Koth nach mir warfen. Ich erfuhr von dem Panduren, daß dies die Kinder meines Qartiergebers, eines ehrenfesten Schusters seien. Schöne captatio benevolentiae!

Wir traten in eine Stube, welche die Werkstätte des Schusters war, und in welcher er mit zwei Gesellen arbeitete. Er rückte kaum die Kappe, und er und sein Weib machten Mienen, die mir wohl zu verstehen gaben, daß ich ihnen höchst unwillkommen sei. An die Werkstätte stieß das kleine Zimmer, welches ich bewohnen sollte. Schon an der Thüre desselben wurde ich von einem unangenehmen Geruche wieder zurückgetrieben und ich entfernte mich sogleich mit den Worten: Hier kann ich nicht wohnen.

Aber wu denn sunst? fragte der Pandur, umsunst ist nicht zu bekummen besser.

Gut, antwortete ich, so sucht mir für mein Geld eine bessere Wohnung. Ich gehe indessen wieder in das Kaffeehaus, dorthin bringt mir die Nachricht, ich werde auch ein gutes Trinkgeld geben.

Ah! um Geld ist Alles zu haben; sprach der Pandur schmunzelnd und eilte fort.

Im Kaffeehaus fand ich meinen lelke pastor wieder, und als ich ihm die mir bestimmte Wohnung mit grellen und etwas komischen Farben geschildert hatte, schrie er laut: Pfui Teufel! Amice, du bleibst bei mir, wenn du

willst, ich hab Zimmer frei, soll dir an nichts fehlen, und meine Wirthschafterin wird dir gute Suppe kochen und auf dich schauen, aber nur bitte ich dich sag ihr nicht, daß sie dick ist, das kann sie nicht leiden; du wirst aber sehen, sie ist sehr dick.

Das ist wahrlich sehr freundschaftlich von dir gegen einen so nagelneuen Bruder wie ich bin, antwortete ich, aber ich nehme dein liebreiches Anerbieten an.

Recht ists, komm gleich, sagte er und wir gingen.

Auf dem Wege begegneten wir dem Panduren, dem ich das ihm versprochene Trinkgeld gab und ihm auftrug, meinen Reisegefährten auf dem Schiffe zu melden, daß ich bei dem Herrn Pfarrer wohnen werde, und meinem Amtsdiener zu sagen, daß er mir mein Bettgewand dahin schaffe.

Was Bettgewand? schrie der Pfarrer etwas aufgebracht, glaubst du, hab ich kein Bett? hab ich fünf Bett, gute Bett, hochmächtige Bett, du dünne Fahnstangen kannst dich doppelt hineinlegen, du wirst liegen wie Prinz.

Das Pfarrhaus war eben auch ein ebenerdiges Haus wie alle übrigen, aber reinlich und wohnlich. Die allerdings sehr dicke Wirthschafterin schnitt keine Gesichter, als ihr der Pfarrer den Gast brachte, sondern nahm mich sehr freundlich auf und erschien schon nach einer halben Stunde in einem besseren Kleide.

Wir verzehrten alle drei ein gut zubereitetes Nachtmahl und tranken guten Wein, dabei mir aber der Pfarrer das Wässern nicht litt, und die Frau Wirthschafterin mich entsetzlich zum Essen nöthigte. Während dem erzählte mir mein Hauswirth, daß er schon lange hier Pfarrer sei, aber ein sehr ruhiges Leben führe, da er nur Hirte von sehr we-

nigen Schäflein sei, da alle übrigen Einwohner sich zur griechischen Religion bekennen. Ich lese gewöhnlich am Sonntag meine Messe, sagte er, dann fahre ich, wenn ich keinen bedenklichen Kranken weiß, in die Nachbarschaft, und bleibe aus bis wieder zum Sonntag. Er empfahl mir nebstbei einige Einwohner von Betse, bei denen er mich einzuführen versprach, und lobte vor allen den Arzt, der sehr geschickt sei und eine wunderschöne Frau habe.

Als wir uns zu Bette begaben, bat ich ihn, mir ein Buch zu leihen, da ich jeden Abend im Bette zu lesen gewohnt sei. Ja, antwortete er, da wird es schlecht ausschauen, hab' ich nichts als Bibel, Brevier, Predigtbücher, und „Temesvarer Zeitung".

Je nun, sagte ich, morgen ist ja Sonntag, und da liest du Messe?

Muß ich.

Nun so gib mir Ministrirbüchel, ich will es heute noch auswendig lernen und morgen dien' ich dir „ein frommer Knecht" bei der Messe.

Das ist schön, das ist brav! rief der Pfarrer, gab mir das Ministrirbüchel, und begleitete mich in mein Schlafgemach.

Ich fand ein weißes Bett sogar mit himmelblauen Schleifen geziert, und auf dem Nachttische zwei Flaschen, die eine mit Wein, die andere mit Wasser gefüllt, und ein Glas.

Wozu das? fragte ich lachend.

Kann bei Nacht Durst auskommen, antwortete der Pfarrer, ist schon so der Brauch bei mir. Hierauf fragte er mich noch, was ich morgen frühstücken wolle, Kaffee oder Chocolade; aber bevor ich noch geantwortet hatte,

fiel die Frau Haushalterin schon ein: Es ist nicht artig, Herr Pfarrer, darum zu fragen, es wird Beides bereitet sein.

Sie wünschten mir eine gute Nacht und gingen, ich bettete noch mein Bett um und warf ein paar Unterbetten heraus, um nicht auf Flaumen zu liegen, legte mich dann nieder, lernte noch geschwind das Ministriren auswendig, und schlief dann ruhig, bis man mich am hellen Morgen weckte.

Ein wohlwollender Freund kann uns jeden Winkel der Erde zum Paradiese machen, davon hat mir mein guter Pfarrer in Török-Betse einen Beweis geliefert. Er überhäufte mich mit Freundschaftsdiensten aller Art, führte mich abwechselnd in gesellschaftlichen Häusern und bei Grundbesitzern, hier G r u n d h e r r e n genannt, ein, wo ich mich, besonders bei Einem derselben, Namens Karaczony, sehr heimisch fand.

Ich muß doch das Leben eines solchen Grundherrn, der ein kleiner König auf seinem Gute war, ein wenig beschreiben. Mag wohl sein, daß es jetzt anders ist, damals war es so, wenigstens in der Regel, Ausnahmen gab es auch zu jener Zeit.

Man stelle sich einen Complex, von einer sehr großen Anzahl von Grundstücken: Aeckern, Wiesen, Weingärten, Auen, Haiden u. s. w. Diese läßt der Grundherr durch seine Unterthanen bearbeiten und genießt davon ein sehr reichliches Einkommen. In der Mitte dieser Besitzung steht von mehren ärmlichen Hütten umgeben sein großes, bequem eingerichtetes, aber auch ebenerdiges und mit Rohr gedecktes Haus. Es schließt Alles in sich, was zum Wohlleben gehört: Schlafgemach mit schwellenden Divans, Gesellschaftszimmer, Spielzimmer, zwei Küchen (denn er hat

Koch und Köchin) Billardzimmer, Fremdengemächer, Garderobe, Waffencabinet. Ich habe bei einem dieser Grundherrn zu Mittag gespeist, und es wurden 30 der feinsten Speisen und 12 verschiedene Weine aufgetischt. So ein Mann jagt, fischt, tafelt, fährt mit vieren, auch wohl mit sechsen spazieren; ja, man muß sagen, wenn das Glück blos am Ueberfluß in körperlichen Genüssen besteht, so waren diese ungarischen Grundherren die glücklichsten auf der Welt. Mein Pfarrer führte mich zu Einem, welcher sogar in einem eingehegten Platze Wildschweine besaß.

Was sie aber besitzen, das theilen sie auch gerne mit. Ich habe nirgends so unbegrenzte Gastfreundschaft gefunden, als im tiefen Ungarn. Man kann nicht eine Minute im ganzen Tage bei einem solchen Herrn sein, ohne daß der Tisch nicht voll Eßwaaren und Getränken steht und ich erinnere mich eines Grundherrn, bei welchem ich mit meinem Pfarrer 4 Tage zubrachte, und der, als wir am 5. Abschied nehmen wollten, seinen Säbel zog und schrie: Wenn Ihr nicht noch bleibt bei mir, so hau ich Euch zu Gulaschfleisch zusammen.

Alles das, was ich eben von den Gutsherrn im Allgemeinen sagte, läßt sich nicht aber auch auf Herrn Karaczony anwenden, von welchem ich früher sagte, daß ich mich in seinem Hause so heimisch fühlte. Hier herrschte gemäßigtere Genußsucht und feinere Sitte, woran wohl auch seine Gattin, eine sehr liebenswürdige Frau, Ursache war. In ihrem Schlafgemache fand ich auf dem Nachtkästchen sogar einen Band von Jean Paul aufgeschlagen.

So verfloß mir die Zeit, geleitet von meinem freundlichen Pfarrer, sehr angenehm. Er versäumte nicht, mir Unterhaltungen aller Art zu verschaffen, er führte mich im Hause des dortigen Arztes ein, er lud mir, wenn wir

zu Hause speisten, Gäste. Wir gingen mit einander Vögel schießen, wozu man in dieser Gegend kein guter Schütze zu sein braucht. Es ist nicht weit von Betse eine Ebene, die man „bei den Kreuzen“ nennt, wenn man sich da mit dem geladenen Gewehre im Arme hinsetzt und einschlummert, so wird man plötzlich durch ein lautes Gekrächze geweckt, man blickt empor und sieht über sich eine schwarze Wolke von vielen tausend Wasservögeln vorüberziehen, man braucht das Gewehr nicht an die Wange zu legen und zu zielen, man drückt dasselbe los, so wie es Einem im Arme liegt, wenn nur der Lauf in die Höhe steht, und 10 bis 12 Vögel fallen herab.

Ich habe in diesem Sumpf-Sibirien auch schaugespielt. Die ganze dortige dramatische Gesellschaft bestand aus Vater, Tochter und einem zum Künstler gepreßten Schneidergesellen. Sie führten aber demungeachtet auch größere Stücke auf, wie z. B. „Doctor Faust“, in welchem der Schneider den Faust, der Vater Director den Mephisto und zugleich den Kasperl, Diener des Faust, und die Tochter das Käthchen und zugleich einen Engel vorstellte, welcher den Faust immer auf guten Weg zu locken sucht. Der Faust war ein echt ungarischer Faust, der alle dritte Wort mit einem terremtete herumwarf, und den größten Effect im Stücke machte eine Scene, in welcher Mephisto den Faust zu einer Schandthat verführen will, und der Engel, dessen Zureden nichts mehr helfen will, den Teufel hinten beim Appendix faßt, um ihn wegzuziehen und ihm endlich dieses ausreißt. Das verehrungswürdige Publicum brach dabei in ein wieherndes Gelächter aus, und nur ein kleiner Knabe, welcher sich fürchtete, fing zu heulen an.

Nun hatte der arme Teufel von Director das Fieber

bekommen, der Schneider war durchgegangen und das arme Mädchen wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Ich erbarmte mich ihrer, studirte mit ihr ein kleines Lustspiel „Domestikenstreiche“, worin nur zwei Personen beschäftigt sind, ein, und sie machte dadurch eine bisher unerhörte Einnahme von 19 fl. in Bankozetteln, wozu mein Pfarrer allein 5 fl. beitrug und mir nach der Vorstellung das ungeheuere Lob ertheilte, ich verdiente auf dem Theater in Temesvar zu spielen.

Der kleinste aller Götter lenkte hier in Betse mein Schicksal so, daß ich trauriger von dort wegging, als ich ankam.

Wenige Tage nach meiner Ankunft ging ich nachdenklich durch das Dorf. Das Wetter war mild, und vor vielen Häusern saßen die Bewohner auf ihren Bänken und genossen den lieblichen Abend.

Vor einer der nettesten Rohrhütten saß eine alte Frau und ein Mädchen, — ein Mädchen, wie ich keines mehr gesehen habe. Ihre griechische Abkunft war an der herrlichen Linie, welche ihre Stirne mit ihrer Nase bildete, nicht zu verkennen. Dabei besaß sie das Auge und das Füßchen einer Französin, den üppigen Wuchs einer Italienerin und den unwiderstehlichen, gutmüthigen Zug um den Mund einer Deutschen. Ich würde sie nicht bemerkt haben, hätte mir die Mutter nicht einen freundlichen „guten Abend“ geboten, aber dieser Abend wurde für mich zum Morgen vieler herrlichen Tage.

Ich trat zu den Frauen, sprach mit ihnen, setzte mich dann zu ihnen auf die Bank, und ich glaube wahrhaftig, ich säße noch auf der kleinen Bank in Török-Betse, hätte die Mutter nicht gesagt: Jetzt komm, Katharina, der Nebel

fällt sehr stark und es wird schon spät. Sie verzeihen, sprach sie dann zu mir gewandt und ging dann mit der Tochter ins Haus.

Ich weiß nicht was ich antwortete, allein das weiß ich, daß ich noch eine Glockenstunde auf der Bank sitzen blieb, aber genau auf das Plätzchen hinrückte, auf welchem Katharina gesessen hatte, daß ich nicht das Mindeste von dem giftigen Nebel verspürt', und daß es mir einmal vorkam, als ob sich das Fenster hinter mir öffnete und eine süße Stimme mir noch eine gute Nacht zuflüsterte.

Ich zählte damals 28 Jahre und hatte ein leicht verwundbares Herz. Ich glaube, ich wäre in Betse selbst in ein häßliches Mädchen blos aus Langeweile verliebt geworden; und nun gar in eine solche Schönheit!

Ich suchte Eintritt ins Haus und fand ihn durch meines Pfarrers Vermittlung ohne Schwierigkeit. Katharina war fröhlich und äußerst gutmüthig, sie gestand mir, daß sie mich lieb habe und bald wandelten sich Betse's Rohrhütten für mich in Paläste um, die Sumpfvögel sangen mir wie Nachtigallen, ich fand die Wassermelonen delicat und die lehmigen Gassen hinderten mich nicht, täglich wenigstens viermal an Katharinens Haus vorüberzugehen, um von ihr einen Blick zu erhaschen. Ich glaube, wenn das gute Kind darauf gedrungen hätte, ich würde sie damals vom Flecke weg geheiratet haben, allein mein Schutzgeist hat mich vor der Ehe auch in den gefahrvollsten Lagen bewahrt.

So lebten wir selig wie die Engel im Himmel von der Anschauung, zwei Monate in dieser Seligkeit, aber plötzlich ertönte der Ruf zum Aufbruche.

Man erlasse mir den Abschied zu beschreiben. Wir

schwuren uns Liebe über die Ewigkeit, wir lagen einander in den Armen und weinten die bittersten Thränen. Ich schenkte Katharinen zum Andenken ein kleines goldenes Nadelbüchschen, ein theures Erbtheil meiner verstorbenen Mutter.

Ich muß hier der chronoligischen Ordnung, welche ich in meinen Memoiren beobachte, vorgreifen und die gewiß interessante Geschichte dieses Nadelbüchschens hier zu Ende führen.

Im ersten Jahre drängten sich die Briefe von beiden Seiten, jeder war zu kurz, jeder blieb zu lange aus. Im zweiten Jahre fing ich erst an zu bemerken, daß Katharina viel orthographische Fehler mache, im dritten schrieben wir uns jeden Monat einmal, im vierten alle Vierteljahre, endlich blieben die Briefe ganz aus, und nur manchmal tauchte noch die Erinnerung an jene Zeit, gleich einer Sternschnuppe auf, verschwand aber auch wie diese gleich wieder. Einmal brachte mir ein Kornlieferant aus jener Gegend einen Gruß von Katharina und nahm wieder einen von mir zurück.

Im Jahre 1816 erfuhr ich durch einen Wieselburger Fruchthändler, das gute Mädchen sei gestorben. Diese Nachricht ergriff mich tief, ich schrieb an die Mutter, um Gewißheit zu erlangen; es war wirklich so, die Jungfrau war hinüber gegangen. Ich muß gestehen, daß ich nun öfter an sie dachte, als früher, da sie noch am Leben war, und daß es mir oft ein inniges Vergnügen machte, mich im Gedanken in jene Zeit zu versetzen, wo mir das Mädchen ein unwirthbares Land zum Eden umschuf.

Im Carneval des Jahres 1820 besuchte ich die Redoute in Wien. Ich war erst ein paar Male den vollge-

pfropfen Saal auf und ab gegangen, als zwei Frauenmasken vor mir stehen blieben und mich einige Augenblicke starr ansahen. Sie waren als Zauberinen gekleidet.

Warum betrachtet Ihr mich so fest? fragte ich sie, gefall' ich Euch vielleicht?

Nicht im mindesten, antwortete die Eine, ohne ihre Stimme zu verstellen, aber in einem fremdartigen Dialecte. Nicht im mindesten. Wie sollte uns auch ein Eidbrüchiger gefallen?

Eidbrüchig, ich? erwiderte ich lächelnd und hatte bereits den Arm der Maske gefaßt und war mit ihr weiter gegangen. Ich schwöre nicht gerne, und wenn ich ein Wort gebe, auch ohne Eid, so halte ich es.

Die Maske lachte so laut, daß Alles um uns stutzte. Hast du dieses Wort auch gehalten? fragte die Zauberin, drückte mir schnell ein Papier in die Hand, und indem ich meinen Arm aus dem ihrigen zog, um das Billet zu öffnen und zu lesen, war sie mit ihrer Freundin im Gewühle verschwunden.

Ich öffnete das Papier und erblickte meine Schriftzüge. Es war ein abgerissenes Stück eines Briefes, welches nur die Worte enthielt: „im Leben und Tode der Deinige" und darunter meine Namensunterschrift. Ich konnte mich in diesem Augenblicke nicht besinnen, an wen ich diese Worte geschrieben haben mochte; denn — aufrichtig gestanden — ich hatte diese Endphrase wohl schon öfters gebraucht, allein eben dadurch wurde mir dieses Abenteuer noch interessanter. Ich hielt keiner weiteren Intrigue von Masken mehr Stich, und suchte nur meine beiden Zauberinnen auf, die ich in der gedrängten Menge erst nach einer Stunde wieder fand.

Ich klammerte mich an sie, führte sie in die sogenannte Seufzerallee, wir setzten uns in eine Wandvertiefung, und hier versuchte ich nun alles Mögliche, um zu erfahren, wer die Masken seien. Es sprach immer nur die Eine, von der Andern vernahm ich kein Sterbenswort. Die Rednerin sprach artig, angenehm, mitunter auch witzig, ich konnte aber aus Allem, was sie sagte, auch nicht die kleinste Vermuthung ziehen. Ja, sie schien vielmehr mich ausholen zu wollen, statt sich selber zu verrathen.

Lange waren wir so gesessen und ich war immer so klug als zuvor, als die räthselhafte Maske aufstand und mich bat sie jetzt zu verlassen, da sie noch mit mehren Bekannten sich einen Spaß machen wolle. Nein! rief ich aus, ich verlasse dich nicht mehr, ich folge dir auf dem Fuße, ich muß erfahren, wer du bist, und sollte ich auch zu Fuße dem Wagen nachlaufen, der dich nach Hause bringt.

Sei discret, antwortete die Zauberin mir mit dem Finger drohend, ich will es auch sein. Wenn du mich jetzt allein läßt, so versprech ich dir, mich um 5 Uhr früh wieder hier an demselben Platze einzufinden. Wir gehen dann mit einander zur Garderobe. Ich lege dort die Maske ab, hole meinen Mantel und du sollst sehen, wer ich bin. Damit du aber überzeugt bist, daß ich Wort halte, so gebe ich dir hier ein Pfand, daß ich bei Gott nicht gerne zurücklassen würde. Sie griff in ihren Busen, nahm etwas heraus, drückte es mir in die Hand und sprang fort. Ich schaute, es war — ja, es war dasselbe Nadelbüchschen, welches ich im Jahre 1809 Katharinen zum Abschiede gegeben hatte.

Ich stand staunend, und ein unheimliches Gefühl

preßte meine Brust. Ich konnte die Stunde kaum erwarten, zu welcher mir die Maske das Stelldichein gegeben, und saß schon lange früher an der bezeichneten Stelle.

Die Masken erschienen richtig, wie sie es versprochen hatten. Die Eine faßte mich am Arme und sprach: Komm mit uns zur Garderobe, deine Neugierde soll befriedigt werden. Wir gingen zur Damengarderobe, welche damals im kleinen Redoutensaale, gerade unter dem Orchester bestand und nur einen Eingang hatte, der auch zugleich der einzige Ausgang war. Ich setzte mich hart vor demselben nieder, und die Damen gingen hinein, um sich zu demaskiren und ihre Mäntel zu holen.

Ich wartete mit der größten Ungeduld, ich sah jeder aus der Garderobe kommenden Dame ins Gesicht, musterte ihre Kleidung, meine Zauberinen erschienen nicht. Ich wollte in die Garderobe schauen, der wachhabende ungarische Grenadier wies mich mit den Worten zurück: „Nix Mannsbild!“ Der Saal wurde nach und nach leer. Man fing schon an die Lichter auszulöschen, meine Masken erschienen nicht. Endlich trat auch die Gardobiere aus der Garderobe und schloß die Thüre derselben. Es befand sich keine Maske mehr darin, meine Zauberinen waren verschwunden und ich habe nie mehr etwas von ihnen gehört.

Ich kehre nun wieder nach Török-Betse zurück.

In meinen müßigen Stunden habe ich in Ermangelung anderer Bücher zwei aus der geistlichen Bibliothek meines Pfarrers genommen und gelesen, welche die Quintessenz aller wahren Weisheit enthalten, und welche mich seitdem (der Pfarrer schenkte sie mir zum Angedenken) nie mehr verlassen haben. Diese Bücher sind: „Jesus Si-

rach" und „Thomas von Kempis." Ich habe in diesen und in Zschokkes herrlichen „Stunden der Andacht" Ermunterung, Muth, Trost Rath und Beruhigung in allen Lagen meines Lebens gefunden.

Am Vorabende meines Namenstages regalirte mich mein lelke pastor auch mit einer Serenade und mit einem Tanze. Er hatte hiezu eine Zigeunerbande bestellt, welche ungarische Nationaltänze mit vieler Virtuosität aufspielten, allein ich vermißte doch mit wahrer Sehnsucht meinen gemüthlichen österreichischen Ländler. Die ungarische Tanzmusik scheint mir mit dem ungarischen Tanze nicht ganz im Einklange zu stehen. Die Musik hat etwas Schwermüthiges, weil ihr Grundton immer ein minor Ton ist, während der Tanz in lustigen Sprüngen und Zusammenschlagen der Füße, um die Sporen klingen zu machen, besteht. Uebrigens verstanden bei unserem Pfarrerballe auch einige Frauen recht gut zu walzen, und ich drehte aus Dankbarkeit auch die Frau Wirthschafterin mit ziemlicher Mühe im Kreise herum.

Endlich hatten wir Befehl erhalten, mit den uns anvertrauten Gütern nach Temesvar abzugehen. Zwei Tage nach dem Balle nahm ich herzlichen Abschied von meinem guten Pfarrer, der mir noch die früher erwähnten zwei Bücher und eine Wolfsmütze zum Andenken gab, seine Wirthschafterin aber hatte für mich Kuchen gebacken, welche mir dort geschmeckt hatten, und mir nebst diesen noch einen ganzen Schinken, ein Pfund Chocolade und ein Paar von ihr selbst gestickte Pantoffel in einen Bündel zusammengepackt und drückte mir wirklich mit Thränen in den Augen die Hand, vermuthlich weil ich ihr die ganze Zeit

meines Hierseins nicht gesagt hatte, daß sie dick sei, und sogar behauptet hatte, daß sie gut und leicht tanze.

Ihr lieben, freundlichen Leute! ich sage euch jetzt nach fünfzig Jahren noch meinen verbindlichsten Dank für die Güte und Liebe, womit Ihr mich bei euch aufgenommen und behandelt habt. Euch, die Ihr damals nichts als die „Temesvarer Zeitung" gelesen habt, werden wohl diese Zeilen nicht zu Gesichte kommen. Ihr lebt wohl nicht mehr, und wenn Ihr lebt, so denkt Ihr doch nimmer auf den armen Flüchtling, aber er erinnert sich euer noch oft, und wie ihm auch in der Folge in seinem Leben gute, wohlwollende Menschen vorgekommen sind; so freundlich und zuvorkommend war doch Keiner als der Pfarrer von Török-Betse und seine Haushälterin.

In Temesvar angelangt, meldete ich mich bei dem Hofrathe, welchem die Leitung der Transporte übertragen war, und erhielt die Weisung, für mich eine Wohnung zu suchen und die ständischen Güter in einer, zum kirchlichen Gebrauche jetzt nicht mehr verwendeten Capelle einzustellen. Eine Wohnung war bald gefunden, und meine 15 Kisten schon am nächsten Tage in sichern Gewahrsam gebracht.

So war ich denn nun ganz frei und sorgenlos, hatte nichts mehr zu überwachen als mich selbst und konnte mich ganz dem dolce far niente hingeben.

Ich hatte mir Temesvar als ein gräuliches Nest, mitten in Sümpfen gelegen, vorgestellt, ich wurde daher sehr angenehm überrascht, als ich eine recht freundliche Stadt fand, welche die Einwohner nicht ganz ohne Grund „klein Wien" nennen; denn das Leben daselbst ist recht bewegt. Um die Stadt herum befinden sich Gasthäuser mit Gärten, in welchen Musik gehalten wird, und welche

stark besucht werden. Auch ein erträgliches Theater war da und selbst ein Buchdrucker, welcher aber nichts als raizische Gebetbücher und rubricirte Bogen für die Kanzleien druckte. Bei vielen Grundherren fand man in der Umgegend freundliche Aufnahme, darunter sich besonders die Herren Kis und Laszar auszeichneten, bei welchen ich so wie in dem nahen Dorfe Moschnitz viele angenehme Stunden zubrachte.

Was mir aber Temesvar vor allem angenehm machte, war, daß ich dort gute Gesellschaft und auch ein anmuthiges Liebchen fand; denn nie ohne dieses!

Es befanden sich daselbst, ebenfalls auf der Flucht, mehre Herren, welche ich schon von Wien aus kannte, unter Andern die ganze Familie des Hoffourirs Comper, Mann, Frau und drei Töchter. Bei diesen hielten wir Menage und kamen auch täglich Abends zusammen, wo wir uns auf verschiedene Art mit Spiel, Musik, Gespräch u. s. w. sehr angenehm unterhielten. Es befanden sich in dieser Gesellschaft die allgemein geachteten Herren von Hauer, jetziger Vicepräsident, und der k. Hofrath und Cabinetsdirector von Schreibers.

Die Direction des dortigen Theaters führte damals ein Herr Bladl, seine Frau war jene Madame Huber, welche früher bei dem Schikanederschen Theater auf der Wieden als Sängerin nicht unrühmlich bekannt war, und deren beide Töchter, die ältere mit dem Bassisten Seippelt verheiratet, die jüngere Mlle. Huber, später eine Zierde des in seiner Blüte gestandenen Leopoldstädtertheaters, waren ebenfalls Mitglieder der dortigen Bühne. Die Bekanntschaft war bald gemacht, und da Director

Bladl zu Gastrollen nach Pest reiste, vertraute er mir in seiner Abwesenheit die Theaterdirection an.

Jetzt war ich so recht in meinem Esse. Theaterdirector! Das Höchste, was mir in meiner Jugend vorschwebte. Wo ist der junge Mann, der sich nicht einbildete, ein Theater dirigiren zu können? und wo ist der junge Mann, der es wirklich kann?

Was mich betrifft, so hatte ich mir seit meinen frühesten Jahren Erfahrungen genug zwischen den Coulissen gesammelt, ich hatte die Schauspieler und ihre Launen durch und durch kennen gelernt, und ich habe immer gefunden, daß Geld und Festigkeit die zwei einzigen Mittel sind, sich als Theaterdirector zu behaupten, denn ohne Festigkeit verliert man sein Geld, und ohne Geld nützt die Festigkeit nichts.

Ich übernahm also die Temesvarer Theaterdirection auf zwei Monate an einem Donnerstage mit Schauspielern und Musikern, Garderobe und Bibliothek, aber — ohne Kreuzer Geld; denn Bladl besaß gerade noch so viel, um die Reise nach Pest bestreiten zu können, und ach! der nächstfolgende Sonnabend war schon der anberaumte Tag zur Auszahlung der Gagen. Leichtsinnig, wie ich war, und auf meinen Glücksstern vertrauend, kümmerte mich aber dies nicht sehr, besonders da ich mir auf meiner Reise bei dem wohlfeilen Leben in Ungarn von meinen Diäten ein Sümmchen erspart hatte, welches ich in die Schanze zu schlagen beschloß.

Gleich am ersten Tage war eben die Generalprobe von einem neuen Localstücke mit Gesang festgesetzt. Ich befand mich auf dieser Probe, und als das Orchester die Ouverture probirt hatte, ging man gleich auf die andern

Musikstücke über, welche man alle nach der Reihe probiren, und dann erst auf die Prosa übergehen wollte. Ich im Gegentheile verlangte, daß Prosa und Musik im Zusammenhange, wie bei der Aufführung, probirt werden sollte. Der Herr Musikdirector aber erklärte mir, das sei hier immer so der Brauch gewesen, und die Musiker könnten nicht so lange hersitzen, bis das ganze Stück probirt sei. Da ich auf meinem Willen bestand, so legten wirklich schon alle Musiker ihre Instrumente weg und nahmen ihre Hüte. Ich erklärte ihnen hierauf, wenn sie gehen wollten, so können sie es thun, aber für sie gebe es dann auch Sonnabends keine Gage. Sie sahen mich dann einander großmächtig an, nahmen ihre Instrumente wieder, und das erste Scharmützel war durch Festigkeit gewonnen.

Das neue Stück war für den Sonntag zur Aufführung bestimmt, ich gab es am Sonnabend, da ich für den Sonntag ohnedies eine bessere Einnahme hoffen durfte, und war daher zwei Tage mit der Einnahme zufrieden.

Am ersten Gagentage mußte ich freilich ein bedeutendes Sümmchen darauf bezahlen, und außerdem noch der Frau Bladl etwas auf ihre Haushaltung vorschießen, aber bald ging es besser. Es glückte mir, die Leute in das Theater zu locken. Ich arrangirte Tableaux, ich führte in jeder Woche zwei Neuigkeiten auf, ich stoppelte selbst ein kleines Vorspiel zusammen mit dem anziehenden Tittel: „Temesvar, das kleine Wien.“ Da eben des Kaisers Namenstag fiel, so verfaßte ich ein Stück mit Musik und Tanz, Militär und Pantomime, Kränzen und Porträt, Wolken und griechischem Feuer; Seippelt componirte die Musik dazu, und das Unerhörte geschah, ich mußte es

auf allgemeines Verlangen zwei Abende nach einander aufführen lassen.

Es wäre wohl auch meine Galle etwas in Aufregung gebracht worden, wenn ich überhaupt welche im Leibe hätte, allein ich zog mich mit meinem Phlegma und meiner Entschlossenheit überall glücklich heraus. So z. B. war beim Theater auch eine recht hübsche Schauspielerin, welche sich erbärmlich darüber grämte, daß sie neben der Huber immer untergeordnete Rollen spielen mußte. Eines Morgens kam sie zu mir, weinte bittere Thränen, und Thränen aus den schönsten schwarzen Augen, welche man nur sehen kann. Weichherzig, wie ich bin, führte ich das nächste Mal zwei Stücke auf, in deren Einem sie, in dem andern die Huber eine Paraderolle hatte, beide wurden vorgerufen, und der Friede war wieder hergestellt, und trug mir nebenbei noch zärtliche Händedrücke von beiden ein.

Ein anderes Mal wurde mir der Schauspieler, welcher Abends den Rath Mirtenthal im „seltenen Prozeß," spielen sollte, zu Mittag plötzlich krank. Alles wunderte sich nicht wenig, als das Stück dennoch nicht abgesagt wurde, aber noch größer war die Verwunderung, als ich Abends als Mirtenthal gekleidet in die Garderobe trat und die Rolle selbst spielte. Ich konnte das leicht thun, da ich diese Rolle schon oft auf Haustheatern gespielt hatte. Das Theaterpersonale bekam aber dadurch einen gewaltigen Respect vor mir.

Einen sehr schweren Stand hatte ich mit einem der höhern Beamten in Temesvar. Der Mann hatte eine Loge ganz am Ende des Auditoriums, er wollte daher eine im Proscenium haben, welche ein Fremder für 4 Monate abonnirt hatte, und ersuchte mich, diesen Wechsel zu

bewerkstelligen. Ich that mein Möglichstes, aber der Fremde wollte von seinem Rechte nicht ablassen. Der Herr Beamte, welcher meinte, es müsse Alles sich seinem Willen fügen, beschloß nun, am folgenden Abend um eine Viertelstunde früher in des Fremden Loge zu gehen und nicht mehr daraus zu weichen. Das konnte einen öffentlichen Skandal geben. Ich ging also zu dem Herrn Stadtkommandanten, setzte ihn von dem Ganzen in Kenntniß, und der wackere Mann war sogleich bereit, den Fremden in seinem Rechte zu schützen. Er ließ zwei Mann Wache, welche den Beamten persönlich kannten, schon um 6 Uhr zur Logenthüre des Fremden stellen, mit der Ordre, den Beamten nicht in die Loge zu lassen. Dieser kam mit seiner Familie, aber ein fürchterliches: „Nix passirt!" donnerte ihm entgegen, er mußte sich in seine frühere Loge begeben, und der Fremde nahm die seinige. Etwas boshaft hatte ich den ganzen Vorfall unter das Publikum gebracht, das Theater wurde schon deswegen stark besucht, und der arrogante Beamte wurde von dem ganzen Auditorium ausgelacht, als man ihn in die verschmähte Loge treten sah.

Nach 2 Monaten und 4 Tagen mußte ich bei Bladl's Zurückkunft von meinem Theaterthrone wieder herabsteigen, hatte aber das Vergnügen, die Direction ohne rückständige Schulden und sogar mit einem baaren Ueberreste von 152 fl. Bankozettel in die früheren Hände wieder zurück zu legen.

Sic transit gloria mundi.

Der für Oesterreich unheilvolle Krieg des Jahres 1809 war zu Ende, der Friede geschlossen und alle Flüchtlinge erhielten Befehl, mit den ihnen anvertrauten Gütern wieder in die Hauptstadt zurückzukehren.

Auch ich erhielt diesen Befehl, und es wurden mir nebst meinen ständischen Gütern zu meinem Transporte auch noch Effecten der k. k. Hofkammer beigegeben.

Wer jemals eine Reise unter den fürchterlichsten Widerwärtigkeiten gemacht hat, eine solche, wie ich von Temesvar nach Wien, hat er doch nicht gemacht.

Mein Transport umfaßte 20 Wagen mit Kisten beladen. Das Gespann bestand aus Pferden etwas größer als Katzen, welche statt mit Riemzeug mit Stricken angespannt waren, und die Kutscher waren Walachen, von denen Keiner ein Wort deutsch verstand. Ich bekam zu diesem Ende einen Schaffer mit, welcher nebst dem Walachischen etwas deutsch radebrach.

Denke man sich nun, was es Entsetzliches ist, wenn man im November im Banate, wo die lehmigen Wege grundlos sind, und die Wagen oft bis an die Achsen stecken blieben, einem Train von 20 Wagen in seiner Kalesche immer im Schritte hinterdrein fahren muß, wenn von den 20 Wagen immer mehre um einige hundert Schritte weiter vorwärts sind und man sie aus dem Gesichte verloren hat, und das aus der Ursache, weil bei einem Gespann irgend ein Strick gerissen ist, der wieder zusammengebunden werden muß, wodurch es geschieht, daß dieser Wagen und die nachfolgenden eine Viertelstunde auf offener Straße stehen bleiben müssen. Erwäge man noch überdies, daß man oft in einem halben Tage kein Dorf erreicht und daß ich mit meinem Train nur allein auf der Reise bis Pest dreimal die Nacht unter freiem Himmel zubringen mußte. Ueberdies bedurften wir zu unsern 20 Wagen 50 Pferde, und da wir mit Vorspann reisten, mußten die Pferde in jeder Station gewechselt werden.

Kamen wir nun in einer Station an und ich meldete mich beim Stuhlrichter mit meiner diesfälligen schriftlichen Legitimation um frische Pferde (wo es ein paar Mal geschah, daß ich vom Wirthshause zu dem gerade gegenüber wohnenden Stuhlrichter wegen des ungeheueren Kothes nicht einmal gehen konnte, sondern hinüber reiten mußte), so dauerte es Stunden lange, ja auch einen halben Tag, bis so viele Pferde, welche meist auf den Feldern sich befanden, aufgebracht waren, und man wird es begreiflich finden, daß ich 15 Tage brauchte, um die Strecke von Temesvar bis Pest (ungefähr 30 Meilen) zurückzulegen.

Die ganze Verantwortung lag mit der Pflicht, die mir anvertrauten Effekten glücklich und unversehrt nach Wien zu bringen, auf mir, ich mußte daher gegen meine Fuhrleute, die armen walachischen Bauern, eine Strenge walten lassen, welche ganz gegen meine Natur ist, ja ich mußte sogar einen solchen armen Teufel prügeln lassen, obwohl ich eine solche Strafe nicht einmal gegen meinen Hund anwende; allein ich konnte nicht anders, wollte ich anders mein Ziel erreichen.

In den ersten beiden Tagen geschah es, daß bald dieser bald jener Kutscher an seinem Wagen oder an seinen Pferden etwas zu verbessern oder in Ordnung zu bringen hatte, und dadurch wurde der ganze Zug getrennt und in der Fahrt aufgehalten. Das durfte ich nicht leiden, ich ließ also alle Fuhrleute am vierten Tag Morgens, bevor wir wegfuhren, zusammentreten, und erklärte ihnen, daß ich den Ersten, der unsere Fahrt aufhalten würde, auf der Straße niederlegen und ihm zehn Streiche werde geben lassen.

Was man verspricht, muß man halten. Bei dem

nächsten Fall ließ ich also von den Kutschern auf der Straße einen Kreis schließen und den Schuldigen auf die Erde legen. Da fielen die Walachen alle auf die Knie und baten für ihren Kameraden um Pardon. Der Schaffer aber bat mich, ich möchte mich ja nicht erweichen lassen. Der arme Teufel bekam also seine 10 Streiche, und ich hatte in der Folge nicht mehr Ursache hart zu sein.

Wenn wir des Abends kein Dorf erreichten und unter freiem Himmel campiren mußten, war meine Lage eine fürchterliche. Der feuchten Kälte ausgesetzt, mußte ich dennoch alle Stunden eine Runde um meine Wagen machen, um zu sehen, ob die ausgestellten Wächter nicht schliefen, und ob nicht etwa Einer unter seinem Wagen liegend Tabak rauche, wie es diese Leute zu thun gewohnt sind.

Ich dankte Gott inbrünstig, als ich in Pest glücklich ankam; denn von hier aus ging die Fahrt besser und schneller von Statten.

Ich habe von meiner ungarischen Reise nur noch eine kleine komische Episode jetzt zum Schlusse mitzutheilen.

Ich kam mit meinem Transport Abends um 5 Uhr auf der letzten Post vor Wien in Schwechat an. Die Pferde waren schon ermüdet, und es war daher unmöglich, diesen Abend noch in die Residenz zu fahren.

Acht volle Monate war ich von meiner lieben Vaterstadt und von meinen lieben Freunden darin entfernt, und jetzt so nahe, in 2 Stunden konnte ich dort sein, es war erst 5 Uhr Abends, und ich sollte hier bis am nächsten Morgen noch bleiben. Seit der ganzen langen Zeit war meine Sehnsucht nach meinem lieben Wien und meine Begierde, es wieder zu sehen, nicht so groß, als an diesem Abend.

Da geschah es auch noch, daß ein Wiener Fiaker vor dem Wirthshause stand, in welchem ich eingekehrt war, und mich mit dem bekannten Tone anrief: „Fahr' ma umia Gnoden?“ Da konnt' ich nicht mehr widerstehen, ich rief meinem Conducteur, befahl ihm, mit dem Wagentrain morgen Punct 6 Uhr aufzubrechen, und mich beim Gasthaus zum Mondschein zu treffen, wo ich ihn erwarten würde, um mit dem Transport in die Stadt einzufahren.

Ich gestehe, es war eine Unbesonnenheit. Acht Monate verließ ich das mir anvertraute Gut nicht, und in den letzten zwei Stunden ließ ich mich dazu verleiten. Zum Glücke hatte es keine unangenehmen Folgen.

Ich traf mit meinem Transport beim „Mondschein“ zusammen, fuhr mit ihm ein, übergab meine mir anvertrauten Güter gehörigen Ortes, und erhielt als Lohn für diese Reise von den Ständen eine Belohnung von 100 fl. Bancozetteln und von der k. k. Hofkammer — — — ein Belobungsdecret.

Es gibt nur Eines auf der Welt, was mir immer antipathisch war und es ist und bleibt, so lange ich leben werde: die italienische Opernmusik, und namentlich die sogenannte opera seria, die nichts weniger als seriös ist. Ich kann und will nicht läugnen, daß es eine herrliche Sache um eine schöne Melodie ist, und daß hierin die italienischen Componisten Vorzügliches geleistet haben, ist nicht zu leugnen; allein ich halte dafür, was nicht wahr ist, kann auch nicht schön sein, und eine dem Ohre angenehm klingende Arie, ein mit Coloraturen aller Art aufgeputztes Duett und ein Finale, wo die Trompeter und Posaunisten sich die Lungen ausblasen und der Mann mit der großen Trommel sich die Arme aus seinen Gelenken

schlagen muß, machen noch keine gute Oper. Die Oper soll ein dramatisches Ganzes sein, ein Kunstwerk; Text und Musik sollen Hand in Hand gehen und die letztere ist nur zur Verstärkung des Ersteren da. Der Text ist das Principale, die Musik das Accessorium. Nur die älteren Italiener haben es verstanden, eine wirkliche opera seria zu componiren, wie z. B. Sachini seinen „Oedipe a colonos.“ Die Neueren suchen nur das Ohr zu kitzeln, sie charakterisiren ihre Personen in der Oper nicht. Der Tyrann singt schön und lieblich wie die prima donna, und der Held wie sein Schildknappe; sie lassen die verfolgte Unschuld mit Rouladen zum Tode gehen und noch im Sterben einen Triller herabgurgeln. Rossini, der Beste der Neuern, hat wohl gezeigt, daß er eine wahre Oper zu componiren im Stande wäre, sein dritter Act des „Othello,“ einige Stücke in „Semiramide“ und „Wilhelm Tell“ sind wirklich voll ernst-erhabener Wirkung; allein es sind nur einzelne Bruchstücke, und gleich nachher hören wir wieder Töne, bei welchen man meinen sollte, es müsse allsogleich der Harlekin auf der Bühne erscheinen. Auch Rossini hat keine ganz reine heroische Opern-Composition geliefert. Sein Todeswalzer in „Cenerentola“ ist zum Sprüchwort geworden. Das italienische Publicum verlangt ja auch gar keine ganze Oper. Man sieht es in ihren Theatern; sie hören einzelne Lieblingsstücke einer Oper aufmerksam an, aber während der übrigen machen sie Besuche in den Logen, schwätzen oder spielen sogar in den Nebenkammern.

Uebrigens gilt alles dieses nur von der heroischen Oper. Komische Opern haben die Italiener vortreffliche

geliefert und Rossini's „Barbieri", „Italiana in Algeri" „Turco in Italia" sind Meisterstücke.

Ich vor allen liebe den frivolen Ohrenkitzel nicht. Haydn's, Mozart's, Beethoven's, Gluck's, Mehul's, Cherubini's Tondichtungen haben einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht, als daß neben ihren Brillanten die falschen Steine der Italiener mich blenden sollten.

Ich kann nicht läugnen, daß die italienischen Sänger vortreffliche Stimmen besitzen und Meister in der Gesangskunst sind, das ist aber eben ein Glück für das Schale und ein Unglück für das Gute. Man begnügt sich damit, schön singen zu hören und das Wie gilt mehr als das Was. Die Sänger bringen durch ihre Kunst das Erbärmlichste zur Geltung und es heißt: „Die Oper ist herrlich," statt daß man sagen sollte: „Es wird vortrefflich darin gesungen."

Als ich in den Jahren 1810 und 1811 das Theaterjournal „Thalia" herausgab und redigirte, benützte ich es dazu, meine Meinung über die italienische Oper, weil ich sie für die richtige hielt, und manchmal sehr derb auszusprechen. Der „Tancredi" hatte damals alle Welt zum Narren gemacht, und wenn Madame „Borgondio" als Held die schale Liedelei: di tanti palpiti sang, so lösten sich alle Zuhörer fast in Entzücken auf. Einer meiner Freunde hatte eine Köchin, die den ganzen Tag dieses palpiti summte, das wurde ihm endlich zuwider und er verbot es ihr, sie aber sagte: Euer Gnaden, da muß ich aus Ihrem Dienst treten, denn ich kann's nimmer lassen.

Ich kämpfte nun gegen diese Verweichlichung und Verflachung des Kunstgeschmackes, und als später der Castrat

Velutti alle Ohren bezauberte, trat ich gegen ihn und seine Künsteleien so gewaltsam auf, daß er sich verlauten ließ, er wolle mich, wo er mich immer träfe, niederstechen. Es wurde mir auch von der Polizei ein sogenannter Vertrauter beigegeben, um mich vor allfälligen Angriffen zu schützen, mir aber zugleich verboten, künftig etwas gegen Velutti und die italienische Oper zu schreiben.

Da erhielt ich plötzlich vom Fürsten von Lobkowitz, welcher damals das Hofoperntheater auf eigene Rechnung leitete, folgendes Anstellungsdecret:

An Herrn Castelli!

Da Sie schon mehre Jahre hindurch mit ihren theatralischen Arbeiten dem Publicum nicht nur hinlänglich Genüge geleistet, sondern auch bewiesen haben, daß sie leidenschaftlich Ihre Kunst betreiben, ich aber solche Männer ausgezeichnet schätze und sie nach meinen Kräften aufzumuntern suche, so glaube ich Ihnen, indem ich Sie zum Dichter des k. k. Kärnthnerthor-Hoftheaters mit einem Gehalte von 1500 fl. in Einlösungsscheinen ernenne, einen Beweis meines Zutrauens und meiner Achtung zu geben.

Beiliegende Instruction bestimmt ihren Wirkungskreis, und ich hoffe mit Zuversicht, in dem Eifer, mit welchem Sie sich für die Kunst sowohl als für den Dienst zu meiner Ehre und dem Vergnügen des Publicums verwenden werden, und in der Anhänglichkeit, die ich mir von Ihnen verspreche, hinlängliche Gelegenheit zu finden, Sie in der Folge kräftiger aufmuntern und dadurch Ihre Zufriedenheit und Ihren Wohlstand befördern zu können.

Eisenberg, am 2. September 1811.

Fürst v. Lobkowitz m p.

So war ich denn nun Hoftheaterdichter, allein ich ersah wohl aus der Instruction, daß die eigentliche Ursache dieser Anstellung war, der italienischen Oper einen gefährlichen Feind vom Halse zu schaffen; denn ein Pa-

ragraph darin lautete, daß ich kein Theaterjournal mehr redigiren dürfe. Ich nahm diese Bedingung mit Vergnügen an, da ich dadurch vielen Verdrießlichkeiten aus dem Wege ging, setzte aber dagegen für mich die Bedingung, daß mich meine Geschäftsführung nur mit der deutschen, aber nie mit der italienischen Oper in Verbindung bringe, welche Bedingung der Fürst mir auch zugestand und als Dichter für die italienische Oper Herrn Rossi engagirte.

Ich hatte nun Gelegenheit, mit dem Fürsten von Lobkowitz in sehr nahe Berührung zu kommen, und lernte den Verstand, das edle Herz, die Humanität, die Liebe für die Kunst und die Großmuth dieses verehrungswürdigen Fürsten kennen und hochachten. Ich mußte ihm täglich des Morgens Bericht über theatralische Vorfallenheiten erstatten, die Correspondenz ging durch meine Hand, ich mußte neue Opern in die Scene setzen und französische bearbeiten. Der Fürst war bei allen Proben selbst gegenwärtig, und ich speiste täglich mit ihm.

Ich kann mich nicht enthalten, hier ein paar Vorfälle mitzutheilen, welche Beiträge zur Kenntniß seiner Gutmüthigkeit und Großmuth abgeben können.

Einem Arbeitsmanne war ein Versetzstück auf die Brust gefallen, er hatte hierauf Blut gespuckt und lag krank darnieder. Als ich dem Fürsten dieses berichtete, sandte er seinen eigenen Arzt zu dem Kranken und befahl mir, ihm zu sagen, er werde Arzt und Arzneien bezahlen, und wenn das Unglück wolle, daß er zum Dienste untauglich würde, so solle er von ihm seine Gage fort bekommen. Als ich mich nun entfernen wollte, rief er mich nochmal zurück und sagte: „Hören Sie! da habe ich eben 6 funkelnde Ducaten, geben sie diese der Frau des Armen

und sagen Sie ihr, ich lasse sie bitten, sie möchte ihrem Manne dafür recht kräftige Süppchen kochen."

Bei Tische wurde für jeden Gast, so wie für den Fürsten selbst immer eine Bouteille Melniker Wein aufgesetzt. Ich liebte diesen Wein sehr und der bei der Fürstentafel war besonders vorzüglich. Eines Mittags kam er mir schwächer vor als gewöhnlich. Der Fürst mochte bemerkt haben, daß ich beim Kosten den Mund etwas verzog. Allsogleich reichte er mir sein Glas und sagte: „Castelli! schenken Sie mir etwas von Ihrem Wein ein!" Ich that es, er kostete, schüttete den Ueberrest seinem Haushofmeister in's Gesicht und schrie: „Wenn Sie sich unterstehen und meinen Gästen noch einmal einen andern, schlechtern Wein geben als mir, so sind Sie entlassen!"

Die Großmuth des Fürsten ging aber so weit, daß sein bedeutendes Vermögen sich verringerte und es seinem klugen und sparsamen Sohn erst in einigen Jahren nach seines Vaters Tode gelang, wieder Ordnung in seine Zuflüsse zu bringen, die Schulden zu tilgen und sein Haus wieder auf jenen Glanzpunct zu stellen, der ihm gebührt.

Ich kann hier auch ein Beispiel anführen, wie leicht, und ich darf es sagen, leichtsinnig Fürst Lobkowitz bedeutende Summen vergeudete.

Ich mußte einen Tenoristen (ich will ihn nicht nennen) zu 13 Gastrollen auf dem Hofoperntheater verschreiben, über welchen auswärtige Journale gewaltig in die Lobposaune stießen. Ich mußte ihm zugleich einen Contract mitschicken, worin ihm für jede Rolle 25 Ducaten und wenn er gefiele und sich engagiren lassen wolle, eine Gage von jährlichen 3000 fl. zugesichert wurde. Er kam

mit dem unterschriebenen Contract an, trat auf, und mißfiel so gänzlich, daß er ausgelacht wurde.

Als ich am andern Morgen zum Fürsten kam, war dieser in größter Verlegenheit. „Lieber Castelli!" sagte er, „was fangen wir jetzt an? Wir können den Menschen unmöglich auftreten lassen und er wird darauf bestehen, seine 12 Gastrollen zu geben oder dafür eine Entschädigung verlangen." Ich zuckte die Achsel und war selbst in großer Verlegenheit, doch versprach ich dem Fürsten die Sache, wenn möglich um den billigsten Preis, zu schlichten. Der Fürst schrieb mir eine Anweisung auf 100 Ducaten und sagte: „Geben Sie ihm diese in's Himmels Namen und sehen Sie nur, daß Sie ihn von hier fortbringen, dann will ich das Geld gern verschmerzen."

Ich ging zu dem Tenoristen und fand ihn wie natürlich sehr niedergedrückt. Ich bedauerte ihn und sagte ihm, das Fatalste bei der Sache sei,. daß der Fürst darauf bestehe, er müsse seine ganzen 12 Rollen spielen, allein ich fürchte für ihn einen öffentlichen Spectakel. Da bat er mich dringend, ich möchte bei dem Fürsten zu vermitteln suchen, daß er, ohne mehr aufzutreten, nur das Honorar für zwei Gastrollen erhalte, dadurch wäre seine Hieher- und Rückreise gedeckt und er wolle dann noch heute Wien verlassen.

Ich gab ihm 50 Ducaten und brachte dem Fürsten die übrigen 50 Ducaten zurück. Dieser aber rieb sich vor Freude die Hände und rief: „Gott sei Dank, daß wir den Menschen nur los sind. Diese 50 Ducaten behalten Sie, lieber Castelli, weil Sie die Sache so gut ausgefochten haben!"

Da kann man wohl mit Bertram ausrufen: „Ha! welche Großmuth!"

Während ich nun Hofoperntheater-Dichter war, arbeitete ich mit dem größten Fleiße für diese Bühne, ich übersetzte den „Ferdinand Cortez,“ den „Schnee,“ „Johann von Paris,“ das „Lotterieloos,“ die „Bayaderen,“ den „neue Gutsherrn“ „Jeannet und Colin,“ den „Kirchtag im benachbarten Dorfe“ und noch mehrere andere. Ich hatte dazu gute Darsteller; denn damals verstanden die deutschen Operisten auch noch zu reden und zu spielen, und so gefielen alle diese Opern. Der Fürst war sehr mit mir zufrieden und vermehrte meine Jahresgage von 1500 fl. auf 2000 fl. Die Sänger hätten mir wohl manchmal gerne Galle gemacht, aber ich ließ mir keine machen und der Fürst beschützte mich.

So blieb ich in dieser Stellung bis zum Jahre 1814, wo Graf Ferdinand Palffy die Direction der Hoftheater übernahm, welcher gleich beim Antritte derselben mehre Ersparnisse eintreten zu lassen bemüssigt war, und ich wurde mit folgendem ehrenvollen Schreiben entlassen:

Nachdem die Hoftheaterdirection mit Ihrer Dienstleistung jederzeit sehr zufrieden war, und ich insbesondere sowohl als Hoftheaterdirector, als in jeder anderen Beziehung ihren guten Eigenschaften immer Gerechtigkeit widerfahren lasse, so überschicke ich Ihnen anschlüssige Kleinigkeit *), um Sie zu ersuchen, solche als Erinnerung annehmen zu wollen und als Zeichen, daß ich Sie nicht mit allen Uebrigen vermenge, sondern daß die Hoftheaterdirection der aufgestellten Grundsätze wegen sich von Ihnen trennte, und Ihr Talent zu benützen, sobald Sie sich dazu bereit finden lassen, mit Vergnügen sich vorbehaltet.

Ich geharre mit Achtung Ihr ergebenster

Graf Palffy.

---

*) Es war eine goldene Uhr mit goldener Kette.

Ich werde jetzt von den Theatern in Wien Alles, was ich aus den älteren Zeiten davon weiß und dessen ich mich noch erinnere, mittheilen.

Ich weiß wohl, daß ich diesen Gegenstand nicht ganz erschöpfen kann; allein man wird doch Einzelnheiten darin finden, welche die jetzige Generation nicht weiß, und besonders werden ausführliche Charakterskizzen über beliebte verstorbene Schauspieler willkommen sein.

Diese Abtheilung wird einen größeren Raum in meinen Memoiren einnehmen, aber theatralische Zustände und Personen waren ja immer beliebte Gegenstände der Conversation der Wiener.

Das k. k. Theater nächst der Burg, in den früheren Zeiten gewöhnlich Nationaltheater genannt, stand immer unter der Aegide des Kaisers und ein von dem Kaiser ernannter Intendant leitete es. Die Schauspieler desselben wurden unmittelbar aus der kaiserlichen Casse bezahlt und waren wirkliche k. k. Hofschauspieler.

Von jener Epoche, wo Bernadon und Hanswurst ihre Lazzi machten, ist mir nichts mehr bekannt, und da ich in meinen Memoiren nur über das schreiben will, was ich selbst gesehen und gehört habe, so werde ich hier nur kleine Schilderungen von jenen Schauspielern entwerfen, an welche ich mich noch erinnere.

Als ich dieses Theater zu besuchen anfing, bildeten noch die alten Schröder'schen und Jünger'schen Lustspiele, Rittercomödien von Schlenkert und Kalchberg und einige Trauerspiele von Ayernhoff das Repertoir.

Die Schauspieler waren damals:

Herren:

Name	Eintrittsjahr
Jaquet	1760
Müller	1763
Gottlieb	1763
Steigentesch	1769
Stephanie d. jüng.	1769
Lange	1770
Jauz	1772
Weidmann	1773
Kopfmüller	1773
Berg-op-Zoomer	1774
Stierle	1777
Brockmann	1778

Frauen:

Mad. Weidner	1748
Dlle. Jaquet	1760
Mad. Gottlieb	1765
„ Brockmann	1769
Dlle. Teutscher	1769
Mad. Stephanie	1771
Dlle. Dufraine	1773
„ Kath. Jaquet	1774
Mad. Sacco	1776
„ Stierle	1777

Herr Lange war der erste Held dieser Bühne und sein Andenken hat sich von allen am längsten erhalten. Noch jetzt hör' ich alte Kunstfreunde seufzen: „Ach unser Lange, der war ein Schauspieler, wie nach ihm keiner mehr gekommen ist. Wer Lange nicht gesehen hat, weiß nicht was Schauspielen heißt!" Die guten Leute urtheilen nach dem Eindrucke, dem sie sich damals so willig hingaben, wo die deutsche Schauspielkunst noch in der Wiege lag und Pathos, Tonfülle, Manier und Effect-

hascherei mehr galten, als natürliche Darstellung. Ein Schauspieler durfte damals nicht sprechen wie man im gewöhnlichen Leben spricht, er mußte schreien und die ganze Tonleiter herabsingen.

Wieder auf unsern Lange zu kommen, so besaß er vor Allem ein besonders ausdrucksvolles Gesicht, sehr scharfe, hervortretende Züge und Thränensäcke an den Augen, wie ich in meinem Leben keine so herabhängenden bei einem Menschen gesehen habe. Er war von mittlerer kräftiger Statur, aber gut gebaut. Seine Vorzüge waren eine starke, sonore Stimme, Deutlichkeit im Vortrage, und vor Allem die Geschicklichkeit, sich in edlen, malerischen Stellungen zu präsentiren, welche er durch Drapirung seiner Gewänder in Costumerollen noch auffallender zu machen verstand. Zu dem Letzteren verhalf ihm sehr, daß er auch ein guter Maler war; von ihm befinden sich mehre Porträte in der k. k. Schauspielergallerie.

Seine Declamation war immer pathetisch, aber sehr unrichtig. So wie ein Teig die Form jenes Gefäßes annimmt, in welchem er gebacken wird, so wurde auch jede Rolle, welche er — meistens sehr schlecht — memorirte, nicht der Ausdruck des Charakters, den er darstellen sollte, sondern er spielte sich immer selbst. Römer und Griechen, Ritter und Amtleute, alle waren Langes. Verse konnte er durchaus gar nicht sprechen. Das Pathos hatte er sich so angewöhnt, daß er auch im gesellschaftlichen Leben das Unbedeutendste nicht ohne seinen gewöhnlichen Tonfall sprechen konnte. Ich begegnete ihm einst auf der Straße, mit einer wichtigen Miene faßte er mich am Arme und zog mich unter ein Hausthor. Stellen Sie

sich vor, liebster Castelli," sprach er salbungsreich, „ich komme soeben vom Grafen Palffy, und — und" — „Nun?" fragte ich, Wichtiges ahnend; „und — er war nicht zu Hause."

Ungeachtet aller dieser Fehler brachte es Lange aber blos durch die Kraft und das Feuer seiner Rede und durch seine malerischen Stellungen dahin, daß er der Abgott der Wiener wurde.

Als er in Pension getreten war, spielte er noch mehre Gastrollen im Theater an der Wien; allein das Feuer war zum Rauch geworden und der Schauspieler Ziegler sagte mit Recht von ihm: „Lange trägt sich selbst zu Grabe."

Ein Liebling zweier Musen, Melpomenens und Thaliens, war Brockmann. Die Darstellungen dieses vollendeten Künstlers in ernsten sowie in komischen Acten, werden mir stets unvergeßlich bleiben. So schön reden und sogleich so zum Herzen sprechen, konnte seit ihm kein Schauspieler mehr, selbst Anschütz nicht, der mehr breit redet als Brockmann. Sein Ton schmeichelte sich, so zu sagen, in's Innerste, und wenn er eine Erzählung vorzutragen hatte, so war es ein echtes, declamatorisches Meisterstück.

In Rollen tragischer Heldenväter, wie z. B. Regulus, Odoardo-Gallotti, tragirte er nicht, fiel nie in die gewöhnliche Heldenmanier, aber er wirkte tief, und sah man ihn dann als alten Klingsberg, so stattete er diesen alten Lebemann mit den feinster Schattirungen des Muthwillens aus. Es gab nur Einen Brockmann und Keinen mehr.

Neben ihm stand Madame Rousseul, die Gattin des im Theater auf der Wieden angestellten Herrn Rousseul. Sie spielte Mütter und besaß alle körperlichen und geistigen Eigenschaften, welche sie dazu befähigten: ein tie-

fes, volltönendes Organ, körperliche Fülle, ein sprechendes Auge und Gemüth.

Madame Adamberger, geborene Jaquet, die Mutter unserer später allgemein beliebten und geschätzten Mlle. Adamberger, war die personificirte Grazie. Sie war im Besitz naiver Mädchen und junger Frauen, man kann sich nichts Anmuthigeres und Reizenderes denken, als derlei Rollen von ihr dargestellt zu sehen, und ihre Kunstjugend blieb ihr bis in ihr spätes Alter treu; denn als sie von der Bühne abtrat, spielte sie noch als letzte Rolle die Gurli.

Wie Herr Müller zu dieser Kunstanstalt kam und was noch mehr, wie er sich den Ruf eines guten Schauspielers erringen konnte, das hab' ich niemals begreifen können. Der Mann war ein wahrer Kunstpedant, jeder Schritt ein abgemessener, sein Ton hatte einen Klang wie ein zerbrochener Thonkrug, und er hing an jedes Wort ein e an. So declamirte er zum Beispiel im „König Lear": Jonerille! Jonerille! Tigere nicht Tochtere! Der Mann wollte auch gar nicht aufhören, Comödie zu spielen, in seinem hohen Alter hab' ich selbst noch mit ihm und einer Dilettantengesellschaft im Schloßtheater zu Schönbrunn gespielt.

Ein Herr Bergopzoomer spielte die Intriguants. Er suchte durch Geberden, Ton, Gesichtsmalerei immer zu bewirken, daß das Publicum gleich bei seinem ersten Auftreten wußte, das ist der Spitzbube im Stücke, ja er ging so weit, daß er sich Erbsen in die Schuhe legte, damit er ja nicht fest auftreten konnte. O Schauspielerei! wie warst du damals in der Kindheit.

An die übrigen Aelteren weiß ich mich nur noch schwach

zu erinnern; nur von Stephani dem Jüngeren, der zugleich Regisseur und Bearbeiter mehrer Stücke war, weiß ich noch, daß er polternde Alte mit vielem Beifalle spielte.

Weidmann war in meiner Jugendzeit der allbeliebte Komiker des Burgtheaters. Man erzählte, daß er durch folgenden derben Spaß zum Schauspieler geworden sei. Er war Anfangs Statist, hatte Tische und Stühle auf die Bühne zu tragen und stumme Nebenpersonen vorzustellen. Dafür bekam er jedesmal einen Siebener (7 kr.). Einst hatten er mit mehren Andern Diener vorzustellen, und als der Herr sie mit den Worten anspricht: „Warum redet Ihr denn nicht?“ worauf sie nichts antworteten sollen, antwortete Weidmann: „Um einen Siebener kann man nicht viel reden!“ Das ganze Publikum brach darüber in lautes Gelächter aus, man erkannte dadurch komisches Talent in ihm, vertraute ihm erst kleinere, dann größere komische Rollen, sein Talent bildete sich immer mehr aus, und er wurde ein tüchtiger Komiker und der Liebling des Publikums.

Weidmann war von mittlerer Statur, etwas corpulent und machte fast immer ein sehr verdrießliches Gesicht, und eben dadurch wurden seine Späße wirksamer; er stieß auch die Worte meist mit Heftigkeit heraus und sprach gewöhnlich in österreichischer Mundart. Als Charakterdarsteller war er nicht sehr bedeutend, er war als Bittermann und als Hippeltanz immer nur der spaßige Weidmann.

Er sang auch mit einer erbärmlichen Stimme in Operetten, namentlich machte das Singspiel: „Der Faßbinder,“ blos darum viel Glück, weil Weidmann als Betrunkener

Winzer sich so äußerst komisch in einen Haufen von Reifen zu verwickeln verstand.

Ich sehe ihn noch mit seinem finstern, grießgrämigen Gesichte auf dem sogenannten Theaterbänkchen sitzen. Es ist dies das noch jetzt bestehende Bänkchen beim Eingange auf die Bühne auf dem Michaelerplatze.

Klingmann war der auf alle Fürstenrollen grundbücherlich vorgemerkte Darsteller. Der Fürst in „Kabale und Liebe," der Fürst in „Dienstpflicht," waren von ihm stets mit den gehörigen Haupt- und Staatsactionen dargestellt. Er dankte dies seiner hübschen Gestalt und seinen noblen Bewegungen. Seine Declamation war pedantisch, die Worte preßten sich immer aus seinem Munde, und wenn er in einer Rolle gefiel, so hatte er dieses entweder dem Verfasser oder seinem gemachten Pathos zu danken, welchen das damalige Publikum so leicht für Kunst nahm. Wie wenig Verstand er besaß, mag folgende wahre Anekdote beweisen. Im Theater an der Wien wurde „Columbus" gegeben, und da unter Baron Braun's Direktion sowohl die beiden Hoftheater als auch jenes an der Wien standen, so spielte Klingmann den Columbus. Als er bei der Leseprobe an die Stelle kam: „Was seh' ich hier? weiten Ocean!" so wendete er sich nach den Worten: Was seh' ich hier? zu dem neben ihm sitzenden Schauspieler und sagte zu diesem: „Weiter, Ocean." Er glaubte vermuthlich, dieser heiße im Stücke Ocean.

Später haben sich folgende Männer und Frauen einen Ruf bei dem k. k. Hofburgtheater erworben, welche bereits alle todt sind; denn über die Lebenden will ich nichts mittheilen.

Die Herren Ziegler, Klingmann, Ochsenhei-

mer, Koch, Roose, Krüger, Wilhelmi, Korn, Heurteur, Baumann, Koberwein.

Die Frauen Sophie Müller, Roose, Schütz, Koberwein, Weissenthurn.

Ziegler war ein schöner Mann und wackerer Schauspieler. Vor Allem gelangen ihm Rollen, in denen er unterdrückte Leidenschaft darzustellen hatte. Sein Organ war freilich etwas nasetönend, aber er war doch immer verständlich. Er hat auch viele Stücke geschrieben, welche damals nicht nur auf unserem Hoftheater, sondern auch auf allen deutschen Bühnen sehr gefielen und Repertoirestücke wurden, und wenn auch seine Schauspiele, wie „Barbarei und Größe" und die „Parteiwuth" wieder verschwunden sind, weil sie nicht mehr in unsere Zeit passen, so hat er doch ein Lustspiel geschrieben, welches noch immer gegeben zu werden verdiente, dieses ist: „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person."

Ochsenheimer war von allen Schauspielern der wissenschaftlich gebildetste. Er war besonders ein anerkannter Naturhistoriker, und sein Werk über Schmetterlinge, nach seinem Tode von seinem Schüler Treischke fortgesetzt, gilt noch immer als eines der vorzüglichen. Er war für Intriguants angestellt, und erwarb sich in diesen stets undankbaren Rollen, wie Marinelli und Wurm, dennoch die allgemeine Annerkennung; später wurde er aber auch zu komischen Rollen verwendet, und gewöhnte sich in denselben ein hanswurstenartiges Grimmassiren an, welches er endlich auch in seine intriguanten Rollen übertrug und dadurch fast unleidlich wurde.

Die Koch'sche Familie kam auf Empfehlung Kotzebue's, welcher damals eine zeitlang Hoftheatersecretär

war, nach Wien, und das Hoftheater konnte sich dazu nur Glück wünschen. Von der Zeit des Eintrittes dieser Familie an wurde der eigentliche Conversationston auf dieser Bühne heimisch und die Natürlichkeit trat an die Stelle des auf Stelzen-Einherschreitens der Comödianterei.

Der Vater Koch war früher Direktor mehrer deutschen Bühnen und ein vortrefflicher Schauspieler in ernsten und komischen Alten. Die Natur hatte ihm nicht nur Alles versagt, was zu einem guten Schauspieler nothwendig ist, sondern ihn sogar mit dem beschwert, was ihn daran hindert. Er war unförmlich dick und seine Glieder waren ungelenkig. Seine Stimme war tief und hohl, und er hatte sogar einen Sprachfehler, wodurch seine Worte oft unverständlich wurden, so daß das Wiener Publikum von ihm das Bonmot machte: „Koch hat sich selbst (Koch) im Munde;" und dennoch wirkte er in vielen Rollen, wie z. B. als Abbé de l'Epée, Metellus im „Regulus" und Bürgermeister in den „deutschen Kleinstädtern," blos durch seine Kunst, verbunden mit Natur, unwiderstehlich.

Seine Tochter, Frau Betty Roose, war eine schöne Frau mit einem herrlichen Kopfe und ausdrucksvollem Gesichte; sie war Darstellerin der ersten Rollen in Trauer- und Schauspielen, Gemüth und Sentimentalität (aber wahre, innige, nicht gemachte) waren ihre Hauptvorzüge, und dazu hatte sie die Natürlichkeit in der Darstellung von ihrem Vater geerbt. Schön und anmuthig zugleich und im Besitz der besten Rollen, hatte sie das Publikum schnell für sich gewonnen. Sie starb in ihren besten Jahren, und man trauerte allgemein um sie. Ich selbst verfaßte folgendes Gedicht auf ihren Tod und ließ es bei ihrem Leichenbegängnisse vertheilen.

Sie ist nicht mehr, die Einzige, und düster
Umfloret nun der Mimen Tempel sich,
Gesenkten Blickes stehen seine Priester
Und trauern, daß sein schönster Schmuck verblich.
Da tönt aus Wolken plötzlich ein Geflüster,
Und eine Stimm', die Aeols-Harfen glich,
Erscholl herab von hoher Himmelspforte,
Verkündend den Betrübten diese Worte:
„Hört erst ihr Loos und trocknet dann die Thräne,
Die Euerm Aug' erpreßt gerechter Schmerz,
Thalia stritten sich und Melpomene,
Wer diese Künstlerin — die Ernst und Scherz
Gleich herrlich dargestellt, — am ersten kröne.
Da flog der Geist der Großen himmelwärts,
Dort werden Beide nun — Ihr sollt nicht weinen —
Als Schwester sie zu krönen sich vereinen."

Herr Roose, ihr Gatte, war ein Musterdarsteller von Bonvivants und feinkomischer Bedienter. Kein deutscher Schauspieler wußte jemals den echten Conversationston zu beherrschen, wie er, und hätte unsere Hofbühne solche Schauspieler für alle Fächer im Lustspiele gehabt wie er, so würde sie mit der besten französischen Bühne haben in die Schranken treten können.

Was soll ich von dem liebenswürdigsten aller Schauspieler, von Max Korn sagen? Er gehörte zu den ältern und zu den neueren Schauspielern, er war der Liebling der frühern und der gegenwärtigen Generation. Ich selbst spielte mit ihm noch auf Haustheatern. Mit Recht hieß und war er der erste Liebhaber, denn alle Welt mußte ihn lieb haben. Seine edle Gestalt, sein offenes, freundliches Gesicht, sein feines, anständiges Benehmen, welches nie mit dem Firniß der Comödianterei übertüncht war, die herzliche Gutmüthigkeit im Vortrage, alle diese Eigenschaf-

ten hätten ihn auch ohne seiner Kunstbegabung zum Liebling jedes Publikums machen müssen. Er war aber auch über alles dies noch ein vortrefflicher Mensch, brüderlich, zuvorkommend gegen alle seine Collegen, nicht nach den besten Rollen schnappend, und niemals intriguirend. Als Redner war er noch vortrefflicher wie als Schauspieler, darum war auch Julio Romano in Oelenschläger's „Correggio" eine Glanzrolle von ihm.

Korn spielte durch 40 Jahre Liebhaber, und noch bei seinem Abgang von der Bühne war er als solcher immer noch lieber gesehen als alle Jüngern.

Krüger war eine Zierde des Wiener Hoftheaters sowohl im Rührenden als im Komischen. Alte Gecken, wie den Hofmarschall Kalb und den alten Wallenstein im „Spieler" hab' ich mit dieser Wahrheit nie mehr darstellen gesehen. Es läßt sich nicht läugnen, daß er Etwas nach Effect haschte und daß ihm kein Autor den Vorwurf machen konnte, er habe in einer Rolle zu wenig gethan; aber seine dargestellten Charaktere waren doch immer ein schönes, kunstgerechtes, abgerundetes Ganze.

Nicht auf dieser hohen Kunststufe stand der Krüger'n in seinen Rollen nachfolgende Wilhelmi, aber er füllte seinen Platz doch ehrenvoll aus, und wußte sich durch Fleiß die Gunst des Publikums zu gewinnen.

Heurteur, der Heldenspieler, hatte sich ganz nach Lange gebildet; ein kräftiges, wohlklingendes Organ, eine männliche Gestalt und die Kunst, durch eindringende Declamation und die gehörigen Heldenactionen dem Publikum Sand in die Augen zu streuen, waren seine Vorzüge. Er war anfangs bei dem Theater an der Wien angestellt und gewann die allgemeine Aufmerksamkeit zuerst

durch die Rolle des Jaromir in Grillparzer's „Ahnfrau“. Von nun an spielte er auf dieser Bühne, auf welcher die Ritterstücke zu Hause waren, alle diese Helden mit zunehmendem Glücke. Um einen Beweis zu geben, wie genau dieser Mann sein Publikum kannte, will ich erwähnen, was mir selbst mit ihm begegnete.

Ich befand mich während der Aufführung eines Ritterstückes in der Garderobe und sagte zu Heurteur im Zwischenacte: „Nun, lieber Heurteur, Sie werden ja heute wieder ganz ohne Ende applaudirt.“ — „Ja,“ antwortete er mir, „wenn ich loslege, so müssen sie applaudiren. Es hängt nur von mir ab, ob und bei welcher Stelle meiner Rolle ich applaudirt werden will;“ da ich darüber einige bescheidene Zweifel äußerte, trug er mir eine Wette um eine Bouteille Champagner an, er wolle bei einem gewissen Worte, welches ich ihm in seiner Rolle bezeichnen werde, applaudirt werden. Ich nahm die Wette an, ergriff seine Rolle, suchte mir eine lange Tirade darin aus, und bezeichnete mitten in derselben das Wort „Und“. Er trat auf die Bühne, sprach die Tirade mit immer heftigerem Pathos, stieß dann das Wort: Und fürchterlich heraus, ließ dann, als ob ihm seine Stimme den Dienst versagte, diese langsam verhallen, ein Sturm von Applaus ging im Publikum los, und ich hatte meine Wette verloren.

Später wurde Heurteur im Burgtheater engagirt und gefiel auch hier, aber nur in jenem Rollenkreise. Man versuchte es auch im bürgerlichen Schauspiel mit ihm, aber darin war er nicht anzusehen.

Herr und Frau von Koberwein kamen beide noch jung zum Hofburgtheater. Er spielte Liebhaber und naive Bursche, wurde aber in den ersten Rollen von dem belieb-

ten Korn in den Schatten gestellt, und zu den letzteren hatte er zu wenig Gewandtheit, auch ein gewisses Etwas in seinem Organ, das ihm die Darstellung erschwerte. Er gefiel Anfangs durchaus gar nicht. Seine Frau wußte sich in sentimentalen jugendlichen Rollen früher die Gunst des Publikums zu erringen, denn sie war eine hübsche Blondine und weinte ein Erkleckliches. Erst nach ein paar Jahren drang Koberwein durch, theils weil man seine Schwächen gewohnt wurde, theils weil Frau v. Weissenthurn, wie z. B. in ihrem Lustspiel: „Beschämte Eifersucht," ihm durch gute Rollen Gelegenheit gab, sich in günstigem Lichte zu zeigen.

Die Gunst des Publikums wird schwer erworben, wenn man sie aber einmal errungen hat, so wuchert sie fort, und die Geblendeten sehen sogar Gebrechen für Vorzüge an. So schwang sich auch Koberwein immer mehr empor. Auch sogar im Trauerspiele, in den Rollen des Correggio, des Wallenstein machte er ungeachtet einiger Manierirtheit Wirkung, und wurde unter die vorzüglichen Künstler gezählt. Er spielte bis in sein hohes Alter, wurde dann pensionirt und starb erst im 81. Lebensjahre.

Aus der sentimentalen Frau Koberwein wurde später ein recht liebliches Mütterchen, das seine gutmüthigen alten, geschwätzigen Wirthschafterinnen und Bürgersweiber recht wirkungsreich herab spielte, aber meistentheils des Guten zu viel that.

Sophie Müller war eine tüchtige Schauspielerin, durch ihr eigenes tiefes Gemüth fand sie den Weg zum Gemüthe des Publikums. Das hübsche, anmuthige Mädchen half der Schauspielerin empor. Rollen wie Olga und die blinde Gabriele spielte sie mit vielem theatralischen Aplomb.

Sie wurde zu früh der Bühne und dem sie schätzenden Publikum durch den Tod entrissen.

Frau Löwe war eine hübsche Frau und für Anstandsdamen ganz geschaffen, besonders verstand sie es, sich immer sehr vortheilhaft und nach der letzten Mode zu kleiden. Sie galt den Wiener Frauen als ein lebendes Modebild. Ihrem Spiele kann man nicht vorwerfen, daß sie übertrieb, sie fiel sogar in den entgegengesetzten Fehler, sie wurde ihrer Rolle aus übertriebener Decenz selten ganz gerecht. Sie stellte ihre Charaktere fast immer grau in grau dar, und wußte Schatten und Licht nicht geschickt zu vertheilen. Doch war sie eine sehr beliebte Schauspielerin des Hofburgtheaters.

Frau v. Weissenthurn war Schauspielerin und dramatische Dichterin. Als Dichterin hat sie mehre Schauspiele, die aber in's Hypersentimentale ausarteten, und viele Lustspiele, welche besser waren, geschrieben. Ihre Stücke: „Welche ist die Braut?“, „Beschämte Eifersucht“ und einige andere haben sich bis jetzt auf dem Repertoir erhalten. Als Schauspielerin war sie entsetzlich weinerlich und sang ihre Rollen in allen Tönen herab. Als Frau war sie sehr anständig, im Umgange anziehend und hatte sehr wenig Komödiantisches an sich.

Ich habe nun die verstorbenen Hofschauspieler, welche sich einen Namen machten, der noch jetzt oft genannt wird, nach meinem besten Wissen und Gewissen charakterisirt.

Die größte Gage eines Hofschauspielers war jährlich 2000 fl. Man wußte nichts von Spielhonorar, Garderobegeld, freien Einnahmen u. s. w. Doch geschah es manchmal, obwohl äußerst selten, daß Kaiser Joseph, wenn er

mit dem Spiele eines Schauspielers zufrieden war, ihm die ganze Tageseinnahme zu geben befahl.

Es wurden sowohl Schauspiele als Opern, sowohl im Burg- als im Kärntnerthortheater gegeben. Die Dekorationen dazu mußten immer von einem Theater in das andere transportirt werden. Als Kotzebue die „französischen Kleinstädter" übersetzt und die „deutschen Kleinstädter" verfaßt hatte, wurden an demselben Tage die letzteren im Burg- und die ersteren im Kärntnerthortheater gegeben.

So wie jetzt am Allerseelentage in allen Theatern „Der Müller und sein Kind" gegeben wird, so wurde damals in allen Nebentheatern „Don Juan", im Burgtheater aber stets „Rudolph von Felseck oder die Schwarzthaler Mühle" aufgeführt, worin die Zuseher das Vergnügen des haarsträubenden Entsetzens genossen, Herrn Lange über Todtenschädeln wandeln zu sehen.

Schauspieler durften auch im Burgtheater damals noch herausgerufen werden und erscheinen. Auch erschien nach der Vorstellung immer einer der Schauspieler und kündigte an, was am nächstfolgenden Abende gegeben wird.

Das Kärntnerthortheater und seine Mitglieder.

Die älteste Zeit, deren ich mich des Kärntnerthortheaters zu erinnern weiß (und ich kann es nicht oft genug wiederholen, ich schreibe in meinen Memoiren keine Geschichte der Theater, sondern nur das, was ich selbst erlebte), sind die Jahre von 1791 angefangen.

In dieser Zeit wurden Schauspiele und Opern im Burg- und Kärntnerthortheater wechselweise gegeben, Ballete aber nur im Kärntnerthortheater allein.

Von den italienischen Opern, welche früher mehre

Jahre ganz allein gegeben wurden, rede ich nicht, ich habe keine gehört.

Das Opernpersonale bestand früher aus folgenden:

Frauen.

Madame Cavalieri; sie sang die Constanze in Mozart's „Entführung aus dem Serail".

Dll. Teyber sang das Blondchen.

Herr Adamberger Belmonte.

„ Dauer Pedrillo.

„ Fischer Osmin.

Noch sangen in frühern Zeiten Mad. Stierle, Hr. Ruprecht, Hr. Fuchs, Hr. Arnold, Dlle. Weber (nachherige Mad. Lange, Frau des Schauspielers Lange), Hr. Schindler, Hr. Brenner, Hr. Walter, Mad. Fischer, Hr. Günther, Hr. Weiß, Hr. Hofmann, Mlle. Gottlieb, Hr. Distler.

Hofoperisten, welche ich selbst noch gesehen habe und über welche ich auch noch etwas mittheilen kann, sind folgende:

Mad. Willmann, eine hübsche, aber etwas hagere Frau mit einer nicht sehr starken, aber reinen Stimme und geläufigen Kehle; da sie einige Verzierungen nicht übel machen konnte, so hielt man sie damals schon für eine große Bravoursängerin. Ihr Gatte war Violinspieler im Wiedner Theater.

Dlle. Gaßmann die ältere, nachmalige Mad. Rosenbaum; starke, aber etwas quickende Stimme; sehr dicke Frau. Von allen Parten, welche sie sang, war nur die einzige Königin der Nacht jene, welche ihr die Ehre verschaffte, als solche in Kupfer gestochen zu werden. Von ihren übrigen Rollen wird Andern eben so wenig im Gedächtniß geblieben sein als mir.

Ihre Schwester, Dlle. Gaßmann die jüngere, war ganz unbedeutend und nur zu Nebenrollen brauchbar.

Mad. Tomeoni sang in der italienischen Oper, aber auch in der deutschen. Sie war eine liebliche Erscheinung und verband in der italienischen Oper mit einem hübschen Gesang auch ein artiges Spiel. In dem Singspiele „Die Müllerin," war sie vorzüglich.

Madame Sessi; italienische Manier, Sand in die Augen, kein Kern.

Dlle. Tepser in Soubretten-Parten nicht übel, üppige Gestalt.

Herr Saal, welcher noch vor 20 Jahren die Oberpriester sang, kommt schon im Jahre 1781 unter dem Personale der Hofoper vor. Ich kann nicht umhin, eine Aeußerung zu erwähnen, welche ein Witzbold über diesen gravitätischen Sänger, der außer seinen Noten, welche er allerdings rein und mit sonorer Stimme sang, keine entfernte Idee von der Schauspielkunst hatte, so bezeichnend laut werden ließ. Er behauptete, Saal sei auf alle Oberpriester grundbücherlich vorgemerkt, und wenn er bei irgend einem Mönchkloster vorübergehe, so schreie der Pater Pförtner immer: „Gewehr aus!"

Herr Vogel war schon im Jahre 1794 Mitglied des Hofoperntheaters. — Später wurde er einer der beliebtesten deutschen Sänger. Seine Vorzüge und Schwächen habe ich besprochen in dem Aufsatze über meine Oper: „Die Schweizerfamilie."

O Baumann, du mein lieber, lustiger Adam, der du in einem und demselben Stücke, dem „Dorfbarbier", über zweihundert Male ganz Wien vergnügt hast! Es ist nicht sehr lange, daß du von der Bühne und von der

Welt abgetreten bist, und viele deiner Bewunderer leben noch und unterhalten sich jetzt noch, wenn sie von deinen Darstellungen sprechen. Diesen werde ich wenig Neues von dir sagen können, und nur mein Lob wird in ihrem Innern widerhallen.

Der jüngere Baumann war früher ebenso, wie sein älterer Bruder, Schauspieler jener Bühne, welche ausschließlich dem Komus gewidmet war, nämlich der Leopoldstädter Bühne. Er war damals mittlerer Statur, mager; aber sein Gesicht war voll Ausdruck und dessen Muskeln von außerordentlicher Beweglichkeit; sein Vortrag war abgestoßen, hingeworfen, keck möchte man sagen, das R trat besonders schnarrend hervor. Er sang auch, zwar nicht schön, aber gerade so, wie er es zu seinen Rollen brauchte, und in einer seiner Force-Rollen, dem Schneider Wetzwetz in den „Schwestern von Prag", konnte die Arie, welche er als Schwester sang, für eine der gelungensten Parodien auf alle großen Bravour-Arien gelten. Baumann's komische Gewalt lag in einem präcios komischen Ernste, in einer Art lustigem Ingrimme; er brachte seine Reden meist in kurzen Absätzen vor, was wir in unserer Localsprache „Jemanden abschnalzen" nennen.

Als mehre Cavaliere die beiden Hoftheater und das Theater an der Wien übernahmen, wurde er für alle drei Bühnen zugleich gewonnen, und trat von der Leopoldstadt zu diesen über. Anfangs wurde er nur in kleinen Opern im Kärntnerthortheater verwendet, darunter der „Dorfbarbier" die ausgezeichneste war. Diese Operette hatte sich blos durch Baumann's und Weinmüller's komisches Spiel so sehr die Gunst des Publikums gewonnen, daß das Haus blos ihretwegen oft ganz gefüllt war und der um-

gekehrte Fall von jetzt eintrat. Wenn nämlich jetzt kleine Opern vor Balleten gegeben werden, so kommen die Leute gewöhnlich erst nach der Oper zum Ballet; damals kamen sie zum „Dorfbarbier“ und gingen nach demselben fort. Ich bin auch nicht im Stande, zu beschreiben, welches Vergnügen dieser „Dorfbarbier“ und Baumann in demselben gewährten. Es war keine Darstellung mehr, es war die derbe, komische Natur selbst. Ein Souffleur war dabei vollends unnöthig, denn die beiden Hauptpersonen: der Dorfbarbier und Adam, sprachen kaum ein vorgeschriebenes Wort, sondern extemporirten das ganze Stück hindurch. Es war ein Wettstreit zwischen zwei Komikern, ein Privatspaß, den sie sich mit einander machten, an dem aber das Publikum den lebhaftesten Antheil nahm. Es fehlte dabei nicht an Derbheiten aller Art, aber das Publikum nahm das nicht übel, sondern wollte sich nur einmal recht satt lachen.

Später, als das Hofoperntheater in Pacht gegeben wurde, trat Baumann ausschließlich zum Hofburgtheater über, und man kann sagen, er war der letzte Schauspieler im niedrig komischen Fache, den diese Bühne besaß. Keiner hat ihn nachher erreicht. Sein Gerichtsdiener in den „deutschen Kleinstädtern,“ sein Bedienter im „Intermezzo,“ sein Peter Gutschaf in den „Organen des Gehirns,“ sind Rollen, in denen er lustig war und lustig machte, und die selbst die gewissen Herren mit Vergnügen ansahen, die jetzt gleich die Nasen rümpfen, wenn ein etwas markiger Spaß auf dieser Bühne vorkommt und vornehmthuend sagen: „So was gehört nicht auf das Burgtheater!“

Fräulein Sonntag, diese Perle der deutschen Oper, hatte sowohl den innern Werth als auch den äußern

Glanz einer echten Kunstperle. Gesang und Spiel, Stimme und Geläufigkeit, Anmuth und Gemüth vereinigten sich in ihr zu einem unwiderstehlichen Wesen. Jetzt entzückte sie durch ihre Kunstfertigkeit und die Töne gleiteten wie rollende Edelsteine von ihren Lippen, jetzt sang sie sich wieder auf schmelzenden Tönen in die Herzen, jetzt erheiterte sie wieder durch ihr munteres, anmuthiges Spiel. Dabei war sie auch ein hübsches Mädchen und hatte ein sehr feines, stets anständiges Benehmen. Ich weiß keinen Part, den sie nicht durch ihren Gesang und ihre Darstellung gehoben hätte, und wer sie nicht gehört und gesehen hat, darf bedauern einen der glänzendsten Sterne am Himmel der Kunst nicht schimmern gesehen zu haben.

Von den Herren Weinmüller und Vogl findet man in dem Aufsatze über meine Oper: „Die Schweizerfamilie" eine ausführliche Beurtheilung.

Fräulein Bondra, nachmalige Frau Treml. Dieses sehr brauchbare Mitglied der Hofopernbühne besaß nur wenig Stimme, aber verstand sie gehörig zu gebrauchen und war dabei eine ganz gute Schauspielerin. In einactigen Operetten, deren damals sehr viele, meistens französischen Ursprungs, zu Balleten gegeben wurden, füllte sie ihren Platz vortrefflich aus.

Herr Siboni war ein italienischer Tenor, welcher sich aber die deutsche Sprache so eigen gemacht hatte, daß man ihn genau verstand, auch war er dem figurirten Gesang nicht so hold wie seine übrigen Landsleute, er suchte mehr durch Kraft als durch musikalische Verzierungen zu wirken und liebte die charakteristische dramatische Oper mehr als die immerwährende melodiöse Tändelei. Licinius

in der „Vestalin“ und „Ferdinand Cortez“ waren seine vorzüglichsten Leistungen.

Fräulein Laucher war mittelgut; sie sang und spielte nicht übel und war in der komischen Oper gut brauchbar, um so mehr, da sie auch ein hübsches Mädchen war. Als Agnes Sorel in der gleichnamigen Oper von Gyrowetz excellirte sie.

Das Ballet war in seiner Glanzperiode als Aumer und Duport Balletmeister, und die beiden Töchter Aumer's, die Bigottini, Aimée, Herr Rozier und Deshaie Tänzer waren.

Aumer's Ballete hatten immer eine interessante Handlung, jetzt wird der mimische Theil ganz verwahrlost und das durch ein paar Stunden immerwährend fortdauernde Tanzen ermüdet. Jetzt füllen die Ballete immer den ganzen Theaterabend aus, dazumal wurde immer eine kleine, niedliche Oper dazu gegeben.

Ich habe nie ein Ballet gesehen, welches nebst den Sinnen auch sogar auf's Herz und selbst auf die Ohren wirkte, wie dies bei dem Aumer'schen Ballet „Nina“ der Fall war. Mit der größten mimischen Meisterschaft spielte Frau Bigottini die wahnsinnige Nina; ihr großes, schwarzes, ausdrucksvolles Auge sprach deutlicher, als Worte es vermocht hätten. Dabei war ihr Tanz einfach, ohne viele Sprünge und Krafttouren, aber immer graziös. Eine Menuette, welche sie mit Deshaie tanzte, gefiel so außerordentlich, daß sie jedesmal wiederholt werden mußte.

Und auch die Musik zu diesem Ballete von Persuis war meisterlich. Als Hauptmotive hatte er verständig Melodien aus Dallairaes „Nina“ gewählt, um die Situationen dadurch verständlicher zu machen.

Ich habe dieses Ballet wohl zehnmal gesehen, aber andere zehnmal auch blos gehört. Ich setzte mich nämlich auf die hinterste Bank im dritten Stockwerke, wo man nichts mehr sehen kann, und hörte blos die Musik an, welche einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Neben den Aumer'schen ernsten Balleten wirkten die mythologischen und idyllischen von Duport, worin er selbst und Fräulein Neumann, seine nachherige Gattin, wie die Elfen schwebten, auch allgemein.

Ein recht angenehmer Tenor und zugleich ein guter Schauspieler war ein Herr Lippert. Den Bedienten im „Doctor und Apotheker" z. B. sang und spielte er vortrefflich.

Capellmeister und Compositeure, von welchen Opern gegeben wurden, waren Schenk, Süßmayer, Mozart, Teyber, Dittersdorf, Wranitzky, Winter, Salieri, Joseph und Thadä Weigl.

Die ältesten Opern, welche ich hier gesehen habe, waren folgende:

„Iphigenie", „Alceste" und „Orpheus" von Gluck. „Das Irrlicht", von Umlauff. „Der blaue Schmetterling," von Ulbrich. „Die Entführung" von Mozart. „Zemire und Azor," von Gretry. „Die Dorfdeputirten," von Teyber. „Der Schauspieldirektor" von Mozart. „Apotheker und Doctor" und der „Betrug durch Aberglauben" von Dittersdorf. „Der Baum der Diana," von Martini. „Axur" von Salieri. „Don Juan" und „Nozze de Figaro," von Mozart und „der Strazzensammler" von Weigl.

Im Jahre 1791 fing man an in diesem Theater mit Opern und Schauspielen abzuwechseln.

Balletmeister waren Vigano und Muzarelli. Die Gattin des ersten, eine üppige Gestalt, glänzte besonders in zwei unbedeutenden Divertissements, wovon eines das rosenfarbene, und das andere das weiße pas des deux benannt waren, und welche durch die Farbe der Kleider, welche Madame Vigano trug, ihre Benennung erhielten und der Durchsichtigkeit dieser Kleider, wodurch sich der ganze üppige Körper zeigte, ihren Beifall dankten.

Im Jahre 1798 war Graf Colloredo Intendant, Baron von Braun Director, Herr von Kotzebue Secretär, Herr Hägelin Censor.

In den spätern Jahren erhob sich das Hofoperntheater mit einem jeden Jahre auf eine höhere Stufe. Die größten Componisten schrieben für dasselbe Opern, die ausgezeichnetsten Künstler in Gesang und Tanz waren bei demselben engagirt, das Orchester mit den größten Virtuosen besetzt, anerkannte Balletmeister setzten Ballete in die Scene, immer war diese Bühne die vorzüglichste in ganz Deutschland, und — sonderbar genug — immer waren die Wiener damit nicht ganz zufrieden.

In der ganz neuesten Zeit aber, in welcher die Componisten mehr mit Massen als mit Melodie, die Sänger — die Italiener nachahmend, — mehr mit Schreien und Gurgeln, als mit dem wahren dramatischen Gesang zu wirken suchen, hat sich eine Gattung von Oper, nämlich die echte komische, fast ganz verloren, nur wenige vermögen mehr ein Recitativ zu singen oder ein Lied vorzutragen, wie es diese erfordert, sie sprechen keine Worte aus, und wollen kein Wort mehr reden, sondern immer fort nur singen und trillern, und so haben wir keine eigentlichen dramatisch-musikalischen Darstellungen mehr,

sondern nur Concerte im Costume, und das Publikum, durch italienische Musik und Gesang verwöhnt, applaudirt Den, der am meisten schreit!

Gott besser's!!!

Das alte Theater auf der Wieden im Freihause wurde im Jahre 1786 von dem Baumeister Christian Roßbach erbaut und auch einige Zeit von ihm geleitet. Dann kam es in die Hände eines Schauspielers Namens Friedl, welcher es nur bis 1788 leitete. Hierauf übernahm es Anton Edler v. Bauernfeld, mit welchem im Jahre 1789 Emanuel Schikaneder in Compagnie trat. Vom Jahre 1790 bis zum Jahre 1801, wo das neue Theater eröffnet wurde, führte es Schikaneder allein.

Das Theater im Freihause war beiläufig so groß als das Josephstädter Theater, hatte aber nur zwei Stockwerke und sah einer großen länglich viereckigen Kiste nicht unähnlich. Wenn man von der Schleifmühlgasse in den Hof tritt, so steht uns ein langer Quertract gegenüber, die Hälfte dieses Quertractes rechts nahm das Theater ein. Man konnte von dieser Seite hineingehen, von der entgegengesetzten Seite befand sich vor dem Thore, welches auf den sogenannten Naschmarkt führt, bis zum Theater durch den ganzen langen Hof ein von Holz aufgeführter bedeckter Gang.

Der Zuseherplatz war nur ganz einfach bemalt, und an der Bühne standen zu beiden Seiten des Portals zwei Figuren in Lebensgröße, ein Ritter mit einem Dolch und eine Dame mit einer Larve. In das Parterre war der Eintritt mit 17 kr. und im letzten Stock mit 7 kr. festgesetzt.

Ich werde hier erst von Schikaneder sprechen,

und zwar in dreifacher Rücksicht: von dem Director, dem dramatischen Dichter und dem Schauspieler Schikaneder.

Als Director kannte er sein Publikum, und die Casse war sein Hauptaugenmerk. Sie mußte es wohl auch sein, denn er brauchte viel Geld, da er ein außerordentlicher Lebemann war, und besonders das schöne Geschlecht liebte; daher sah er auch vor Allem darauf, bei seinem Theater schöne Schauspielerinen zu haben, und fragte wenig darnach, ob sie auch gute waren. Er verstand es, selbst Mädchen, die er aus dem bürgerlichen Leben herausnahm und auf die Bühne brachte, so zu verwenden, und ihnen meist selbst solche Rollen zu schreiben, daß sie dem Publicum sehr bald gefielen und am Ende sogar Lieblinge desselben wurden. Ein Beispiel davon war Fräulein Forst, eines der schönsten Mädchen, welche Wien jemals aufzuweisen hatte.

Schikaneder war ein herzensguter Mann, der seine Schauspieler wirklich wie seine Kinder behandelte, immer offene Tafel hielt, zwar keine großen Gagen bezahlte, aber besonders junge Anfänger zu poussiren verstand. Körperliche Wohlgestalt galt ihm vor Allem als Grund zur Aufnahme bei seinem Theater. Ich weiß mich recht gut zu erinnern, daß er einen Jüngling engagirte, blos weil er einer der schönsten in Wien war. Dieser Jüngling war Herzfeld, der nachmalige Director des Hamburger Theaters und Vater des jetzigen Mitgliedes unserer Hofbühne. Ich war zugegen, als dieser Jüngling zum ersten Male als Reitknecht auftrat, das Stück ist mir entfallen. Es war nur eine sehr untergeordnete Rolle, er hatte kaum einige Worte zu sprechen, aber von allen Seiten ertönte

aus dem Munde der Frauen und Mädchen: „Ach! der schöne Mensch! der liebe Mensch!“

Schikaneder als dramatischer Schriftsteller war zu seiner Zeit bedeutend. Er besaß vor Allem eine fruchtbare Phantasie, das beweisen seine Opern: „Die Zauberflöte,“ „Babylons Pyramiden,“ „der Spiegel von Arkadien,“ und noch viele andere. Auch in komischen Opern war er glücklich, seine 7, sage sieben Theile des „dummen Gärtners,“ seine „Waldmänner,“ sein „Tiroler Wastl“ u. s. w. haben viele Vorstellungen erlebt und allgemein gefallen. Auch in Ritterstücken hat er sich versucht und auch darin den Anforderungen seiner Zeit Genüge geleistet. „Hans Dollinger mit dem Riesen Krako,“ und „Philippine Welserin“ haben die Schaulust befriedigt und die Thränendrüsen geöffnet. Als ein Vorbild für Localdichter stehen aber auch jetzt noch immer seine „Fiaker in Wien“ und seine „bürgerlichen Brüder“ da; das sind wirkliche Gemälde aus dem Wiener Leben, wirkliche Charakterstücke aus dem Volke.

Schikaneder war eigentlich ein Naturdichter, hätte er wissenschaftliche Vorbildung genossen, so würde er auch der Aesthetik mehr Genüge geleistet haben; die Verse in seinen Opern waren wirklich haarsträubend und enthielten nicht selten Unsinn. Sehen wir einmal den Text der „Zauberflöte“ etwas durch. Als Tamino die Flöte bläst und durch ihre Zaubertöne Thiere aller Art herbeigelockt werden, singt Tamino:

Holde Flöte, durch dein Spielen
Selbst wilde Thiere Freude fühlen,
Nur Pamina bleibt davon;

also nur das wilde Thier Pamina!

Als Tamino die Genien fragt, wo ist Pamina, geben sie die Antwort:

Sie ist von Sinnen,

was gar nicht zur Frage paßt.

Die beiden fürchterlichen Streckverse, welche die Wächter der Elemente singen, konnte nur ein Mozart in Musik setzen, sie lauten:

Der, welcher wandelt diese Straße voll Beschwerden,
Wird glücklich geh'n durch Feuer, Wasser, Luft und Erden.

In seiner Oper „Alexander“ kommt sogar ein Vers vor, welcher so lautet, als ob man gähnte; er heißt:

Sprichst du o Alexander u. s. w. (u o a).

Schikaneder war ein erbärmlicher Sänger, daher er in seinen Opern die Melodie zu jenen Stellen, welche er selbst zu singen hatte, selbst machte, oder dem Componisten vorschrieb. So sind die Melodien in der „Zauberflöte“ zu den Liedern: „Der Vogelfänger bin ich ja,“ und „Ein Mädchen oder ein Weibchen,“ sowie zu dem Duette: „Bei Männern, welche Liebe fühlen,“ von Schikaneder; Mozart hat sie erst durch sein herrliches Instrumentale zu Kunstwerken gemacht.

Der verstorbene Bassist Sebastian Meyer hat mir erzählt, daß Mozart das Duett, als sich Papageno und Papagena zum ersten Male erblicken, anfangs ganz anders componirt hatte, als wir es gegenwärtig hören. Beide riefen nämlich ein paar Mal staunend aus: Papageno! Papagena! Als aber Schikaneder dieses hörte, rief er in's Orchester hinab: „Du Mozart! Das ist nichts, da muß die Musik mehr Staunen ausdrücken, Beide müssen sich erst stumm anblicken, dann muß Papageno zu stottern anfangen: Pa — papapa — pa — pa; Pa=

pagena muß dies wiederholen, bis endlich Beide den ganzen Namen aussprechen. Mozart folgte diesem Rath und das Duett mußte so immer wiederholt werden.

Ferner als im zweiten Acte die Priester sich versammeln, geschah dies bei der Generalprobe ohne Musikbegleitung, Schikaneder aber verlangte, daß ein pathetischer Marsch dazu componirt werde. Da soll Mozart zu den Musikern gesagt haben: „Gebt her Eure Kaszetteln!" und in die Stimmen sogleich diesen prächtigen Marsch hineingeschrieben haben.

Lächerlich ist, was Schikaneder einem Freunde, der ihm nach der ersten Aufführung der „Zauberflöte" Lobsprüche über sein Werk machte, geantwortet haben soll. Er soll gesagt haben: „Ja, die Oper hat gefallen, aber sie würde noch mehr gefallen haben, wenn mir Mozart nicht soviel daran verdorben hätte."

Es ging zu jener Zeit im Publicum das Gerücht: Ein Geistlicher, ein Freund Schikaneders, verfasse ihm die Stücke, die er dann unter seinem Namen erscheinen lasse. Hierüber weiß ich Folgendes als Gewißheit zu sagen: Es lebte damals auf der Chur zu St. Stephan ein Geistlicher mit Namen Wüst, welcher auch in dem Hause meiner Großmutter aus und ein ging, und da „Herr Vetter" genannt wurde. Der Mann befaßte sich mit dramatischen Arbeiten, vorzüglich mit Zauberspielen, wozu er gewöhnlich auch die Modelle zu den Maschinen verfertigte. Ich weiß, daß Wüst mit Schikaneder bekannt war, und auch oft zu ihm kam. Es kann also wohl sein, daß er sein Mitarbeiter war; aber so viel ich Wüst kannte, so war er wohl ein Mann, der über Scenerie Rath

ertheilen und dabei Hilfe leisten konnte; aber Phantasie und Erfindungsgabe habe ich nie bei ihm bemerkt.

Schikaneder als Schauspieler betrachtet, war nur in Localstücken ein Charakterdarsteller, und hierin gewann das Gemüth fast immer die Oberhand über die Komik. Den Fiaker in seinen „Fiakern in Wien“ spielte er so wahr, so ganz aus dem Leben gegriffen, daß ich diese Rolle eine Meisterrolle nennen kann. Die Scene, in welcher er leichenblaß aus dem Cabinete stürzt, weil er sein närrisches Weib, da nichts mehr fruchtet, endlich wider seinen Willen und gegen sein Herz schlagen muß, wäre eines Iffland würdig gewesen. Als Komiker habe ich nie herzlich über ihn lachen können. Er schrieb sich seine meisten Rollen selbst, und schuf sich gewöhnlich eine Art Naturmenschen, wie Papageno in der „Zauberflöte“; er wollte für einen feinen Komiker gelten, und dadurch wurde seine Komik so superfein, daß man wenig davon merkte. Indessen weiß ich doch eine komische Rolle von ihm, die er eigenthümlich und echt komisch darstellte, und diese war der Dorfschuster in seiner Posse, „das abgebrannte Haus.“ Da er, wie gesagt, sich seine Rollen meist selbst schrieb, so legte er in jede derselben eine Art Sonderbarkeit, wodurch sie ohne komisches Zuthun gefiel. So z. B. machte das Federgewand Papageno's mehr Aufsehen als das was er sprach. So wirkten in dem Stücke „Lumpen und Fetzen“ die absurden Eigenheiten eines Engländers, den er darstellte, das Meiste.

Schikaneder war groß und dick, hatte einen watschligen Gang, aber ein sehr lebhaftes, sprechendes Auge. Mit diesem letzteren wußte er nicht selten durch einen Blick seinen Worten eine Zweideutigkeit zu geben, die gefiel.

Schikaneder hat sich auch in ernsten, ja tragischen Rollen versucht, aber mit geringer Wirkung; so sah ich ihn den Morland in Kotzebue's „Verleumdern" (damals die „Schlangenzunge" genannt) spielen.

Folgender Mitglieder weiß ich mich bei dem Theater im Freihause zu erinnern:

Herr Kettner, der Ritter und Held par excellence. Er spielte nie seine biederben Recken, ohne mit beiden Händen die Luft zu jagen, zu schreien, was er aus der Kehle bringen konnte, und die derbsten Manieren anzunehmen; so setzte er sich oft auf einen Tisch statt auf einen Stuhl. Folgende Anekdote von ihm ist buchstäblich wahr. Ein Anmelder trat heraus und sollte sagen: Vor der Burg sieht man Reisige, statt dessen sprach er: Vor der Burg sieht man viele verdächtige Haufen, und Kettner riß sein Schwert aus der Scheide und rief wüthend: Hinaus auf sie!

Fräulein Wimmer, nachmalige Frau Liebig, und noch später Frau Stöger, eine anmuthige Schauspielerin, welche besonders in sentimentalen Rollen Verdienstliches leistete.

Die beiden Schwestern Fräuleins Constantini, zwei hübsche, junge, üppige Mädchen, welche Soubretten und naive Mädchen nicht übel spielten.

Herr Neukäufler gab ernste und komische Alte mit einem wirksamen, aber manchmal sehr outrirten Spiele, besonders rollte er die Augen fürchterlich und grimassirte mit dem Gesichte.

Frau Schikaneder, Gattin des Directors, eine ungeheuer dicke Frau mit etwas schielenden Augen, zu

nichts brauchbar als zu bürgerlichen Weibern, wie sie denn auch die Fiakerin meisterlich spielte.

Fräulein Forst, wunderschön und liebenswürdig, darüber man ihr alles Uebrige nachsah.

Herr Perinet spielte Intriguants und war nebenbei Theaterdichter. Ich habe von ihm bei einer andern Gelegenheit ausführlicher gesprochen.

Herr Gerl, Bassist, der erste Sarastro.

Herr Schack, Tenorist, der erste Tamino.

Frau Hofer erste Bravoursängerin, nachmalige Meyer; sie war eine Schwägerin Mozarts, und da sie besonders im Staccato in den höchsten Chorden excellirte, so hat er auch für sie die Königin der Nacht geschrieben und darum in den beiden Arien die Staccato-Passagen angewendet.

Fräulein Gottlieb, erste Sängerin, die erste Pamina, sie lebte noch im Jahre 1851.

Madame Gerl, Sängerin, die erste Papagena.

Herr Nouseul spielte alte Chevaliers, sprach gut französisch, sang auch etwas; der erste Mohr Monostatos. Er war der Gatte der später in Rollen edler tragischer Mütter im Hoftheater so berühmt gewordenen Frau Nouseul.

Herr Giesecke hatte kein eigentliches Fach und spielte, was er eben mußte. Er schrieb auch mehre Stücke, darunter aber nur „der travestirte Aeneas“ außerordentlich gefiel. Nebenbei war die Naturwissenschaft sein Lieblingsstudium, worin er später so große Fortschritte machte, daß er an der Edinburgher Universität zum Doctor und Professor promovirt wurde. Als solcher machte er eine naturhistorische Reise nach Lappland, blieb dort zwei Jahre und kehrte dann mit gesammelten Schätzen aller Natur-

reiche zurück. Der einstige arme Schauspieler erschien auf seiner Durchreise in Wien als berühmter Gelehrter, mit vielen Orden geziert.

Herr Haibel sang kleinere Parte im Singspiele und componirte auch selbst. Die Musik zum „Tyrolerwastl“ ist von ihm.

Herr Brenner war ein untergeordneter Schauspieler, aber gemeine Naturen stellte er mit seltener Wahrheit dar. Sehr komisch war seine Sprache, er stieß mit der Zunge an, dabei sprach er sehr schnell und überstürzte sich in Worten. In den „Fiakern in Wien“ spielte er einen Fiakerknecht, der sich gegen einen angeschuldigten Diebstahl vertheidigt, mit so außerordentlicher Wahrheit, daß er diese Scene jedesmal wiederholen mußte.

Herr Stegmayer spielte nicht sehr oft, war aber Schikaneders Factotum, er hat sehr viele Stücke verfaßt und zu vielen einzelne Musikstücke componirt. Sein „Rochus Pumpernickel“ wird noch manchmal auf Bühnen gegeben, und mehre komische Stücke von ihm sind in neuerer Zeit von andern Volksdichtern umgearbeitet worden, weil der Fond gut war; so der „Eulenspiegel“ von Nestroy. Er schrieb auch Operntexte, wie „Wladimir von Nowgorod,“ welchen Bierey in Musik setzte.

Herr Wallerscheng und Herr Herzfeld spielten untergeordnete Rollen.

Die beiden Capellmeister dieser Bühne waren Henneberg, nebenbei Regenschori bei den Schotten, und Ignaz Ritter von Seyfried. Von Ersterem weiß ich keine Oper, die er ganz componirt hätte; der Zweite aber hat sehr viele geschrieben und sich später durch seine Kirchen-

compositionen den Ruf eines tüchtigen Componisten und eines vortrefflichen Compositionslehrers erworben.

Da ich von dieser Bühne spreche, so will ich auch von einem Ereignisse mittheilen, welches damals eben nicht große Sensation erregte, aber dessen jetzt mit einer Pietät für den verewigten Meister gedacht wird. Mehre Einzelnheiten, die mir davon bekannt sind, werden daher auch Interesse erregen; ich meine die erste Aufführung der „Zauberflöte.“

Die „Zauberflöte“ wurde zum ersten Male am 30. September 1791 gegeben. Auf dem Komödienzettel war ganz einfach angegeben: Herr Mozart wird heute persönlich dirigiren.

Die Besetzung war folgende:

Sarastro	Herr Gerl.
Tamino	Herr Schack.
Pamina	Dlle. Gottlieb.
Königin der Nacht	Mad. Hofer.
Papageno	Herr Schikaneder.
Papagena	Mad. Gerl.
Monostatos	Herr Nouseul.
Erster Genius	Nanny Schikaneder.
Zweiter „	Handelgruber,

(nachmaliger Conventual des Stiftes Göttweih, dann durch mehr als 40 Jahre Pfarrer in Heinfeld, jetzt im Stifte.)

Dritter Genius	Herr Maurer,

(nachher berühmter Bassist.)

Die drei Damen habe ich mir leider nicht aufgemerkt, nur glaube ich mich erinnern zu können, daß eine davon Dlle. Gsur und eine andere Dlle. Constantin war.

Mitglieder dieses Theaters, welche sich Ruhm erworben haben, waren auch noch folgende:

Herr Simoni, ein Italiener, Tenor, mit einer etwas schmetternden Stimme und ein tüchtiger Rouladenjäger. Zu den französischen Opern, welche auf dieser Bühne gegeben wurden, paßte er nicht. Von angemessenem Spiele war gar keine Rede, und die deutsche Sprache radebrechte er so erbärmlich, daß man meist Unsinn zu hören bekam; so lauteten z. B. die Worte „auf was Art, Elende?“ in seinem Munde, wie „Auf was Sardellenthee?“ Dennoch gefiel dieser Sänger, musikalische Kenner fanden in seinen Leistungen zwar nicht das Wahre, aber erfreuten sich an seinen Künsteleien.

Frau Campi, ebenfalls eine Italienerin, und eine der ausgezeichnetsten Coloratursängerinen. Ihre Kehlengeläufigkeit war wirklich wunderbar, sie konnte alles damit machen, was sie wollte, ja selbst wenn sie etwas heiser war, konnte sie noch die schwersten Partien singen; sie besaß keine Brust- sondern eine etwas spitze Kopfstimme. Gehaltene Töne waren bei ihr weder voll noch schön, aber das musikalische Feuerwerk brannte sie bewunderungswürdig ab. Sie sang den Part der Königin der Nacht in der hohen Tonart, in welcher ihn Mozart ursprünglich schrieb, und das Staccato klang wie springende Perlen. Mit Virtuosität sang sie auch die Donna Anna im „Don Juan“, und die Constanze in der „Entführung.“ Von einem angemessenen Spiel konnte aber keine Rede sein.

Sebastian Meyer. Dieser Mann war als Sänger (Baß) nicht sehr bedeutend, aber ein wackerer Schauspieler, und als Opernregisseur ein ganz ausgezeichneter Schützer und Verbreiter des wahrhaft Guten und Schönen. Nie-

mand hat in Wien für die Verbesserung der Opernmusik, und daher auch für die Verbesserung des Geschmackes in musikalischer Hinsicht so Bedeutendes gewirkt als er. Mit tiefen musikalischen Kenntnissen ausgestattet, war es weniger die Pflicht, die ihm als Regisseur oblag, sondern mehr seine Liebe für die Kunst, daß er im Theater an der Wien eine Oper zu Stande brachte, die nicht nur mit der Hofoper wetteifern konnte, sondern diese bei weitem übertraf. Er war es, welcher die bessern französischen Opern verschrieb, sie übersetzen ließ und dann mit großer Sorgfalt in die Scene setzte. Cherubini, Catél, Dallayrac, Mehul, Boieuldieu, Isouard wurden durch ihn zuerst den Wienern bekannt und bei ihnen beliebt. Wer „Lodoiska", „Semiramis", den „Bernhardsberg", den „Thurm von Gothenburg," „Johann von Paris"' „Aschenbrödl", die „beiden Füchse", „Johanna", die „vornehmen Wirthe" u. s. w. auf dieser Bühne gesehen hat, wo sie unter Meyer's Leitung eben so gut gesungen als gespielt wurden, der wird das Vergnügen, welches sie ihm gewährten, nie vergessen; ja Meyer wußte den Geschmack so zu fesseln, daß selbst kleine Operetten, wie der „Schatzgräber", „Pächter Robert" u. s. w. dieses große Schauspielhaus zehn-, zwanzigmal füllten. Dabei unterstützten ihn die beiden Brüder Seyfried ganz außerordentlich. Joseph v. Seyfried war ein schneller und glücklicher Uebersetzer, und Ignaz v. Seyfried einer der tüchtigsten Capellmeister, nach Sechter wohl der größte Contrapunctist, was seine gediegenen Kirchencompositionen beweisen, und wovon seine vielen Schüler, welche er in der Composition gebildet hat, Zeugniß geben. In der Composition von Opern war er nicht so

glücklich, doch geschah es oft, daß er auf Anordnung Meyers ältere französische Opern, wie z. B. „Richard Löwenherz“, vortrefflich neu instrumentirte und zu andern ein neues Musikstück componirte, welches als das beste der Oper anerkannt wurde.

Ich war mehre Jahre täglich Abends nach dem Theater bei Meyer, und lernte diesen Mann ganz kennen. Da sah er gewöhnlich neuere französische Opernpartituren durch, und ich mußte ihm — da er nicht französisch verstand — den Inhalt erklären; dann gab er entweder Seyfried oder mir die Oper zu übersetzen, und deutete uns zugleich die Abänderungen an, welche wir damit zu treffen haben, bezeichnete uns die Stellen, wo neue Musikstücke einzuschalten seien, und ließ diese, von uns gedichtet, von den Capellmeistern Seyfried oder Fischer componiren. Aeltere Opern, wie „Richard Löwenherz„ und „Raoul der Blaubart“, ließ er ganz neu instrumentiren; so kam es, daß das Theater an der Wien stets Neuigkeiten, gut dargestellt, brachte, und zu jener Zeit das beliebteste Theater in Wien war.

Noch in seinem Alter, wo er als Opernsänger nicht mehr wirken konnte, verließ ihn seine Leidenschaft für gute Musik nicht, er sang bei Oratorien und in Kirchen im Chor mit, und ich habe öfters bei ausdrucksvollen Stellen Freudenthränen über seine schon gefurchten Wangen laufen gesehen.

Sebastian Meyer hätte für sein Verdienst, den Geschmack des Publikums für gute Opernmusik gebildet zu haben, eine Auszeichnung verdient; später haben derlei Auszeichnungen Jene erhalten, die durch gemein-italienische Tändelei den Geschmack wieder verschlechtert haben.

Fräulein Buchwieser. Eine junonische Gestalt, große, sprechende Augen, eine nicht üble, aber nicht selten etwas distonirende Stimme und ein gutes Spiel waren die Eigenschaften dieser beliebten Sängerin, welche Beliebtheit sie sich dadurch erhielt, weil Regisseur Meyer recht gut wußte, auf welcher für sie passenden Stelle er die Mitglieder zu verwenden habe. Ihre Glanzrolle war die Prinzessin in „Johann von Paris."

Fräulein Eigensatz, ein reizendes Geschöpf, weniger Sängerin als Schauspielerin, wußte sich aber doch in diesen beiden Künsten geltend zu machen. Die Beliebtheit des Publikums errang sie sich durch die Rolle der Marie im „Blaubart", welche sie mit so vorzüglicher Wärme darzustellen wußte, daß kein Auge trocken blieb. Sie heiratete später einen reichen italienischen Gastwirth, Namens Pedrillo, und als dieser starb, wurde sie die Geliebte des Grafen Herberstein.

Forti und Frau. Ein liebliches Sängerpaar. Bei Beiden ging auch eine gute Stimme mit angemessener Schauspielkunst Hand in Hand. Besonders frisch und rein war die Stimme der Frau, man konnte keinen lieblicheren Pagen in Mozart's „Figaro" und keinen neckischeren Pagen in „Johann von Paris", sehen, als Frau Forti war. Herr Forti sang Bariton, wenn auch nicht kräftig, doch angenehm und zierlich; frivole Charaktere, wie z. B. jener des Grafen im „Figaro" gelangen ihm sehr gut. Das Ehepaar wurde später im Hofburgtheater engagirt, wo sie sich ebenfalls ehrenvoll behaupteten. Frau Forti starb in ihren besten Jahren. Herr Forti genoß aber noch lange nach seinem Austritt von der Bühne, eine bedeutende

Pension und hatte auch das Glück, den großen Treffer bei einer Güterlotterie zu gewinnen.

Die Herrn Cach é, Schmittmann und Scholz waren drei gute Schauspieler, welche sich aber mitunter auch in der Oper verwenden lassen mußten, weil Regisseur Meyer recht gut wußte, daß in der komischen Oper ein gutes Spiel oft besser wirke als eine gute Stimme. Diesen drei Herren mußten ihre Singpartien gewöhnlich eingegeigt werden, bevor man sie zu einer Probe zuließ, und zu diesem Eingeigen wurde gewöhnlich ein Musiker aus dem Orchester verwendet. Cach é spielte komische Bediente und Bonvivants mit Auszeichnung. Schmittmann Charakterrollen. Scholz, der Vater unsers unvergeßlichen Komikers, (ein geborner Baron Plümicke), Soldatenrollen, ernste und komische Alte. Cach é, später auch im Hofoperntheater angestellt, dürfte in Rollen wie der Bediente im „neuen Gutsherrn“ und in den „beiden Füchsen“ keinem Franzosen weichen, man konnte ihn mit Recht den deutschen Martin nennen. Schmittmann war als Blondel in „Richard Löwenherz“ und in mehren andern derlei Partien gut. Scholz spielte mehr in Schauspielen als in Opern, denn er besaß keine Stimme. Wenn er aber auch als Farbenreiber in den „beiden Füchsen“ und als Bader Scapel im „Pachter Robert“ krähte statt zu singen, so wirkte er doch durch sein gutes Spiel außerordentlich zum Gelingen des Ganzen. Die Opern in diesem Theater, welche nur leidlich gesungen, aber vortrefflich gespielt wurden, gewannen immer den Sieg über jene im Hofoperntheater.

Die Familie Demmer. Eine ausgezeichnete Künstlerfamilie in allen ihren Zweigen. Zwei Brüder Demmer

waren als Sänger, der Eine im Hofoperntheater, der Andere im Theater an der Wien angestellt; sie spielten alle Chevaliers, sie sahen sich im Gesichte so ähnlich, und hatten so gleiche Manieren und eine so gleiche Sprache daß man sie fast nicht auseinander kannte. Sie spielten und sangen zu gleicher Zeit, Jeder in seinem Theater den Seneschal in „Johann von Paris.“ Die Frau des Einen spielte im Schauspiel nicht übel bürgerliche Mütter. Der Sohn, Fritz Demmer, war ein sehr braver, fleißiger Schauspieler, welcher im Theater an der Wien als Liebhaber, oft auch als Held das Publikum für sich gewann. Die Töchter Johanna, Josepha und Thekla. Johanna spielt gemeine und karrikirte Weiber mit Glück, Josepha, jetzt Frau Scutta, erwarb sich durch ihre hübsche Gestalt und ihr niedliches Spiel und ihren Gesang schon mit 16 Jahren die Gunst des Publikums in der Rolle der „Aschenbrödel“ in Isouard's herrlicher Oper. Die jüngste, Thekla, war die nachmalige verehelichte Kneisel, welche als Localschauspielerin sich großen Beifalls erfreute.

Küstner. Ein eminenter Schauspieler, sowohl in intriguanten als auch komischen Rollen. Zu den erstern gab ihm die Natur Alles: ein Gesicht, welches zugleich Verschmitztheit und Entschlossenheit ausdrückte, ein lauerndes unstätes Auge, welches von buschigen Brauen überwölbt war. Küstner war ein wissenschaftlich gebildeter Mann und früher Lehrer am Pleban'schen Knabenerziehungsinstitut. Es war bemerkbar, daß er sich bei seinen intriguanten Rollen Ochsenheimer zum Vorbild genommen hatte, ohne ihn eben sclavisch zu copiren. Es ist wohl schwer, in so abschreckenden Rollen das Publikum

für sich zu gewinnen, und dennoch gelang es ihm. Ich kannte Küstner sehr genau, denn ich wohnte mit ihm, bevor er Schauspieler ward, ein paar Jahre in einem Zimmer. Er stieg immer höher in der Gunst des Publikums und wurde Regisseur des Schauspiels. Sein Ehrgeiz strebte aber immer nach einer Anstellung im Hofburgtheater. Endlich ergab sich eine Gelegenheit dazu und es wurden ihm sogar vom Hofburgtheater Anträge gemacht; allein sein Contract mit dem Theater an der Wien hielt ihn noch mehre Jahre bei dieser Bühne fest. Man behauptete daher, er habe diesen Contract verfälscht, und als er eines Tages — er vermuthete in dieser Angelegenheit — zum Criminalgerichte vorgefordert wurde, erschoß er sich auf dem Glacis neben dem Verbrennungshause.

So viel ist gewiß, Küstner spielte nicht nur Intriguants, er war auch ein Intriguant.

Fräulein Müller. Eine gar liebliche Schauspielerin und brave Sängerin war Fräulein Müller, besonders im heitern Fache. Ihre Soubrettenrollen wußte sie mit einer Decenz auszustatten, daß sie Alles für sich einnahm, aber auch in ernsteren Partien wußte sie ihren Platz mit Ehren auszufüllen.

Oesterreich überhaupt und Wien insbesondere waren von jeher das Land und die Stadt, in welchen die Komik sich vorzugsweise zeigte, ausbildete und ihren Gipfel erreichte. Die meisten Oesterreicher sind geborne Spaßmacher, wozu ihr Dialect nicht wenig beiträgt. Ich will dadurch nicht sagen, daß das Ausland nicht auch tüchtige Komiker besitzte; allein es ist eine gemachte Komik, sie lassen meistens kalt, oder übertreiben. In der sogenannten feinen Komik, in folgerechter Darstellung eines komischen Char-

afters haben es manche norddeutsche Schauspieler bis zur Virtuosität gebracht und zu oberst steht hierin Iffland. Allein gelacht, so recht herzlich gelacht, daß es mich schüttelte, habe ich doch nur über österreichische Komiker. Es geht mit der komischen Darstellung, wie mit der österreichischen komischen Literatur. Daher habe ich auch zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß im Auslande anerkannte und hoch gepriesene komische Schauspieler, wenn sie in Wien Gastrollen gaben, selten ganz befriedigten, während österreichische Komiker, wenn sie sich im Auslande zeigten, das ganze Haus bloß durch ihr drolliges Wesen und ihren Dialect zum Lachen bewogen. Ein Beispiel davon lieferte Hasenhut. Als die Franzosen in Wien waren, war das Haus, wenn dieser Komiker spielte, immer überfüllt und die fremden Gäste lachten aus vollem Halse über ihn, obschon sie kein Wort von dem verstanden, was er sagte.

Ich werde jetzt bei Gelegenheit des Leopoldstädter Theaters versuchen, einige charakteristische Skizzen verstorbener komischer Schauspieler dieser Bühne zu entwerfen und anzugeben, auf welche Art und durch welche Mittel sie auf das Publikum wirkten, worin ihre Eigenthümlichkeiten bestanden und was eigentlich die Grundessenz ihrer komischen Gewalt war. Ich habe von Jugend auf eine Vorliebe für dieses Theater gehabt; ich habe die Schauspieler, die ich vorführen werde, Alle selbst, oft und in verschiedenen Rollen gesehen; ich habe mich mit ganzer Seele den Eindrücken hingegeben und noch jetzt schweben mir die bunten lustigen Gestalten vor den Augen. Ich habe meist selbst herzlich mitgelacht, wenn die Zuseher in ein lautes Gelächter ausbrachen, manchmal aber auch kaum begriffen,

wie man lachen konnte. Immer aber habe ich nachzuforschen gesucht, woher der Eindruck rühre, wodurch dieser oder jener Spaß auf das Publikum einwirkte, und diese Bemerkungen will ich mittheilen. Sie können wohl einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Dramaturgie geben und werden zugleich kleine Denksteine für die verewigten Künstler liefern.

Es war eine gute Zeit, als das Publikum noch bloß um sich zu unterhalten das Theater besuchte, als es das Licht, womit es Fehler hätte beleuchten können, selbst auslöschte, um diese nicht zu sehen und sich so selbst sein Vergnügen zu verkümmern. Es war eine gute Zeit, als man noch nicht am folgenden Tage nach der ersten Vorstellung eines neuen Stückes die Journale fragte, ob uns das Stück gefallen dürfe oder nicht, sondern selbst sah, selbst urtheilte. Es war eine gute Zeit, als man, wenn man lachen konnte, dafür dankbar war und nicht hinterher die Nase rümpfte und sagte: „Das ist eine entsetzliche Dummheit.“ Zu dieser guten Zeit war das Leopoldstädter Theater das besuchteste von allen. Es wurde allgemein das Kasperltheater genannt, weil Laroche (in jedem Stücke Kasperl geheißen), der beliebteste Komiker dieser Bühne war. Wie sehr dieser Kasperl das Publikum für sich gewonnen hatte, mag der Umstand beweisen, daß man die damals cursirenden Viertelkronen, welche 34 Kreuzer galten, allgemein Kasperln nannte und zwar darum, weil auch der Eintrittspreis in das Parterre des Leopoldstädter Theaters auf 34 kr. festgesetzt war.

Ihr jetzigen Bühnendirektoren, die ihr meist bei euren Anstalten der großen Anforderungen der Schauspieler und

des Publikums wegen zu Grunde geht, ich will euch eine kleine Anekdote erzählen, welche sich zu jener Zeit ereignete, und ihr werdet, voll Wehmuth darauf zurückblickend, mit mir ausrufen: Ja, das war eine gute Zeit!

Ich ging eines Tages durch die Praterstraße (Jägerzeile) spazieren und sah vor dem noch geschlossenen Theaterthore eine große Menge Menschen stehen, welche auf das Aufsperren wartete. Ich besah den daneben ausgehängten Zettel, man gab: „Kasperl, der Mandolettikrämer." Die Versammelten waren in einen dichten Knäuel zusammengepfercht und lärmten, stießen und schrieen und drängten, weil Jeder der Nächste am Thore sein wollte, um ja gewiß einen guten Platz zu bekommen. Das Getöse drang auch zu den Ohren des Direktors Marinelli, der seine Wohnung gerade über dem Eingangsthore hatte. Plötzlich öffnete sich ein Fenster, Marinelli erschien an demselben mit einem Stock in der Hand und schrie auf das Publikum herab: „Wenn das Lärmen nicht auf der Stelle aufhört, so lass' ich heute gar keine Comödie spielen!" — Und auf dieses Donnerwort war sogleich die Ruhe hergestellt. Niemand mukste mehr, um nur die Comödie zu sehen. O, da war es leicht, Theater zu dirigiren und dabei reich zu werden.

Das Leopoldstädter Theater war von jeher die eigentliche Volksbühne. Zu allen Zeiten befanden sich bei dieser Bühne vorzügliche Komiker und Schriftsteller, welche für diese zu schreiben verstanden. In der frühesten Zeit waren nur die Skizze eines Stückes und dessen Scenirung und Arien geschrieben, die Gespräche dazwischen waren den Schauspielern überlassen; dann kam Haffner, der schon ordentlich gegliederte und dialogisirte Possen schrieb; später

Hensler mit seinen komischen Zaubersingspielen, ferner Bäuerle, Gleich, Meisl, endlich Raimund. Jeder von diesen hat große Verdienste um das Volkstheater, aber die größte Anziehungskraft bewirkten doch dessen komische Schauspieler, und von diesen — nur von den verstorbenen — will ich jetzt, und zwar von jedem einzeln, sprechen.

Laroche (Kasperl) war ein gedrungener Mann, mittlerer Statur, mit lebhaften Augen und stark markirten Zügen. Alle seine Bewegungen waren eckig und wurden eben dadurch lächerlich. Sein Dialect war der gemeine Wiener Dialect, nur sprach er mehr breit als flüssig und hing oft an einzelne Worte, besonders an das Wort Er, ein a an, worüber man stets lachte. So z. B., wenn ihm sein Herr befahl: „Kasperl, geh' jetzt in jenes Haus und trage den Brief hinein", und er sich ein paar Mal gegen diesen Befehl geweigert hatte, der Herr ihm dann mit dem Degen drohte, so antwortete er: „Laßt's stecken, er a geht schon!" und hierauf ging er mit langen Schritten, die beiden Arme vor sich ausstreckend in das Haus.

Laroche war der unmittelbare Nachfolger des Hanswurstes (den ich selbst nicht mehr gesehen habe und daher auch nicht characterisiren kann) und hatte auch viel noch von dessen Lazzi in Gebärden und Körperstellungen angenommen. Seine Rollen waren immer dumme Bediente oder Schildknappen in Zauberstücken. In den letzten hieß er Käsperle. Er sang auch Couplets, aber ganz entsetzlich.

Um Beispiele von Laroche's Komik anzuführen, erwähne ich Folgendes:

In einem Stücke kniet Kasperls Herr vor seiner Geliebten und erklärt ihr seine Liebe, da öffnet Kasperl die

Thüre und schreit herein: „Steh auf, alter Bettelstudent, d'Hosen g'hört nit dein!" und ist wieder verschwunden.

In einem andern Stücke spielt Kasperl einen verstellten Stummen; als man ihn aber fragt, wie lang er stumm sei, antwortet er sich vergessend: „vier Jahre!" da er aber dann dies Versehen wieder gut machen will, so antwortet er im ganzen Stück auf alle an ihn gestellte Fragen nur immer dieselben Worte: „vier Jahre."

Kasperl wird von den Türken gefangen. Er spricht mit ihnen, sie verstehen ihn aber nicht. Nun möchte er gerne hinausgehen, deutet daher auf die Thüre und spricht: „Aussi! aussi! aussi!" Die Türken verstehen ihn noch immer nicht. Da wird er zornig und schreit: „Wart's ös türkischen Wascheln, ös wert's mi glei verstehn, ih wir nur mein türkische Sprach loslassen, also hört's: Anari Manari Canari, aussi! aussi!" und nun laufen die Türken und öffnen ihm selbst die Thür.

Käsperle kommt als Diener mit seinem Herrn, dem berüchtigten Don Juan, in einen Wald, in welchem sie einen Einsiedler vor seiner Strohhütte sitzend finden, und hier entspann sich ein Gespräch, welches ich wörtlich mittheilen will, um zu zeigen, welche Albernheiten damals das wieherndste Gelächter hervorbrachten.

Juan: Käsperle! geh hin und frag ihn, wer er ist!

Käsperle: Das g'schieht nit.

J.: Geh hin, ich befehl' es dir.

K.: Era geht doch nicht hin.

J.: (zieht den Degen) Wirst du gehen?

K.: Steckt's den Bratspieß ein, era geht schon; (tritt mit vielen Lazzi von Furcht gegen den Einsiedler). Wer seid's ös?

Einsiedler (mit dumpfer Stimme): Ich bin ein frommer Waldbruder.

K.: (zurückprallend, daß er seinen Herrn fast niederstößt): Ui! gnädiger Herr, gehen wir g'schwind fort.

J.: Was hat er gesagt?

K.: Er hat gesagt, er ist ein Waldluder.

J.: Du wirst ihn falsch verstanden haben, geh hin, frag' noch einmal.

Wiederholte Lazzi der Weigerung, endlich fragt Käsperle wieder: Mein Herr laßt noch einmal fragen, wer's ös seid's.

E.: Ich bin ein Eremit.

K.: Ui! gnädiger Herr, da bleiben wir, er ist der Bruder Credit.

J.: Frag' ihn noch einmal.

K.: Seid's a mal g'scheidt und sagt's aufrichtig wer seid's?

E.: Ich bin ein Einsiedler.

K.: Ja, gnädiger Herr, wir bleiben schon da, da geht's lusti zu, denn er is a Biersidler.

J.: Frag' ihn, wovon er lebt.

K.: Von was lebt's?

E.: Ich lebe von Wurzeln und Kräutern!

K.: Ui! gnädiger Herr, fahr'n ma ab, er lebt von Husaren und Reitern, er könnt' uns zwa ah fressen.

Kann man sich einen größern Unsinn denken, als diese Scene? und doch wurde sie von unausgesetztem Lachen begleitet.

Was Laroche überhaupt für eine Gewalt bloß durch den Ton seiner Stimme auf das Publikum ausübte, mag auch folgend er Umstand beweisen Manchmal geschah es,

daß Kasperl noch nicht angekleidet war, wenn er schon auf die Scene treten sollte. Wenn nun ein Schauspieler schon extemporirte, um statt dessen die Lücke auszufüllen, und der Theaterinspicient in die Garderobe lief und ängstlich rief: „Herr Laroche, ich bitte Sie, es ist schon höchste Zeit,“ da antwortete Laroche ganz phlegmatisch: „Mach' die Thüre auf!“ und nun schrie er aus vollem Halse: „Auwedl! auwedl! auwedl!“ und in diesem Augenblicke hörte man auch das schallende Gelächter des Publikums, welches an diesen Worten, womit er fast immer aufzutreten pflegte, seinen Liebling erkannte, bis in die Garderobe hinauf.

Außer der Bühne soll Laroche ein ernster, ja griesgrämiger Mann gewesen sein, wie viele Komiker. Er extemporirte viel, aber meistens nur Spaßiges, niemals Witziges, und der Beifall galt mehr dem Gesichterschneiden, den Lazzis und der geschickten Unbehilflichkeit, womit er sich zu benehmen wußte. Ich möchte Laroche die personifizirte populäre Komik nennen, und eben weil er dieses war, hat auch seit ihm kein Komiker mehr so ganz die Populace für sich zu gewinnen gewußt.

Anton Hasenhut (genannt Taddädl). Die zweite stehende komische Person in den älteren Stücken im Leopoldstädtertheater war der Taddädl, von Anton Hasenhut dargestellt. Taddädl war gewöhnlich ein Geselle oder Lehrjunge, läppisch, furchtsam, dumm, dabei vorwitzig und jung, der den Zopf hinten ganz oben am Kopfe festgebunden und wagrecht wegstehen hatte. Hasenhut's größte Eigenthümlichkeit als Taddädl war der Ton seiner Sprache. Es klang immer wie das Schmettern eines Kindertrompetchens, wenn er redete, und dadurch allein bewirkte er

schon Lachen. Auch diese komische Figur hatte sich im Publikum so charakteristisch festgestellt, daß man einen jungen, läppischen Burschen mit einer feinen gellenden Stimme noch jetzt einen Taddädl nennt. Hasenhut besaß aber auch außerdem eine unwiderstehliche komische Kraft. Man kann ihm nicht vorwerfen, daß er jemals eine Zote gesagt hätte, aber auch das Gewöhnlichste wußte er so komisch vorzubringen, daß er mächtig auf unser Zwerchfell wirkte. Ich habe Franzosen, welche kein Wort von dem verstanden, was Hasenhut sagte, dennoch unmäßig über ihn lachen gesehen, und Grillparzer hat mir gestanden, er habe später über keinen Komiker mehr so herzlich lachen können, als über Hasenhut. In einem Stücke, ich weiß es nicht mehr zu nennen, geht Taddädl (ein Müllerjunge) mit seinem Meister über einen Berg herab, plötzlich springt er auf die Seite und fängt ein jämmerliches Geschrei an, so daß sich die Zuseher fast mitfürchten, und als ihn der Meister fragt, was es ist, bewirkt die Antwort: „an Adaxel" (eine Eidechse) das allgemeinste Gelächter.

Als Hasenhut später das Theater der Leopoldstadt verließ und auf jenem an der Wien spielte, trat er aus seinen äußeren komischen Eigenthümlichkeiten hinaus und behielt nur die innere vis comica bei. Er sprach nicht mehr in seiner früheren feinen, schmetternden, sogenannten Taddädlstimme, da er älter geworden war; agirte weniger rührig, da er beleibter geworden war, er hieß auch nicht mehr Taddädl, sondern erhielt in jeder Rolle andere komische Namen; aber darum wirkte er nicht weniger, er war auch auf dieser Bühne der Liebling des Publikums, und seine freien Einnahmen waren immer die vollsten im ganzen Jahre. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen seiner Dar-

stellungen als Lorenz im „Hausgesinde," als Hafnerlehrjunge Pold'l in den „bürgerlichen Brüdern." Die Parodie der Scene aus „Richard III." war das Komischeste, was man sehen konnte, und dies war die erste Scene, deren Wiederholung ich in meinem Leben von dem Publikum ungestüm fordern sah. Auch bei Hasenhut war, wie bei Laroche, keine Rede von Witz, sondern nur von Spaß, und Hasenhut's Spaß, wenn nicht so derb, so platt, so tölpisch, wie jener Kasperls, war feiner, anständiger, sittsamer, runder, möchte ich sagen. Es ist für diejenigen, welche ihn selbst nicht sahen, kaum glaublich, welche komische Wirkung er mit einem Worte, mit einer Bewegung, ja mit einer Gebärde hervorzubringen verstand. Besonders war er geschickt in Darstellung der Ungeschicklichkeit. Wenn er bei einer Thüre hinausging und stolperte, wenn er sich auf einen Tisch oder Stuhl lehnte und ausglitschte, so machte er dies Alles so natürlich, daß man glauben mußte, es wäre zufällig geschehen.

In den letzten Jahren verlor er sein Gedächtniß und war nur noch der Schatten seiner selbst, aber so, wie er in seiner Glanzperiode war, wird er mir und gewiß Allen, die ihn damals sahen, unvergeßlich bleiben.

Baumann d. ä. Der Aeltere der beiden Baumann, Schauspieler des Leopoldstädter Theaters, war einer der vorzüglichsten komischen Schauspieler, welche die Wiener Bühne betraten. Er besaß das, was man mit Recht die trockene Komik heißt, und welche so unwiderstehlich hinreißt. Jener Komiker, dem man es abmerkt, daß er komisch sein wolle, oder der sich wohl gar Mühe giebt, komisch zu sein, ist es nicht.

Baumann war immer voll Ernst, und eben dieser

Ernst war es, der so außerordentlich wirkte. Kein Schauspieler hat, wie Baumann, Rede und Gebärde so in Contrast zu bringen verstanden. Darum war er auch am allervorzüglichsten in der Parodie. „Prinz Schnudi" war bei seiner Darstellung ein personifizirtes komisches Heldengedicht. — Er wußte eine Karrikatur so fest, so scharf, ich möchte sagen, so unkarrikirt zu zeichnen, daß sie ins Leben trat und als ein wirklicher Charakter dastand. Da war denn auch keine Kleinigkeit vergessen, welche zu diesem Ziele führen konnte, und Sprache, Körperhaltung, Costume, Gang, Gebärden, Alles war im Einklange. Wer den besoffenen Hausmeister im „Neusonntagskind" von Baumann gesehen, wird zugestehen, daß dies eine der vollendetsten Darstellungen im niedrigkomischen Genre war.

Joseph Korntheuer. Du Komischester aller Komiker! Du Inbegriff alles Lächerlichen, der das Bizarre, Barocke und Groteske so in Eines zu vermischen wußte, daß eine Radikalarznei gegen die Hypochondrie daraus wurde: wie soll ich beschreiben, was und wie du es geleistet? Man muß dich selbst gesehen haben, um dein außerordentliches komisches Talent gehörig zu würdigen; denn, wollte man deine Darstellungen analysiren, so würde man am Ende auf ein Nichts zurückkommen aus welchem Nichts du Alles hervorzubringen wußtest, was keinen Widerstand litt und den Grämlichsten mit hineinriß in den Veitstanz des Gelächters.

Korntheuer, ein geborner Wiener, begann seine theatralische Laufbahn beim Hofburgtheater, bei welchem er, seiner imposanten Gestalt wegen, zu ernsthaften Rollen, und besonders zu Tyrannen und Bösewichtern verwendet wurde. Er gefiel sich auch in diesen Rollen und vorzüg-

lich als Lasarra ganz außerordentlich selbst, aber dem Publikum gefiel er nicht. Es ist doch wirklich etwas Auffallendes, daß so viele tüchtige Schauspieler sich eben in einem Fache für vorzügliche Darsteller halten, in welchem sie am wenigsten leisten können. So glaubte auch Korntheuer noch in den letzten Jahren seines Lebens, in welchem er sich als Komiker schon die höchste Gunst des Publikums errungen hatte, er hätte seinen Beruf verfehlt, und sei eigentlich für gemüthliche Rollen, gutherzige Alte und rührende Greise geschaffen. — So spielte er mit einer Wuth, möchte ich sagen, den Lorenz Stark, den armen Poeten, den Greis in „Menschenhaß und Reue." Ich habe diese Rollen von ihm gesehen und muß gestehen, es war durchaus nur gemachtes Wetter, jenes süßliche Rührei in der Darstellung, wodurch die Menge bestochen wird, jener singende Vortrag, der besonders den süddeutschen Schauspielern eigen ist; man sah dem guten Korntheuer an, wie sehr er beflissen sei, Thränen zu erpressen, kurz, es waren komödiantische Kniffe, aber keine Schauspielkunst.

Solche Rollen spielte Korntheuer vorzugsweise in Brünn, wo er längere Zeit Pächter und Director des dortigen Theaters war, und daher auch Alles spielen durfte, was er wollte. Als er aber dann bei dem Leopoldstädter Theater angestellt wurde, welches eben zu seiner Zeit die ersten komischen Kräfte vereinigte, und der wahre Tempel des Komos genannt zu werden verdiente, da ging er in sein eigentliches Fach, in das Komische über, und wurde der auserwählte Liebling des Publikums.

An Korntheuer's Körper war Alles lang. Gesicht, Nase, Füße, Arme, Hände, und er verstand es, besonders das erste und die letztern durch Ausdehnung noch länger

zu machen, als sie waren. In seinem Vortrage lag etwas Langsames, Schleppendes, Faules, in seinen Bewegungen ein unbeschreibliches Phlegma, und er ließ sich immer gehen, wie es ihm eben behagte. Man hätte glauben sollen, Korntheuer spiele gar nicht für die Zuseher, sondern für sich selbst. Daher geschah es öfter, daß er, während die andern Schauspieler auf der Bühne sprachen, ganz ruhig in einer Ecke stand und sich einen apparten Spaß machte. Seinen Mitschauspielern mag das wohl nicht recht gewesen sein, da er dadurch die Aufmerksamkeit von ihnen ab- und auf sich lenkte; aber dem Publikum, welches sich nur mit ihm unterhielt, war es sehr willkommen, und auch die mit ihm Beschäftigten mußten oft mitlachen. Er stand z. B. in einer Ecke der Bühne, hielt sich seine beiden Hände vor die Augen und schien errathen zu wollen, wer ihm das thue; oder er foppte sich selbst, indem er sich mit der rechten Hand auf die linke Schulter tippte, sich dann umsah und sich nicht wenig verwundert zeigte, Niemand hinter sich zu erblicken. Ich habe gesehen, wie er während einer Liebesscene alle Knöpfe seines ganzen Anzuges an Rock, Beinkleid und Weste zusammen zählen wollte und damit nicht zu Ende kommen konnte. Die vorzüglichsten Rollen Korntheuer's waren ganz bornirte Alte, Ehemänner, welche unter dem Pantoffel stehen, und sehr karrikirte Charaktere. Er extemporirte sehr viel und machte sich, wie der Kunstausdruck bei den Schauspielern lautet, seine Rollen selbst zurecht, daß heißt, er modelte sich die Constructionen so, wie sie ihm zu Munde paßten und schrieb sich Späße hinein. Ich war einst Zeuge einer Darstellung von ihm, bei welcher er nicht zehn Worte von denen sprach, die in der Rolle vorgeschrieben waren. Es

war nämlich eine Gesellschaft Bekannter Abends im Gasthause neben dem Theater versammelt, darunter sich auch Korntheuer befand, der eben jenes Abends (man gab „die falsche Primadonna") nicht zu spielen hatte. Plötzlich stürzte der Theaterdiener in die Schenke, erzählte, daß der Schauspieler, der den Bürgermeister von Krähwinkel spielen sollte, unvermuthet krank geworden sei, und bat Korntheuer im Namen des Directors diese Rolle, die er früher schon in Brünn gespielt hatte, für heute zu übernehmen, weil sie sonst gezwungen wären, das Theater ganz zu schließen. „Wohlan!" sagte Korntheuer, „ich will's thun, obschon ich nicht ein Sterbenswort mehr von der Rolle weiß, aber ich bitte euch Freunde, geht alle in's Theater, damit ihr doch einmal seht, wie man ganz aus dem Stegreif spielt." Wir gingen alle, und ich kann sagen, ich und das ganze Publikum mit mir, haben nie so herzlich gelacht als an diesem Abend. Spaß drängte sich auf Spaß, und die Schauspieler selbst konnten vor Lachen kaum sprechen. Das Theater drohte aber einzustürzen bei folgendem extemporirten Spaße.

Sperling (tritt auf): Herr Bürgermeister! Die fremde Sängerin kommt schon.

Bürgermeister (Korntheuer). Kommt schon? kommt schon? was thun? was machen? was anfangen? und was hernach wiederum zu beginnen?

Sperling: Ich habe ihr Blumen auf den Weg streuen lassen. Dazu habe ich alle Gärten geplündert, und da sie mir nicht genug Blumen boten, so habe ich ihr auch Salat streuen lassen.

Bürgermeister (sehr ernsthaft): Recht, Sperling, und

lassen Sie von mir aus noch zwölf harte Eier sieden und auf den Salat legen.

Vielseitig war Korntheuer nicht, aber die eine Seite, die er zeigte, war eine vollkommene und verfehlte ihre drastische Wirkung nie. Sein Geisterkönig im „Diamant des Geisterkönigs,“ sein Gisperl „in Gisperl und Fisperl,“ sein Geselle in der „Ballnacht,“ waren Hogart'sche Karrikaturen, welche von einem geschickten Maler festgehalten zu werden verdient hätten.

Korntheuer war, wie wenige Bühnenkomiker, auch ein sehr unterhaltender Gesellschafter und verstand die Kunst, die Eigenthümlichkeiten fast aller in Wien beliebter Schauspieler, besonders in Ton und Sprache, so täuschend nachzuahmen, daß man dieselben wirklich zu hören glaubte.

Ferdinand Raimund. Ich habe es hier nicht mit Raimund, dem Dichter, sondern mit Raimund, dem Komiker und Schauspieler zu thun. Seine Stücke sind allgemein gegeben, allgemein beliebt, und ich kann mich hier nur nicht enthalten, zu bemerken, daß ich glaube, die Kunstrichter, welche Raimund als Dichter so hoch stellten, haben ihm einen schlechten Gefallen gethan und ihn an sich selbst und seinem Talente irre gemacht; und hätte Raimund noch länger gelebt, er würde vielleicht den Weg, den er als Dichter eingeschlagen und worin er das Komische mit dem Romantischen so glücklich zu verschmelzen wußte, gänzlich verlassen und sich nicht in ein Reich verstiegen haben, in welchem er selbst nicht heimisch war, und das er auch uns niemals heimisch gemacht haben würde.

Nachdem Raimund als Lehrling von der süßesten aller Künste, von der Zuckerbäckerkunst, davongelaufen

war, und sich bei kleinern wandernden Truppen herumgetrieben hatte, bei welchen er Alles spielen mußte, am liebsten aber Intriguants spielte, wurde er endlich im Josephstädter Theater engagirt, und dort fand er den rechten ihm passenden Pfad des theatralischen Wirkens. Als Adam Kratzerl in Gleich's „Musikanten am hohen Markt“ machte er sich zuerst bemerkbar und gewann sogleich die Liebe des Publikums, in welcher er später im Leopoldstädter Theater in fremden, dann in eigenen Stücken immer mehr stieg, bis er der erklärte Liebling des Publikums war.

Raimund's Komik war eine eigene, von allen andern verschiedene und sogar aus sich sonst widerstreitenden Elementen zusammengesetzte. Es war eine Heftigkeit in seinen Bewegungen und Geberden, ein Herumwerfen der Hände und des Kopfes, ein Rollen seines großen und lebhaften Auges, ein schnelles Abstoßen der Worte, daß man ihm einen fortwährenden inneren Grimm hätte zumuthen müssen, wenn dies Alles nicht wieder von der andern Seite durch die tiefste Gemüthlichkeit gemildert worden wäre: so wie in seinen Dichtungen immer eine Wehmuth, welche, wenn sie sich auch nicht vordrängte, doch wie ein mattes Wetterleuchten nach einem Gewitter ganz in der Ferne erschien. Ich erinnere hier nur an den „Aschenmann“ und an die vorzüglichste seiner Rollen, des „Valentin“ in seinem letzten Werke: „Der Verschwender.“ Sein Organ litt früher an Undeutlichkeit, welchen Fehler er aber durch unermüdeten Fleiß und Bewachung seiner selbst zu vermindern wußte. Raimund ließ sich nie einen Gedächtnißfehler zu Schulden kommen, er wußte seine Rollen immer genau auswendig, und in seinen eigenen Stücken nicht nur die

seinige, sondern auch die Rollen aller Uebrigen, da er ihnen meistens die Rollen einstudirte, oder sie wenigstens mit ihnen durchging. Er hielt auch mit großer Strenge darauf, daß Andere die Rollen in seinen Stücken auf's Und auswendig wußten. Korntheuer hatte mir erzählt, daß er sich einmal wegen des einzigen kleinen Wörtchens „immer“ fast mit ihm entzweit hätte. Er sprach nämlich als Geisterkönig: „Jetzt hab ich die Agnes Bernauerin schon zwanzig Mal gelesen, und weiß halt noch nicht, warum sie in's Wasser gestürzt worden ist.“ Raimund wollte aber, er sollte sagen: „und weiß halt noch immer nicht, warum ꝛc.“ Korntheuer meinte, das sei ja gleichgiltig. Raimund aber antwortete: „Nein, das ist nicht gleichgiltig, das Wort immer verstärkt den Spaß,“ und da Korntheuer noch etwas dagegen einwendete, verließ er ihn zornig mit den Worten: „Meinetwegen, wenn Du aber das „immer“ ausläßt, so bleibst Du immer ein dummer Kerl!“

Wenn Raimund in einem Stücke mehre Charaktere darzustellen hatte, so suchte er sie in der Darstellung scharf zu sondern, allein dies glückte ihm nicht immer, und die ihm eigenthümliche Darstellungsweise blickte überall durch. Etwas Polterndes, durch grelles Abstoßen der Worte hervorgebracht, wurde überall bemerkbar, und die großen rollenden Augen trugen noch mehr dazu bei.

Raimund war ein vortrefflicher Mensch, und es ließen sich hundert Züge seiner Herzensgüte erzählen. Er liebte die Gebirgsnatur über Alles, und bekam, wenn er sich längere Zeit in der Residenz aufhalten mußte, stets eine unaussprechliche Sehnsucht nach den Bergen. Er hatte

sich auch in der herrlichen Gebirgsgegend von Guttenstein ein Haus gekauft, welches er im Sommer bewohnte.

Zum Schlusse mag hier eine kleine Anekdote stehen, welche ihn ganz charakterisirt und welche mir ein Freund mittheilte. Dieser ging eines Vormittags durch das Pernitzerthal spazieren, und als er eben durch ein Gehölz wandelte, sieht er vom Weiten eine sonderbare Gestalt sich nähern. Sie war in einen großblumigen Schlafrock gekleidet, trug eine grüne Kappe auf dem Kopfe, hinter jedem Ohr stak eine Schreibfeder, aus jedem Sacke quollen Päcke Papiers hervor, im Busen stacken ein paar Bücher, eine Feldflasche hing an einem Bande um den Leib, und in einer Hand trug er einen dicken Stock, auf welchem sich statt des Knopfes ein Tintenfaß befand. Als die Gestalt näher kam, erkannte er in ihr Raimund und rief ihm entgegen: „Herr im Himmel! Raimund, wie sehen Sie aus?" — „Wie soll ich denn ausschauen," antwortete dieser, „wenn ich auf den Bäumen sitz' und dicht'?"

Johanna Huber. Bei dem alten Theater auf der Wieden war eine Sängerin engagirt, Namens Huber, von der man behauptete, sie sei eine Geliebte Schikaneder's gewesen. Diese Madame Huber hatte zwei Töchter und heirathete später einen Schauspieler Namens Bladl, welcher im Jahre 1809 Pächter und Direktor des Theaters in Temesvar war. Die ältere der Töchter hatte den Baßsänger Seippelt geheirathet, die Jüngere war Johanna Huber, von welcher ich hier sprechen will.

Auf meiner Flucht im Jahre 1809 traf ich die ganze Familie in Temesvar, und Johanna wußte mich durch ihre körperlichen Reize und durch ihr fröhliches und anziehendes Benehmen im Umgange so zu fesseln, daß ich

ihren Stiefvater Bladl mit Geld unterstützte und selbst einige Zeit das Theater dort dirigirte.

Schon in Temesvar habe ich Johanna's Schauspielertalent, besonders in komischen Lokalrollen, erkannt, sie ward auch bald darauf bei dem Leopoldstädter Theater engagirt und wurde zur Zeit, als diese Bühne durch die Schauspieler Schuster, Raimund, Korntheuer eine wahre Volksbühne in ihrem höchsten Glanze war, nebst den eben Benannten ein Liebling des Publikums.

Johanna Huber war üppig gebaut, hatte sehr angenehme, obwohl außer der Bühne schon etwas verwelkte Züge. Ueber alle ihre Geberden und körperlichen Bewegungen war eine einnehmende Anmuth verbreitet, mit einer gemüthlichen Schalkhaftigkeit vermischt. Sie sprach den Wiener Dialect und wußte ihn etwas angenehmer zu machen, indem sie ihn weniger derb und gemein vortrug; Sie verstand es, ihren Rollen kleine Schattirungen und Farbenabstufungen zu geben, und sowohl durch diese, als auch durch ein immer glückliches Extemporiren den Fehler ihres Gedächtnisses zu verdecken. Selbst ihre Geziertheit schien Natürlichkeit.

Sie trat in ihren besten Jahren und in der Glanzperiode ihrer Beliebtheit von der Bühne ab und heiratete einen reichen Ungar. Ich zweifle, daß sie mit ihm glücklich war, noch mehr aber zweifle ich, daß sie ihn glücklich machte.

Ignaz Schuster. Dieser Komiker verdient den Namen eines ausgezeichneten Charakterdarstellers. Er war immer natürlich, übertrieb nie, und alle Stücke Bäuerle's und viele auch von Perinet danken ihm die Wirkung, die sie durch viele Jahre machten. Staberl,

die echte Karrikatur eines Wiener Bürgers, welche sich gleich dem einstigen Hanswurst als eine bleibende komische Figur in vielen nachfolgenden Possen behauptet hat, war für ihn geschrieben und von ihm eines Theils so drastisch komisch, andern Theils mit solcher Gemüthlichkeit dargestellt, daß die Wiener Bürger, welche sich durch die komische Seite leicht verletzt hätten fühlen können, doch der gemüthlichen Seite wegen hundertmal hinein liefen und ihr eigenes Karrikaturbild applaudirten.

Schuster war gut musikalisch, was schon seine Nebenanstellung als Hofcapellsänger beweist, als solcher wirkte er aber immer nur im Chore mit, da seine Stimme eben nur hinreichte, um die unbedeutenden Gesänge in den Possen vorzutragen. Er componirte selbst mehre Singspiele.

Schuster und Raimund konnten recht gut auf derselben Bühne neben einander stehen und glänzen, ohne einander Abbruch zu thun, denn beide komische Talente waren ganz verschieden. Raimund möchte ich den Tragikomiker, Schuster den Hauskomiker nennen. So kam es, daß die Leute in Stücke liefen, in denen Schuster spielte, und in jene, worin Raimund spielte. Die Direction aber war so klug, sie nie mit einander in demselben Stücke auftreten zu lassen.

Schuster war klein und bucklig, allein das Mißgestaltete seiner Figur machte mit dem Ernste in seiner Darstellung die komische Wirkung noch größer; besonders komisch nahm er sich in fremdem Costume aus.

Ich kannte ihn auch als einen sehr guten und mit seinen Collegen sehr verträglichen Menschen.

Therese Krones hat eine große Berühmtheit

durch ihre künstlerischen Leistungen und noch mehr nach ihrem Tode dadurch, daß man sie zur Heldin eines Romans und eines Schauspieles machte, erlangt. Was mich betrifft, so war ich mit dieser Berühmtheit weder in Rücksicht auf ihre Kunst noch auf ihren Charakter einverstanden. Sie holte ihre Komik aus der Hefe des Pöbels und aus der Cloake der Unsittlichkeit, sie kokettirte mit ihrer eigenen Nichtswürdigkeit.

Was ihren Körper anbelangt, so war sie fürchterlich mager und abgelebt, und Alles war schlaff und welk an ihr, mit Ausnahme von zwei schönen großen Augen, mit denen sie aber auch zu kokettiren verstand. Alle Bewegungen ihres Körpers waren eckig, die beiden Arme dünn wie zwei Leimruthen, aber sie verstand durch Kleider nachzuhelfen, und jene Theile des Körpers, welche besonders die Lorgnetten alter Roué's so gerne in Bewegung setzen, durch Schwingungen und Biegungen aller Art in das rechte Licht zu bringen. Ich habe Leute gekannt, welche Alles an ihr graziös fanden. Ich fand das Gegentheil, und bin überzeugt, daß jene Leute, wenn sie den Kern dieser Hülle gekannt hätten, zurückgeschreckt sein würden.

Was war es denn also, was sie zu einem der Lieblinge des Leopoldstädter Theaters machte? Es war die Freiheit, ja die Frechheit ihres Spieles; es waren Worte, welche oft aus ihrem Munde gingen, und die man einem Manne nicht verziehen hätte, welche sie aber so hervorzulispeln verstand, als wenn sie gar nicht wüßte, was sie ausdrücken; es waren wollüstige Körperbewegungen, darin sie eine Meisterin war; es waren Anspielungen auf sich selbst und ihr Leben, welche sie sich nicht scheute zur Oeffentlichkeit zu bringen; kurz, es war ein Etwas,

das die wahre Kunst verdammt, aber wodurch die Künstelei, verbunden mit Schamlosigkeit, auf lüsterne Menschen eine Wirkung hervorbringt. In diesem Einzigen war sie auch originell, in Allem übrigen eine Nachahmerin. Hätte keine Huber und kein Korntheuer existirt, so würde auch nie eine Krones existirt haben. Sie suchte die Erste zu copiren, was aber bei jener natürliche Anmuth war, das wurde bei ihr Ziererei, und die Spässe, welche Korntheuer machte, schnappte sie auf und brachte sie im nächsten Stücke selbst.

Man hat sie die deutsche Dejazet genannt. Mag sein, daß sie mit ihr eine Aehnlichkeit hatte, aber gewiß nur in den Schattenseiten.

Vom Charakter will ich schweigen, denn ich könnte viele Thatsachen aufzählen, über die ich beim Schreiben erröthen müßte; nur so viel ist gewiß, daß sie und ihre hübsche Freundin, die Schauspielerin Frau Walla, die beiden liederlichsten Frauenzimmer in Wien waren.

Das Theater in der Josephstadt.

Dieses Theater hat von allen Theatern Wiens das ausgedehnteste Privilegium. Es dürfen auf demselben alle Gattungen von Spectakeln gegeben werden: Trauer-, Schau- und Lustspiele, Opern und Ballete.

Die Bühne dankt dieses Privilegium einer vor länger als 60 Jahren darauf erschienenen ausgezeichneten Tänzerin, ich glaube sie hieß Campilli, welche größeres Aufsehen erregte als das Ballet im Operntheater.

Dieses Theater nahm immer einen secundären Rang ein und hatte kein großes Personale.

Carl Meyer war Eigenthümer und Director des

Josephstädter Theaters. Er war zugleich sein eigener Komiker. Er war von großer Statur, hatte besonders lange Füße und stieg auf der Bühne gewöhnlich herum wie ein Pfau. Aber eben in seinen eckigen Bewegungen lag etwas unwiderstehlich Lächerliches. Er war kein bedeutender Schauspieler, er stellte keine Rolle, keinen Character dar, er spielte immer sich selbst, den komischen Mann. Wenn er extemporirte, so geschah dies meistens auf Kosten seiner Schauspieler oder seiner selbst. Er brachte Unarten der ersteren, fehlgeschlagene eigene Hoffnungen, Coulissenintriguen u. s. w. zur Oeffentlichkeit; und wenn ein Stück, in welchem er mitspielte mißfiel und er es an der Unruhe des Publikums bemerkte, so hieb er auf Dichter, Darsteller, Decorateurs und auf sich selbst unbarmherzig los und spielte dem Publikum auf diese Art eine Komödie in der Komödie. Ich hörte ihn einst zu einem Schauspieler, der den Sohn eines reichen Mannes vorstellte, und einen ärmlichen Rock anhatte, sagen: Hören Euer Gnaden, der Herr Vater mit seinem Gelde könnte Ihnen auch einen bessern Frack spendiren, oder wenigstens diesen Knopf annähen lassen.

Man könnte sagen, er setzte eine Force darein, Unsinn zu schwätzen und die Redesätze so zu verdrehen, oder Zeitwörter und Bindewörter wegzulassen, daß man den Sinn mit Mühe errieth. So sprach er einst, als er nach einem neuen Stücke vorgerufen wurde, an das Publikum wörtlich folgendes:

„Verehrungswürdiges Publikum! — gewesen sein! gehabt haben! werden! — Pfitschipfeil schießen von drüben und drunten (hiermit spielte er auf die Theater auf der Wieden und in der Leopoldstadt an), aber nichts zu sagen

haben das! — Kleines Tischel haben, — wenig Speisen darauf — aber verehrungswürdiges Publikum zufrieden sein — Vivat!" und er wurde noch einmal herausgerufen.

Die Josephstädter Bühne besaß an einem Herrn Voll einen Theaterdichter, der die Mittel und Bedürfnisse derselben kannte und Stücke schrieb, wie sie den Kräften derselben angemessen waren. Ich weiß mich eines Localstückes von ihm, betitelt: „Der Haushofmeister" zu erinnern, welches so sehr gefiel, daß er zwei oder drei Fortsetzungen davon schrieb.

Es gab in der frühesten Zeit noch zwei Theater in Wien; eines auf der Landstraße und ein sehr kleines auf dem Neubau beim Fasan, aber beide erhielten sich nur so kurze Zeit, daß ich es nicht der Mühe werth halte davon zu sprechen.

Auch ein Groschen- und ein Kreuzertheater befanden sich in der ältesten Zeit in Wien. Das waren hölzerne Buden, die erstere auf dem neuen Markt, die zweite auf dem Graben; durch Trommeln und durch Carricaturen, welche von außen bei dem Eingange hingen, suchte man die Leute anzulocken. Es versteht sich, daß sich in jedem derselben ein Kasperl befand, der die derbsten, unsinnigsten, gemeinsten, oft sogar unsittlichsten Späße machte.

Lassen wir den Vorhang fallen über diese Niederträchtigkeiten, woran das gemeine Volk damals Gefallen fand.

Noch will ich nur anführen, daß dabei immer eine Prellerei mit im Spiele war. Wenn man nämlich in der Meinung, ein ganzes Stück zu sehen, seinen Groschen oder seinen Kreuzer an der Cassa beim Eingange bezahlt hatte und der erste Act eines Stückes von drei Acten zu Ende war, so erschien Kasperl und verkündete, es würde gleich wieder angefangen, wer aber den zweiten Aufzug auch anschauen wolle, der noch viel schöner sei als der erste,

der müsse noch einmal bezahlen. Dann wurde abgesammelt, und so auch wieder beim dritten Acte.

Ich weiß mich aus jener Zeit noch mehrer theatralischer Begebenheiten zu erinnern, welche auch Staffagen zu dem allgemeinen Bilde der damaligen dramatischen Zustände, welche ich soeben geschildert habe, liefern können, darum theile ich sie hier mit.

Das Komödienbierhaus. Zu jener Zeit wurde die Schauspielerei wie eine Innung, wie ein Handwerk betrieben. Selbst in größeren Städten gab es noch wenige stehende Theater, und ich habe sogar in Wien gehört, daß man nicht sagte: Die Hofschauspieler, sondern die Komödianten des Nationaltheaters. Damals sah man nur äußerst selten einen Schauspieler in einer noblen Abendgesellschaft oder bei einem glänzenden Diner Die Schauspieler waren zwar nich mehr, wie noch früher, verachtete, aber doch gemiedene Menschen. Die Hauptursache dieser Zurücksetzung mochte wohl darin liegen, daß der größere Theil der Schauspieler nie Haus zu halten verstand und tief in Schulden steckte. Auch sah man jeden Schauspieler für eine Art Gaukler an, den man für ein paar Groschen behandeln konnte wie man wollte.

Zu jener Zeit nun hatten die Komödianten auch eine Art von Innunghaus oder Herberge, wenn man es so nennen will, und dies war das sogenannte Komödienbierhaus. Es war im Komödiengäßchen gegenüber vom Ausgange der Bühne des Kärntnerthortheaters, und die noch jetzt an derselben Stelle befindliche Bierschenke führt auch noch immer diesen Namen. Aber die Schenke selbst sah damals ganz anders aus als jetzt. Dumpfe Stuben mit weißen Wänden und braunem Täfelwerk,

Tische und Stühle von weichem Holze, blecherne Leuchter mit stinkenden Unschlittkerzen, das war die ganze Einrichtung. Vom Decken eines Tisches war keine Rede, dieses Recht war nur den eigentlichen Speisehäusern eingeräumt, und das Bier wurde in blechernen oder zinnenen Kannen aufgesezt, welche Zimente hießen. Es gab damals nur dreierlei Biere. Das braune, welches so dick war, daß man eine Kröte darin nicht bemerkt hätte, und das sonderbar genug Weißbier genannt wurde; das Mailänderbier, eine lichtere Sorte, und das Hornerbier, ein Haferbier, welches gelblich aussah, in steinernen Krügen abgezogen wurde und stark moussirte. Zu essen bekam man in einer solchen Bierschenke nichts als Brot, geselchte Würstel und Quargelkäse, höchstens noch des Abends einen Rostbraten, Lungenbraten oder saure Nieren. Wirth und Kellner standen zur Bedienung noch in Jacken mit blauen Vortüchern da, und nur der erstere hatte ein grünsammtenes Käppchen auf, welches er aber vor jedem Gast demuthsvoll abnahm. Diese Bierhäuser waren auch eine Eigenthümlichkeit von Wien, und ich habe sie in dieser Art in keiner Stadt Deutschlands getroffen.

So und nicht anders war auch das Komödienbierhaus beschaffen, in welchem sich die dienstlosen Schauspieler einfanden, um Engagements zu suchen, und wohin auch die Impressare der Provinzbühnen und der ambulirenden Truppen kamen, um Schauspieler zu finden und zu werben.

Willst du, mein lieber Leser, ein Stündchen in dieser Kneipe verweilen, so wirst du erfahren, was wir zu sehen und zu hören bekommen. Du wirst Manches für übertrieben halten, aber ich betheure dir, es war genau so, wie ich dir erzähle.

Wir treten ein, an jedem der drei Tische sitzt eine Person; die erste ist ein Jüngling von beiläufig 22 Jahren, groß, hager, seine Augen haben blaue Ränder, aber sie sind feurig, sein Haar ist etwas unordentlich; er trägt einen knapp anliegenden, etwas abgeschabten blauen Frack, Beinkleider von gelbem Nanking, eine Weste, die einst weiß war, und um den Hals ein geblumtes Leinentuch nachlässig geschlungen. Seine Kopfbedeckung besteht aus einer ledernen Kappe, welche neben ihm auf der Bank liegt. Er hat ein leeres Seidelglas vor sich stehen, da er das Bier schon ausgetrunken hat, und liest in einem Buche, enthaltend Schiller's „Räuber."

Der zweite Gast ist ein kleiner dicker Knirps mit kurzen Füßen, langen Armen und einem kleinen Schmerbäuchlein; er schielt etwas, und auf seiner Nase hat vermuthlich der Wein einige Ansätze von Kupferfarbe hervorgebracht. Er discurirt sehr eifrig mit dem Kellner, von welchem er soeben 6 Würsteln mit Kren begehrt.

Die dritte Person ist ein schon sehr bejahrter, im Gesicht und in seiner Kleidung erbärmlich aussehender Mann, er sitzt ganz an der Ecke des Tisches, als ob er sich nicht getraute, sich besser hinein zu setzen, weil er auch nichts vor sich liegen hat, als noch ein kleines Stückchen Brot, womit er die Brosamen vom Tische sorgfältig auftupft.

Jetzt tritt noch eine vierte Person ein, es ist ein großer, robuster, bengelhafter Mann, mit einem Kahlkopf, welcher mit einer sehr tiefen Stimme Bier begehrt und sich dann setzt.

Kurz nachher wird die Thüre mit großem Geräusch geöffnet, und ein stattlicher Mann mit einer Perrücke,

in grauem Ueberrock, kurzen Beinkleidern und Schnürrstiefelchen, welche nur soweit reichen, daß man auch die stattlichen Waden sieht, tritt ein; er trägt einen Ring mit glänzenden Steinen, welche man für Rauten halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie von Glas sind, an dem Zeigefinger seiner rechten Hand; auch hat er Uhrkette und einen Stockknopf, welche von Gold — weit entfernt sind. Der Wirth macht ihm eine tiefe Verbeugung, und wischt sogar mit seinem Vortuche den Tisch ab, an den er sich setzt.

Der Mann ist Director einer ambulanten Truppe und spricht: „Herr Wirth! ich brauche einen Liebhaber, ist Einer da?"

Wirth (auf den jungen Mann deutend): Dort sitzt so was.

Jüngling (steht auf und tritt vor): Ich bin zu Ihren Diensten.

Director (nachdem er ihn lange stillschweigend gemessen): Nun, das Wachsthum ist nicht übel, da laßt sich was reden. Was spielt denn der Herr?

Jüngling: Feste Liebhaber.

Director: Wo waren wir denn zuletzt engagirt?

Jüngling: Zu Bruck an der Leytha.

Director: Schlechte Wirthschaft dort! Bei mir geht's genauer zu. Wie lange ist der Herr schon beim Theater?

Jüngling: Drei Jahre.

Director: Wer waren wir denn früher?

Jüngling: Buchdrucker.

Director: Hat der Herr einen schwarzen Frack?

Jüngling: Ja, einen schwarzen, diesen blauen, und auch einen Ueberrock.

Director: Das läßt sich hören. Kann der Herr die sieben Actionen des Königs?

Jüngling: Ich verstehe Sie nicht.

Director: Man wird mich gleich verstehen. Zeig' mir der Herr, wie wird Er gehen, wenn Er einen König spielt?

Jüngling: (schreitet pathetisch auf und nieder).

Director: Nicht übel! Wie grüßt der König?

Jüngling: (nickt herablassend mit dem Kopfe).

Director: Bravo! Ich sehe, das geht schon. Wenn der Herr also bei mir engagirt sein will, so muß ich Ihm Folgendes sagen: Er kriegt bei mir Mittagsmahl, Suppe, Rindfleisch und Zuspeis, zwei Gulden alle Wochen Gage, und in jedem Ort, wo wir spielen, wird auf Seinen Namen eine Vorstellung gegeben, wo Er Das davon bekommt, was die Leute über den gewöhnlichen Eintrittspreis herschenken. Nur muß der Herr auch die Zettel schreiben und austragen, und versteht sich Alles spielen, was Ihm zugetheilt wird. Ist dem Herrn das recht?

Jüngling: Es muß mir wohl recht sein, damit ich Verdienst bekomme. Wo spielen Sie denn jetzt, Herr Director?

Director: In Wilhelmsburg, es ist recht schön dort und hat viele Kunstkenner; der Herr ist engagirt, die Hand darauf. Heute Abends um 6 Uhr komme der Herr zum blauen Bock zu Mariahilf, da fahren wir miteinander mit einem Kälberwagen nach Sanct Pölten, und von dort gehen wir zu Fuß nach Wilhelmsburg.

Jüngling: Ich möchte sie noch um einen kleinen Vorschuß bitten.

Director: Da hat der Herr einen Gulden, und Sie Herr Wirth, geben Sie dem Mann noch eine halbe Bier,

ein Brot und ein Rostbratl. (Er steht auf). Ich will gleich bezahlen.

Der Schielende tritt zu ihm, schneidet ein paar komische Gesichter und fragt: Brauchen Sie keinen Komiker?

Director: Komiker bin ich selbst.

Der Erbärmliche nähert sich unterthänig und fragt mit heiserer Stimme: Haben Euer Gnaden keinen Souffleur nöthig?

Director: Souffliren thut mein Weib. (Droht dem Jüngling mit dem Finger). Aber gewiß um 6 Uhr beim blauen Bock sich einfinden. (Er geht fort).

Später kommt noch ein Impressar, der einen Baßsänger für seine Provinzbühne sucht. Der große Mann stellt sich ihm vor. Der Director fragt ihn, ob er das tiefe „D o ch“ singen könne, und da er ihm die Töne aus der „Zauberflöte“ auf die Worte:

Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen,
D o ch geb' ich dir die Freiheit nicht!

recht tief herabbrüllt, so wird er auf ähnliche Art engagirt wie der vorige.

So stand es einst in Wien mit der Schauspielerkunst.

Drei ohne ihre Schuld verunglückte Schauspiele.

Welche Einwirkung äußere Zufälle auf ein Theaterstück haben können, davon mögen folgende drei Fälle, von denen ich Augenzeuge, ja bei einem derselben sogar der Mitbetheiligte war, einen Beweis geben:

Im alten Theater auf der Wieden im Starhembergischen Freihause, wurde ein neues Lustspiel, „Kopf, Magen und Herz,“ gegeben. Es gehörte zur Gattung der Characterlustspiele, und ein Gelehrter, ein Feinschmecker,

und ein Empfindsamer waren die Hauptcharactere desselben. Schon bei der zweiten Scene hörte man von Außen den Donner rollen, gleich darauf strömte ein Platzregen vom Himmel, so daß man es bis in das Schauspielhaus vernahm. Sogleich wurde das Publikum unruhig, Viele gingen hinaus und brachten die Nachricht zurück, es regne fürchterlich. Die Exposition des Stückes wurde nicht gehört, und das gute Lustspiel fiel durch.

*　　*
*

Es werden wohl alle Musiker den Namen Vogel kennen. Der Mann hat nur eine Oper componirt: „Demophoon,“ aber es ist eine classische Composition, und man kann das Gleichniß vom Löwen darauf anwenden; die Löwin legt auch nur ein Junges, aber es ist ein Löwe. Diese Oper nun hatte ich für das Theater an der Wien bearbeitet. Als sie zum ersten Male gegeben wurde, gefiel die Ouverture schon so außerordentlich, daß sie wiederholt werden mußte; auch ein nachfolgendes Duett zwischen Vater und Tochter, und eine Arie der Letzteren gefielen allgemein. Nun aber trat der Held der Oper, Timantes, auf. Dieser war der Tenorist Herr Gottdank. Mit Dirce heimlich vermält, fragt er sie um das Pfand ihrer Liebe, und sie beginnt eine Arie mit den Worten.

Ach! der liebe holde Kleine,
Ganz ist er dein Ebenbild!

Wer nun den kleinen dicken Herrn Gottdank mit dem großen Kopf und den kurzen Füßen, mit dem schielenden Blick, und den linkischen Körperbewegungen kannte, den wird es nicht wundern, daß das ganze Auditorium bei

jenen Worten in ein homerisches Gelächter ausbrach, welches immer mehr um sich griff, und endlich auch die Sängerin Buchwieser erfaßte, welche ihre Arie nicht zu Ende singen konnte. Von diesem Augenblicke war das Publikum nicht mehr zur Ruhe zu bringen, so oft Timantes erschien, wurde von Neuem gelacht, besonders als seine Rolle immer größeren Pathos erforderte; genug, die herrliche Oper war verloren.

* *
*

Des größten Beifalls hatten sich einst im Theater an der Wien Horschelt's Kinderballete zu erfreuen. Ein neues Kinderballet konnte als ein Ereigniß angesehen werden, und man riß sich um die Sperrsitze. Mit noch mehr gesteigerten Erwartungen sah man der ersten Aufführung des „Berggeistes" entgegen, weil die Theaterfama schon viel über neue Decorationen, Maschinen, Flugwerke u. s. w. getrompetet hatte.

Endlich erschien der Tag der ersten Aufführung. Das Haus war zum Brechen voll und die Erwartung auf's Höchste gestiegen. Vor dem Ballete wurde ebenfalls zum ersten Male gegeben: „Der kurze Roman, oder die närrische Wette," ein Lustspiel in einem Acte, welches die Direction von Berlin verschreiben ließ, weil es dort sehr gefallen hatte und über zwanzig Mal gegeben worden war.

Um das unglückliche Schicksal dieses Lustspielchens genau zu beschreiben, muß ich den Anfang desselben wörtlich mittheilen.

Die Courtine geht auf und eine Dame sitzt mißmuthig in einem Lehnstuhl am Tische und ruft: Lisette!

Lisette: Madame!

Dame: Mein Strickzeug!

Lisette bringt es, die Dame wirft es aber gleich wieder weg und ruft: Lisette!

Lisette: Madame!

Dame: Mein Buch!

Lisette bringt es, die Dame blättert darin, wirft es aber auch wieder weg und ruft neuerdings!

Lisette: Madame!

Dame: Meine Guitarre!

Mit einem Male schreit eine Stentorstimme im Parterre: Werden wir heute gar nichts mehr zu hören bekommen als: Lisette und Madame? Vorhang herab! — Allgemeines Gelächter, — fürchterliches Geschrei: Aufhören! aufhören! — Nichts mehr Lisette und Madame; Vorhang herab! Pfeifen, Toben und — der Vorhang fiel.

Graf Sedlnitzky und die Censur.

Wenn die frühern Censuracten aufbewahrt worden wären, so würden sie ein lächerliches Compendium des Unsinns, der Willkür und der Geistesknechtung sein; allein es war doch besser, sie zu vernichten, und zwar nicht darum, um Sedlnitzky zu schonen, wohl aber um spätern Zeiten nicht den Augiasstall zu zeigen, und noch mehr, um uns geduldigen Schafen das Umwenden im Grabe zu ersparen, wenn unsere Enkel einst aus vollem Halse lachen und sagen werden: Himmel! und das haben sich die E— — hrenwerthen Väter so lange gefallen lassen?

Es ist die Pflicht eines Jeden, einzelne Züge, deren er sich erinnert, zu erzählen, und so der spätern Zeit

Daten zu erhalten, ohne welche die unsrige frühere nie ganz begriffen werden kann.

Wir alle, die einen Kiel bewegten, haben lange und viel von der Censur gelitten, allein so lange ist keiner gemartert worden als ich. Ich besitze Sammelgeist, und so wie ich Dosen, Anekdoten und Bücher sammelte, so sammelte ich mir auch Censuralbernheiten, und könnte mit mehren Fascikeln voll aufwarten. Ich schreibe für die Oeffentlichkeit 60 Jahre; man kann sich also denken, wie viele Rothstifte an mir verstrichen worden sind, und wie oft ich — Gott verzeihe mir's! — geflucht habe, daß sich der Erdboden hätte aufthun mögen; aber durch alle diese 60 Jahre mußte ich jedes Jahr sagen: Ach, im vorigen Jahre war's doch noch besser! Es ist sonderbar, beim Guten giebt's einen höchsten Punkt, aber das Schlechteste kann immer noch schlechter werden.

Ich will hier nur einige Leidensstationen von meinem Kreuzwege zum Calvarienberge, genannt Parnaß, aufstellen.

Als ich anfing zu schreiben, war ein gewisser Hager. Vorstand der Censur. Das war ein Engel gegen Sedlnitzky; allein dieser Engel verbot mir gleich mein erstes Stück: „Der travestirte König Lear," mit dem Bemerken, daß ein König nicht lächerlich gemacht werden dürfe. Uebrigens hatte der gute Mann doch noch Achtung für Werke und Schriftsteller von Bedeutung, und wenn man die Komödienzettel jener Zeit durchgehen will, so wird man sich wundern, welche Stücke damals noch aufgeführt werden durften, und was in den Journalen zu schreiben gestattet war. Ich hätte später den alten Hager gerne aus der Erde herausgekratzt, im Ganzen war er so übel nicht, er hatte nur seine eigenen kleinlichen Marotten. So z. B. durfte nur in den Hoftheatern „o Gott!" gesagt werden;

bei Stücken der Vorstadtbühne wurde der liebe Herrgott immer gestrichen, und dafür: „o Himmel," hingeschrieben. Am spassigsten nahm sich eine solche Censur-Correctur bei Stellen aus, welche gereimt waren. So hieß es z. B. in meinem Drama: „Salmonäa und ihre Söhne":

Treibe nicht mit Heil'gem Spott,
Und bedenk', es lebt ein Gott.

Die Correctur lautete:

Treibe nicht mit Heil'gem Spott,
Und bedenk', es lebt ein Himmel.

Der gute alte Hager war auch, und zwar mit vollem Rechte, ein Feind aller Zoten und Zweideutigkeiten. Wo er eine witterte, suchte er ihr ein Mäntelchen umzuhängen, das that er aber meistens so ungeschickt, daß dadurch eine größere Zweideutigkeit zum Vorschein kam; so weiß ich mich z. B. zu erinnern, daß statt: „sie besitzt einen weißen, üppigen Busen," corrigirt wurde: „sie ist vorne sehr schön gebaut." Selbst Anmerkungen, welche nur den Schauspieler betrafen, und gar nicht gesprochen wurden, veränderte er; so litt er z. B. niemals die Worte: „er küßt sie," sondern schrieb immer dafür hin: „er giebt ihr einen Kuß."

Ich habe in der Folge mehre Zeitschriften herausgeben wollen und die Programme dazu der Censurhofstelle vorgelegt, aber keine ist mir bewilligt worden. Auf mehre derlei Ansuchen erhielt ich gar keine Antwort, und wenn ich den Expeditsdirector bat, meine Sache zu betreiben, antwortete er mir: „Ich habe dem Grafen schon öfter Ihr Gesuch zur Erledigung zu oberst auf seine Acten gelegt, er wirft es aber immer wieder hinunter." Man sieht, ich war kein Liebling des Grafen.

Ich will jetzt noch einige Censurcorrecturen mittheilen, wie ich mich deren erinnere.

Schiller's „Don Carlos“ war lange Zeit zur Aufführung verboten, und als die Burgtheater-Direction um Zulassung einschritt, erhielt sie den Bescheid, daß das Stück gestattet würde, wenn man es so veränderte, daß der Prinz nicht in seine Stiefmutter verliebt wäre.

Ein Compositeur reichte eine Sonate ein, welche den Manen Hummel's dedicirt war (denn auch Musikalien mußten der Censur unterbreitet werden.) Da nun eine Vorschrift bestand, daß keine Dedication zuläßig sei, wenn nicht die Bewilligung hiezu von Jenem, dem Etwas dedicirt war, beigebracht wird, so forderte ein tactloser Censurbeamte von dem Compositeur die Bewilligung von — — den Manen Hummel's.

In den „Räubern“ von Schiller mußte der Vater Moor in einen Oheim verwandelt werden. Man kann denken, was es für einen Eindruck machte, wenn Carl Moor das fürchterliche „Oheimmord“ ausrief.

Der Präsident in „Cabale und Liebe“ mußte Vicedom, der Capuziner in „Wallenstein's Lager“ eine Magistratsperson heißen. ein Laienbruder

Beliebte Schauspieler und hübsche Schauspielerinnen durften nur mit Sammtpfötchen gestreichelt werden.

Die Censoren strichen nicht nur nicht wenig, sondern sie setzten auch statt des Gestrichenen nach Belieben etwas Anderes hin. So z. B. erhielt ich von einem Freunde eine wissenschaftliche Abhandlung zugesandt mit dem Ersuchen, deren Aufnahme in ein Wiener Journal zu bewerkstelligen. Die Abhandlung begann mit den Worten: „Montesquieu sagt,“ und nun war eine Stelle des Montesquieu angeführt, deren ich mich nicht mehr genau erinnere; aber nie werde ich vergessen, welche Correctur ich fand,

als ich den Aufsatz von der Censur zurückerhielt. Die Worte Montesquieu's waren ihnen vermuthlich zu freisinnig, sie strichen sie also weg, setzten gerade das Gegentheil davon hin, aber den Eingang „Montesquieu sagt,“ ließen sie stehen; sie wollten nun einmal, er müsse es so gesagt haben, wie sie wollten.

In einer meiner Novelle fragt Einer den Andern: Wo sind Sie geboren? — Dieser antwortet: Zu Köln am Rhein. Dieses war weggestrichen und dafür hingeschrieben: Zu Nürnberg. Es ereignete sich nämlich dazumal eben die unliebsame Geschichte mit dem Erzbischofe von Köln und da besorgte man daran gemahnt zu werden.

Selbst für zwei censurirte Aufsätze, welche ich in ein ausländisches Journal schickte und welche dort abgedruckt wurden, wurde ich zur Rechenschaft gezogen und bestraft. Es stand nämlich in der „k. k. Wiener Zeitung“ unter den Verstorbenen eine „Marianna H—, Kammerfrau Ihrer Majestät der Kaiserin, geborne Hölzl.“ Ich ließ dies unter meinen Fresko-Anekdoten in der „Dresdner Abendzeitung“ mit dem Beisatze drucken: „Nach dieser sinnentstellenden Wortversetzung müßte die Kaiserin eine geborne Hölzl sein.“ Die zweite Anekdote enthielt die Ankündigung einer Akademie zum Besten „der in dem Bürgerspital verarmten Bürger.“ Schönes Spital, worin die Bürger erst verarmen! Ich hatte bei Gericht gut sagen, ich habe nicht gegen das Gesetz gehandelt, ich habe nichts Uncensurirtes in das Ausland geschickt, indem die „k. k. Wiener Zeitung“ und das Placat doch ganz gewiß censurirt waren. Ich wurde zu 50 fl. Strafe verurtheilt und mußte sie bezahlen; denn es stand gleich im Urtheil, daß keine Appellation dagegen stattfindet. Wenigstens habe ich dadurch

Kaiser Franz einen Spaß gemacht denn er soll, nachdem er die Anekdote gelesen, die Kaiserin öfters im Scherze „Hölzlin" genannt haben.

Zuletzt wurde die Sache gar arg, es mußten alle Manuscripte bei der Censur in dupplo eingereicht werden, davon das eine mit dem hinausgegebenen gleichmäßig gestrichen und zurückbehalten wurde. Man kann sich vorstellen, welche Kosten bei großen Werken von vielen Bänden dem Autor verursacht wurden.

Ich will hier einer ganz absonderlichen Begebenheit erwähnen, welche mir im Jahre 1809 begegnete. Ich hatte, als der französische Krieg ausbrach, ein Kriegslied gedichtet, welches so außerordentlichen Beifall fand, daß es in tausend Abschriften circulirte. Ich reichte es bei der Censur zum Drucke ein, und erhielt es binnen drei Tagen mit der Weisung zurück: „Kann gedruckt werden, wenn der erste Schuß geschehen ist." Auf dem Heimwege von der Censur begegnete mir ein Freund und zeigte mir ein gedrucktes Kriegslied, welches er soeben gekauft hatte. Es war das meinige Wort für Wort und sogar mit meinem Namen unterfertigt. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß es die Censur einem Fabrikanten, welcher eine Abschrift besaß und diese zum Drucke einreichte, erlaubt, und mir, dem Verfasser, verboten hatte. Vermuthlich war diese einem weniger strengen Censor zugetheilt worden, und man sieht daraus, wie viel auf die Willkür der Censoren ankam. Dieses Lied war dasselbe, welches dann Erzherzog Carl in 100,000 Exemplaren abdrucken und unter die Armee vertheilen ließ, und wegen dessen ich später die Ehre hatte, von Napoleon geächtet zu werden. Wer es

nachlesen will, der findet es im ersten Bande meiner sämmtlichen Werke.

Graf Sedlnitzky wurde von Prag nach Wien berufen, um — wie man allgemein sagte — sich zu vertheidigen, warum er dort die wichtigsten Geschäftsstücke so lange unerledigt liegen ließ; und siehe da — er wurde zur Strafe (für uns) Polizei- und Censurpräsident. Was ich von Sedlnitzky's Character weiß ist nur wenig und stützt sich nur auf Hörensagen und auf Schlußfolgen, die ich mit Recht aus dem, was er gethan, ziehen kann. Ich habe ihn nie gesprochen. Wenn man sich bei ihm melden ließ, so war es seine Gewohnheit, durch den Kammerdiener bedeuten zu lassen: „Wenn es eine Censurangelegenheit betreffe, so möge man nur mit dem Hofrathe Ohms sprechen." Während er aber Schriftsteller auf diese Art abwies, ließ er Schauspieler und besonders Schauspielerinnen immer vor und unterhielt sich mit ihnen oft stundenlang. Durch Fürsprache der Letzteren gelang es Manchem bei Sedlnitzky eine schnellere Entscheidung zu erzielen. Ich meines Theils habe mich dieser Mittelspersonen nie bedienen mögen. Ueberhaupt war der Herr Polizeipräsident mehr der Director des Hofoperntheaters als der Unternehmer selbst, und alle hübschen Figurantinnen kannten ihn.

Ich habe Sedlnitzky ein paar Mal geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Er war mir überhaupt nicht gewogen, was wohl aus dem Folgenden erhellt:

Als der Hofsecretär Armbruster starb, reichten unser Drei um die dadurch erledigte Hofconcipistenstelle ein: Matthäus von Collin, damals ohne Anstellung, Alois Zettler, Casseofficial bei den Landständen, und ich. Collin erhielt gleich darauf einen Ruf als

Lehrer zu dem Herzog von Reichstadt, fiel also als Bewerber weg, und Zettler erhielt die Stelle. Man hat mir nachher gesagt, der Herr Präsident habe sich verlauten lassen, ich besäße wohl die nöthigen Kenntnisse dazu, aber ich sei ein Freigeist und besuche schlechte Gesellschaften wie z. B. — die Ludlamshöhle.

Als Gräffer plötzlich die bei Gerold erschienene Zeitschrift: „Das Conversationsblatt“ aufgab, mußte dieselbe, da dies mitten im Pränumerationsjahre geschah, fortgesetzt werden. Ich übernahm die Redaction und es gelang mir, diesem Journal bis zu Ende des Jahres über 800 Pränumeranten zu gewinnen, wodurch bereits ein ansehnlicher Gewinn erzielt war. Plötzlich aber erhielt ich eine Weisung der Censurhofstelle, das Blatt habe aufzuhören. Ich schritt dagegen ein, führte an, daß das Blatt rein wissenschaftlichen Inhalt habe, daß es nichts Censurwidriges enthalten haben könne, da jedes Blatt der Censur unterbreitet wurde, und daß es mir und der Verlagshandlung Gewinn abwerfe. Vergebens! Der Bescheid war derselbe ohne Angabe eines Grundes. Sit pro ratione voluntas! Ja man gestattete mir nicht einmal, dem Publikum zu sagen, daß ich zur Auflassung des Blattes gezwungen worden sei. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich am Schlusse des letzten Blattes folgendes Sprichwort anführte:

Sie graben so lange herum in Sachen,
Bis sie, wie die Mäuse, ein Loch drein machen.

Da ich jetzt von der Censur gesprochen habe, so will ich das Bild eines Censors aus den frühesten Zeiten aufstellen.

Joseph Freiherr von Retzer war Censor und Dichter.

Für das Letztere galt er blos darum, weil er mit Blumauer, Ratschky, Alxinger und Ayernhoff in freundschaftlichem Verhältnisse stand. Nie hat auf Jemand das Sprichwort: „Wenn man will wissen, wer Jemand ist, so schaue man, wer seine Gesellschaft ist,“ mehr gepaßt, als auf Retzer. Er mußte nun einmal ein Dichter sein, weil alle seine Freunde Dichter waren. Was er aber für einer war, mag folgende Stelle aus einem seiner Gedichte, betitelt: Des deutschen Ritters N. N. Geburtsfeier, beweisen:

Ob deiner blutigen Geschichte
Starrt mir das Herz.
O Freunde, glaubt mir, was ich dichte,
Ist Ernst, nicht Scherz.
Der Freiherr, welcher schwimmt im Blute,
In Mautern war
Geboren, wenn ich recht vermuthe
Vor fünfzig Jahr.
Er wollte lieben und nicht morden,
Und über Schrems
Zog er, nicht wider wilde Horden,
Er zog nach Krems!

und so weiter; ich will nicht das ganze lange Gedicht abschreiben, es könnte dem Leser so fade werden, als es jetzt mir geworden ist, da ich es nach 40 Jahren, wo es in meinem Selam (wohl nur captandi benevolentiae causa) gedruckt wurde, wieder las. Und diesem Dichter hat seine Vaterstadt Krems, als er sie einst besuchte, zu Ehren eine allgemeine Beleuchtung veranstaltet.

Der Mann selbst war eben so hölzern als seine Gedichte. Man stelle sich eine große, ziemlich corpulente Figur mit einem großen Kopfe und sehr markirten Gesichtszügen vor, welche kerzengerade, als ob sie an einen

Stab gebunden wäre, mit kleinen Schritten dahin trippelt, beide Arme straff hängen läßt und fast immer selbstgefällig lächelt: und man hat ein ziemlich getroffenes Porträt von dem Freiherrn von Retzer.

Als Mensch war Retzer äußerst gutmüthig und zuvorkommend, und ich kann wahrlich nicht begreifen, wie er mit diesen Eigenschaften zu dem Amte eines Censors gekommen ist. Freilich war die Censur, welche unter Kaiser Joseph ganz aufgehoben war, als sie später wieder eingeführt wurde ganz eine andere als jetzt, und es galt allein der Grundsatz, unzulässig sei nur das, was gegen den Staat, gegen die Religion und gegen die guten Sitten sei.

Auch Blumauer war Censor, und ich besitze sein Geschäftsprotokoll, darin er alle Werke, welche er zu censuriren bekam, sammt seinen Voten darüber aufzeichnete; und man sieht daraus, wie jene Männer das gute, wenn auch etwas freie Wort zu vertheidigen wußten. Ich bin überzeugt, ein damaliger Censor brauchte in zehn Jahren nicht so viel Rothstifte zum Ausstreichen, als vor dem Jahre 1848 ein Censor in einem Monate brauchte.

Retzer war einer der allernachsichtigsten. Man durfte nur zu ihm gehen, wenn man wußte, er sei der Censor eines Werkes, welches man geschrieben hatte, so zeigte er dem Autor selbst die Stellen, die er streichen zu müssen glaubte, und ließ sich die Unzulässigkeit derselben leicht abdisputiren.

Mein Taschenbuch „Selam." — Theodor Körner. — Emmanuel Veith. — Die Brüder Kronenfels. — Ein Donnerwort.

Vom Jahre 1812 bis 1817 gab ich bei Strauß alle Jahre ein Taschenbuch, also 6 Jahrgänge, unter dem Titel „Selam" heraus, welches Beifall fand.